

Badische Heimat

Dezember

4/1998

~~Sch~~ ~~Ob~~ ~~Ma~~ ~~Hh~~ ~~BW~~

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Karl Biese, *Scheidender Tag*, Farblithographie, 67x97 cm

Wir machen den Weg frei

...für die Verwirklichung Ihrer Träume



Sie haben Träume für morgen, die Sie heute verwirklichen möchten.

Wir helfen Ihnen dabei mit unseren Kreditangeboten – damit Ihre Träume nicht ins Wasser fallen.

Die freundlichen
Banken mit
Kompetenz vor Ort
<http://www.vrnet.de>

 **Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**

Unser FinanzVerbund:

SGZ-Bank
AKTIENGESELLSCHAFT

Karlsruhe,
Frankfurt



Bausparkasse
Schwäbisch Hall



R+V
Versicherung



Süddeutsche
Krankenversicherung



Deutsche
Genossenschafts-
Hypothekbank



Münchener
Hypothekbank



DIFA
Deutsche
Immobilien Fonds



Union
Investment



VR-Leasing

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender:
Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Fax 07 21 - 2 07 82

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24
Fax (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00-18.00 Uhr,
Di. 8.00-12.00 Uhr,
Do. 8.00-12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 14,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg - Nördlicher Breisgau
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:
G. Braun electronic media services GmbH
Anzeigenverwaltung: Rolf Dambach
Karl-Friedrich-Str. 14-18
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 1 65-2 59, Fax (07 21) 1 65-8 38
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen: G. Braun electronic media services GmbH

Inhalt

<i>Vorspann</i>		<i>DAS „Mannheim-Archiv“</i>	
Adolf Schmid, Freiburg	507	<i>Konzepte einer zeitgemäßen Vergegenwärtigung der Stadtgeschichte im Stadtarchiv Mannheim</i>	
I. Kunst und Kultur der 50er Jahre		Udo Wennemuth, Mannheim	607
Heinrich Hauss, Karlsruhe	509	<i>Der letzte Freiherr von Draia</i>	
<i>Glanz in der Hütte</i>		<i>Zu seinem 200. Geburtstag</i>	
Wolfgang Heidenreich, Freiburg	513	Dr. Johannes Werner	613
<i>Darmstädter Kunstgespräche</i>	516	<i>Peter Regenscheid (1815–1886)</i>	
<i>„Ein Plakat soll ein Blickfang sein“</i>		<i>Vom Küfergesellen zum Lok-Führer und Revolutionär (?)</i>	
<i>Vom wahren Wert der „Waren-Werte“.</i>		Bertold Elzer, Bergisch-Gladbach	618
<i>Historische Plakate als Auskunftsbüro</i>		<i>Georg Weber 1808–1888</i>	
Horst Steffens, Mannheim	518	<i>Weltgeschichte der gebildeten Stände,</i>	
<i>Vom Flußbaden zur Bäderkultur</i>		<i>Königsarbeit eines Historikers</i>	
<i>Schwimmen in Mannheim in den Fünfziger Jahren</i>		Karsten Weber, Karlsruhe	622
Kurt Möser, Mannheim	523	III. Literatur	
<i>Konzeption der Moderne</i>		<i>Anette von Droste-Hülshoff am Bodensee</i>	
<i>Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim</i>		Wilderrich Frhr. Droste zu Hülshoff,	
Andreas Schenk, Mannheim	531	Kirchzarten	628
<i>„Einer frohen Zukunft entgegen!“</i>		<i>Ein Zufall und eine liebevolle Tradition</i>	
<i>Zur Situation der Kunst in der Deutschen Demokratischen Republik der 50er Jahre – Eine Chronologie</i>		<i>Badenweiler festigte sein Tschschow-Gedenken</i>	
Martin Stather, Mannheim	547	Adolf Schmid, Freiburg	639
<i>„Deshalb werde ich das Stück aufführen“</i>		<i>Minna Flake, die rote Frau</i>	
<i>Über eine Weltaufführung und einen Skandal in einem wenig bekannten Stück Mannheimer Theatergeschichte</i>		Reiner Haehling von Lanzener, Bad.-Bad.	645
Peter Sinnemann, Wiesbaden	556	<i>Gegen die Verstaatlichung des Menschen, für eine Vermenschlichung des Staates</i>	
II. Geschichte		<i>Eine Erinnerung an Udo Rusker und seine „Deutschen Blätter“</i>	
<i>Vor 80 Jahren – November 1918</i>		Manfred Bosch, Lörrach	652
<i>Zur Abdankung des letzten badischen Großherzogs Friedrich II</i>		IV. Kunst	
Leonhard Müller, Karlsruhe	567	<i>Deutsche Künstler Kolonien 1890–1910</i>	
<i>Aloys Henhöfer und die Anfänge der evangelischen Gemeinde Durmersheim</i>		Brigitte Baumstark, Karlsruhe	659
Gerhard Schwinge, Durmersheim	574	<i>Eva Lützenkirchen</i>	
<i>In der Ritterrüstung spiegelt sich die Zeitenwende</i>		Ursula Merkel, Karlsruhe	670
<i>Des Kaisers Feldhauptmann Franz von Sickingen starb vor 475 Jahren auf der Veste Nanstein</i>		<i>Friedrich Knödler 1920–1988</i>	
Karl Banghard, Oberderdingen	585	Andrea-Sivia Vegh, Lörrach	677
<i>Vom Pferdejungen zum Weltbestseller-Autor</i>		<i>Der Kunstmaler Lambert Sachs (1818–1903)</i>	
Max Köhler, Schutterwald	595	Hans Joachim Bodenbach, Glinda	684
		V. Memoriam	
		<i>Prof. Dr. Ingeborg Krummer-Schroth 1911–1998</i>	
		Eva Zimmermann, Freiburg	697
		<i>Karl Siegfried Bader gestorben</i>	
		Adolf Schmid, Freiburg	700
		VI. Buchbesprechungen.	701

Vorspann



Adolf Schmid

Darauf legen wir großen Wert: Badisch



Dieser Text, liebe Badenerinnen, liebe Badener, hätte von uns stammen können, stand aber so – nur viel größer! – in der „Badischen Zeitung“ vom 13. Oktober 1998 (sie erscheint im „Badischen Verlag“ Freiburg). Seit kurzem hat die „BZ“ ein neues „Layout“, ist neu gestaltet, hat vor allem einen neuen Kopf. Die Verleger und Redakteure haben nun dazu die Leser befragt; die Meinungen sind gar unterschiedlich, viele halten das neue Erscheinungsbild für „gewöhnungsbedürftig“, zum Teil wird es total abgelehnt, etliche scheinen „ganz zufrieden“ zu sein.



Aber ein Punkt ist auffällig: Nicht eine einzige negative oder kritische Anmerkung gab es zum badischen Wappen, das sich jetzt sogar in Farbe aufdrängt – dagegen aber erstaunlich viel begeisterte Zustimmung: „Es freut mich, daß Sie das badische Wappen im Kopfe gelassen und sogar farbig gemacht haben. Sie versuchen Tradition und Fortschritt zu versöhnen“.

– „Der Kopf und das badische Wappen sind o. k.“. – „Das badische Wappen macht sich wunderbar“ (Dr. Bittighofer, Reg. Vizepräsident a. D.). – „Das badische Wappen ist sehr gut – riesig!“ – „Der Kopf mit dem badischen Wappen gefällt mir“. – „Der neue Kopf ist gut, fast liebenswürdig“. – „Der neue Kopf mit dem badischen Wappen gefällt mir ausgezeichnet“. Also: Baden lebt in seinen Symbolen!

In derselben Nummer der „BZ“ wurden dann im Werbeteil „Brägle, Sulz und Bibbeleskäs“ als Elemente der Substanz „badischer Identität“ herausgestellt; das gefällt uns weniger. Dazu passend wäre da ja nur noch die Identifikation Badens durch Bollenhut und Kuckucksuhr. Inzwischen wirbt die „Badische“ auch sehr viel besser: „Aus aller Welt täglich für Baden!“ Es ist aber doch nicht nur das alte Wappen, das „Baden“ zusammenhält. Sicher auch nicht das „Badner-Lied“! Es gibt viele Biographien, künstlerische, literarische, politische Interpretationen der „etwas anderen Mentalität der Badener“. Freilich: „Baden – das ist eine zähe, vertrauliche und etwas verzwickte Familie!“ Diese Einsicht des großen Badenens Wilhelm Hausenstein, dessen Bedeutung wir wieder einmal verdeutlichen sollten, nahm Amadeus Siebenpunkt gleich als Vorwort für sein „Deutschland deine Badener!“ Es ist wohl zu einfach zu sagen: „Badener... sind vor allem dann Badener, wenn sie... für Schwaben gehalten werden“. Aber die Badener haben ja nicht nur württembergische Brüder und Schwestern, sie haben auch Nachbarn im Süden und Westen. Besteht „badische Identität“ vor allem durch Abgrenzung? „Badener“ – gibts die überhaupt? Im heutigen Bundesland Baden-Württemberg wird kräftig versucht, den Trennungsstrich durch einen Bindestrich zu ersetzen; auf badischer Seite spürt man bisweilen deutlich die Allergie gegenüber den hegemonialen Zumutungen aus Stuttgart. Gibts also „typisch Badisches“? Wir wollen es wieder einmal versuchen, zu diesem Thema Beiträge zu sammeln. Schreiben Sie uns doch Ihre Meinung, Ihre Erfahrungen, Ihre Beobachtungen! Möglichst witzig und humorvoll, ja?

Mit freundlichem Gruß Ihr Adolf Schmid

Wir wünschen unseren
Mitgliedern und Freunden
- in Baden und in der Welt -
ein gutes Jahr

1999

Landesvorstand, Beirat
und Regionalvertreter der
„Badischen Heimat“



Kunst und Kultur der 50er Jahre – und einige kritische Anmerkungen

Die RHEIN-NECKAR-DREIECK e. V. – Baden/Hessen/Pfalz – veranstaltet in der Zeit von Ende 1998 bis 1999 eine breit angelegte Rückschau auf „KUNST UND KULTUR DER 50er JAHRE“.

Für die Badische Heimat ist die Veranstaltungsreihe ein Anlass, in ihren Heften auf diesen das Bundesland übergreifenden Raum hinzuweisen. Die mehr als 250 Veranstaltungen zu dem Thema „50er Jahre“ in Mannheim, Ludwigshafen, Heidelberg, Speyer werden dezentral angeboten und sind geeignet eine kulturelle Identität dieses Raumes zu schaffen, die über bloße Stadt- und Landesgrenzen hinausgeht. Der Schriftleiter hat vor kurzem in den Heften davon gesprochen, daß sich die alten heimatischen Räume „neu gliedern“ (Heft 3/1998). Aber diese Räume gliedern sich nicht nur neu im regionalen Sinne, sondern sie arbeiten auch anders als die „kleinräumlichen Heimaten“: Unternehmen schließen sich im Hinblick auf ein Thema zusammen, Institutionen und Kommunen arbeiten zusammen mit dem Ziel der Stärkung der Region und der Förderung der Region. Das kulturelle Programm „50er Jahre“ im Rhein-Neckar-Dreieck zeigt, welche Potenzen dabei freigesetzt werden können. Einer Kommune allein, einem Museum allein wäre die Vielfalt und Differenziertheit des Angebotes nicht möglich. Ich denke, es ist auch eine Aufgabe der Badischen Heimat, solche Entwicklungen wahrzunehmen und an ihre Leser weiterzugeben.

Wir haben für Heft 4/98 das Thema der „50er Jahre“ mit einigen Aufsätzen dankbar aufgenommen und danken den Autoren, die

kurzfristig bereit waren, einen Beitrag für das Heft zu schreiben. Eine kurze Einführung zu dem Thema übernehmen wir dem Editorial des Programmheftes des „Rhein-Neckar-Dreiecks“.

„Soviel Aufbruch war noch nie“ – die 50er Jahre mit ihren Widersprüchen und den Spannungen zwischen schillernder Moderne und Zügen demonstrativer Beharrung üben eine anhaltende Faszination aus und sind ein prägendes Jahrzehnt deutscher Geschichte. Gerade die bevorstehende Jahrtausendwende fordert zum Rückblick auf. Substantiell wurde in den 50er Jahren das Heutige bereits angelegt, der stabilisierte ökonomische Hintergrund wie die kulturellen Phänomene. Vieles, was damals seinen Ursprung hatte, ist heute eine Selbstverständlichkeit, so das Fernsehen, die ausgeprägte Reisefreudigkeit der Deutschen oder die Werbung. Ein weiteres Merkmal des Jahrzehnts sind ein neuer, liberaler und kritischer Journalismus, zum Beispiel die Hamburger Dreifaltigkeit von Zeit, Stern und Spiegel oder literarische Größen wie Thomas Mann oder Hemingway. Im scheinbaren Widerspruch dazu steht die bissige Bemerkung Hans Magnus Enzensbergers, der Warenhauskatalog sei der meistgelesene Bestseller dieser Zeit – ein Hinweis darauf, daß die heutige konsumistische Lebensweise entscheidend in den 50er Jahren geformt wurde. In dieser Periode wandelten sich viele Luxusgüter, die lange Zeit nur wenigen zugänglich waren, zu weitverbreiteten Gebrauchsgütern. Mit der Massenmotorisierung geht das Wirtschaftswunder einher, personifiziert durch Ludwig Erhard, den „dicken Mann mit der Zigarre“. Der Freßwelle folgten die Beklei-

dungswelle, die Einrichtungswelle und die Reiseswelle. Mit den sportlichen Erfolgen, dem „Wunder von Bern“ wuchs ein neues Selbstbewußtsein: „wir sind wieder wer“, Sieger „made in Germany“. Massenmedien und Massenkommunikation trugen zum Transport dieses Gefühls bei und machten Stars wie James Dean, Elvis Presley, Romy Schneiders „Sissi“ oder Peter Kraus bekannt. Rockn Roll aus dem Kofferradio, Hula-Hoop und mit dem Käfer in die Ferien wo „bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt“: kaum ein Zeitabschnitt der deutschen Geschichte ist rückblickend so positiv besetzt wie die „Wirtschaftswunderjahre“, trotz Verdrängung und Kaltem Krieg. Die Fiktion des HB-Männchens: „Es geht alles wie von selbst“ wurde das Motto für die Freizeitgestaltung und das Leben in den eigenen vier Wänden.

Einige kritische Anmerkungen seien noch erlaubt. Die Musealisierung unserer Lebenswelt, unserer Lebenswelten schreitet in immer kürzer werdenden Abständen im Verhältnis zum historischem Material fort. Je schneller die gegenwärtigen Lebenswelten „ablaufen“, desto geringer wird die Wahrnehmungsfähigkeit dessen, was eigentlich abläuft. Wahrnehmbar ist so nur das kompakt Musealisierte. Das Museum ist gewissermassen die Wahrnehmungsform dessen, was anders wegen der Schnelligkeit der Abläufe nicht mehr wahrnehmbar wäre. Der Sinnbedarf wird retrospektiv historisch bedient, da die Philosophen ihn nicht mehr prospektiv bedienen können, noch wollen. Wer nach dem

Ende der auf eine Zukunft gerichteten „grossen Erzählungen“ (Lyotard) einen Erzählbedarf hat, muß das Material dazu aus der Vergangenheit nehmen, wobei die Zeiteinheiten sich auf Dekaden reduzieren: 50er Jahre, 60er Jahre. Trotz Schnelligkeit der Lebensabläufe und ihrer Musealisierung in Dekaden, trotz retrospektive befriedigten Sinnbedarfs müssen solche Unternehmungen eine konsumresistente Botschaft haben, wenn es nicht nur das Arrangement eines bric-a-brac sein soll.

Der „Aufbruch“ der jungen Bundesrepublik in eine amerikanisch konsumistisch verstandene Nachkriegs-Moderne war genau besehen ein Nachholen von Entwicklungen, die anderswo längst stattgefunden hatten. Insofern war der „Aufbruch“ relativ harmlos und ist heute im Rückblick umso leichter konsumierbar.

Funken für unsere eigene Situation am Ende des Jahrhunderts werden sich aus der Retrospektive der 50er Jahre nicht schlagen lassen. Und doch, es gelten wohl immer noch die Schlußverse von Günther Eichs Hörspiel „Träume“ (Erstsendung 1951): „Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind“. Glaube keiner, daß nach dem Zusammenbruch der Ideologien 1989 weniger „Ordner der Welt“ am Werke sind. Vielleicht wird unsere Dekade der 90er Jahre einmal in die Geschichte eingehen als die Dekade der neuen, bisher nicht gekannten Weltordner, transnational und kaum wahrnehmbar.

Heinrich Hauß,
Schriftleitung



Kunst und Kultur der 50er Jahre Kultureinrichtungen im Rhein-Neckar-Dreieck und 3sat

Ausstellungs- und Veranstaltungsübersicht (mit Telefon-Nummern für Besucher)

Bildende Kunst

- Städtische Kunsthalle Mannheim, Moltkestr. 9, 68165 Mannheim, Tel. 0621 / 293-6428
MENSCHENBILDER - FIGUR IN ZEITEN DER ABSTRAKTION (1945 - 1955)
18.10.98 - 31.01.99
tägl. 10.00 - 18.00 Uhr, Do 10.00 - 20.00 Uhr, Mo geschlossen
- Wilhelm-Hack-Museum, Berliner Str. 23, 67059 Ludwigshafen, Tel. 0621 / 504-3411
KUNST IM AUFBRUCH. ABSTRAKTION ZWISCHEN 1945 UND 1959
18.10.98 - 31.01.99
tägl. 10.00 - 17.30 Uhr, Do 10.00 - 20.00 Uhr, Mo geschlossen
- Kurpfälzisches Museum und Heidelberger Kunstverein, Hauptstr. 97, 69117 Heidelberg, Tel. 06221 / 583412
oder 184086
BRENNPUNKT INFORMEL. DEUTSCHE KUNST DER 50ER JAHRE
QUELLEN - STRÖMUNGEN - REAKTIONEN
08.11.98 - 17.01.99
Di - So 10.00 - 17.00 Uhr, Mi 10.00 - 21.00 Uhr, Mo geschlossen
- Mannheimer Kunstverein, Augustaanlage 58, 68165 Mannheim, Tel. 0621 / 402208
„EINER FROHEN ZUKUNFT ENTGEGEN“ KUNST DER 50ER JAHRE IN DER DDR
01.11.98 - 24.01.99
Di - Fr 12.00 - 18.00 Uhr, Sa /So 10.00 - 17.00 Uhr, Mo geschlossen
- Kunstverein Ludwigshafen e.V., Bismarckstr. 46, 67059 Ludwigshafen, Tel. 0621 / 528055
ZWISCHEN ABSTRAKTION UND WIRKLICHKEIT - FOTOGRAFIE DER 50ER JAHRE
06.11.98 - 31.01.99
Di, Mi, Fr 12.30 - 17.00 Uhr, Do 12.30 - 20.00 Uhr, Sa /So 11.00 - 17.00 Uhr, Mo geschlossen
- Museum Théo Kerg, Talstr. 52, 69198 Schriesheim, Tel. 06203 / 6020
VON DER ABSTRAKTION ÜBER DAS HALBFIGURATIVE ZUM TAKTILISMUS - DIE 50ER JAHRE IM
WERK THEO KERGS
22.11.98 - 31.1.99
So 14.00 - 17.00 Uhr, Mi 17.00 - 19.00 Uhr u. n. V.
- Galerie im Bürgerhaus Neckarstadt-West, Lutherstr. 15-17, 68169 Mannheim, Tel. 0621 / 315956
RUDI BAERWIND: DIE FÜNFZIGER JAHRE
27.11.-20.12.98
Di-Fr 10.00 - 17.00 Uhr, So 11.00 - 15.00 Uhr

Lebenswelten

- Reiss-Museum Mannheim, Säulenhalle und Hofgebäude C 5, 68159 Mannheim, Tel. 0621 / 293-9729
DIE REPUBLIK KOMMT IN BEWEGUNG - RENDEZVOUS AM NIERENTISCH
17.11.98 - 28.02.99
Di - So 10.00 - 17.00 Uhr, Mo geschlossen
- Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Museumsstr. 1, 68165 Mannheim, und Museumsschiff
am Neckar, Tel. 0621 / 4298741
- WAREN-WERTE. VOM WIEDERAUFBAU ZUM WIRTSCHAFTSWUNDER. Plakatausstellung
15.10.98 - 14.2.99 (Museumsstr. 1)
- KINDERTRÄUME. BLECHSPIELZEUG AUS ALTEN ZEITEN
26.11.98 - 10.01.99 (Museumsstr. 1)
- PACK DIE BADEHOSE EIN - SOMMERLICHES FREIZEITVERGNÜGEN IN DEN 50ER JAHREN
27.01.99 - 19.09.99 (Museumsschiff)
Di, Do 9.00 - 17.00 Uhr, Mi 9.00 - 20.00 Uhr, Fr 9.00 - 13.00 Uhr, Sa 10.00 - 17.00 Uhr,
So 10.00 - 18.00 Uhr, Mo geschlossen (Museumsstr. 1 und Museumsschiff)
- Auto & Technik Museum Sinsheim e.V., Obere Au 2, 74889 Sinsheim, Tel. 07261 / 92990
- HOLLYWOOD DREAM CARS
Dauerausstellung
- DER „ISAR“ WAR EIN STERN AM AUTOHIMMEL
01.11.98-31.03.99
tägl. 9.00 - 18.00 Uhr
- Technik-Museum Speyer, Geibstr. 2, 67346 Speyer, Tel. 06232 / 67080
EUROPÄISCHE OLDTIMER
01.10.98 - 30.04.1999
tägl. 9.00 - 18.00 Uhr

❖ Tageskalender im Internet: www.rnd.de

❖ Infotelefon 50er Jahre, Mannheimer Versicherungen, Tel. 0621 / 4574926
Mo - Fr 9.00 bis 16.00 Uhr





- Textilmuseum Max Berk, Brahmstr. 8, 69118 Heidelberg, Tel. 06221 / 800317,
in Zusammenarbeit mit dem Kurpfälzischen Museum Heidelberg, Tel. 06221 / 583408
ENDLICH WIEDER CHIC - DAMENMODE DER 50ER JAHRE
25.10.98 - 31.01.99
Mi, Sa, So 13.00 - 18.00 Uhr
- Luisenpark Mannheim, Ausstellungshalle im Pflanzenschauhaus, 68165 Mannheim, Tel. 0621 / 410050
„WAS OMA UND OPA NOCH WUSSTEN“ - GÄRTNERN IN DEN 50ER JAHREN
06.11.98 - 26.11.98
WEIHNACHTEN IN DEN 50ERN
27.11.98 - 06.01.99
tägl. 10.00 - 16.30 Uhr (Pflanzenschauhaus)
- Stadtarchiv und Mannheimer Architektur- und Bauarchiv, Tel. 0621 / 2937027; Ausstellungsort: Handwerks-
kammer Mannheim, B 1, 1-2, 68161 Mannheim
EINE NEUE STADT MUSS HER!? ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU DER 50ER JAHRE IN MANNHEIM
17.01.99 - 13.03.99
Di, Mi 11.00 - 18.00 Uhr, Do-So 11.00 - 19.30 Uhr, Mo geschlossen
- Markthaus, das soziale Öko- & Secondhand-Kaufhaus, Wattstr. 21-23, 68199 Mannheim, Tel. 0621 / 833680
in Zusammenarbeit mit der Mannheimer Abendakademie, Tel. 0621 / 1076177
WIRTSCHAFTSWUNDER IM MARKTHAUS. Verkaufsausstellung und Veranstaltungsreihe
27.11.98 - 22.01.99
Mo - Fr 9.30 - 20.00 Uhr Sa 9.30 - 16.00 Uhr
- Volkshochschule der Stadt Ludwigshafen am Rhein, Im Bürgerhof, 67012 Ludwigshafen, Tel. 0621 / 5042625
VORTRÄGE
11/12.98
- Volkshochschule Heidelberg, Bergheimer Str. 76, 69115 Heidelberg, Tel. 06221 / 911911
VORTRÄGE, WORKSHOPS, FÜHRUNGEN
10/11/12.98
- BASF Freizeitprogramm, Betriebsratsgebäude, 67056 Ludwigshafen, Tel. 0621 / 6046647
VORTRÄGE
10/11/12.98
- Freie Akademie der Künste Mannheim, U 3, 1, 68161 Mannheim, Tel. 0621 / 1224007
VORTRÄGE, LESUNG / KONZERT
12.98-2.99

Musik, Theater, Film/TV

- BASF Kulturelle Veranstaltungen, Feierabendhaus, 67056 Ludwigshafen, Tel. 0621 / 6043240
STAATSPHILHARMONIE RHEINLAND-PFALZ, SINFONIEKONZERT
16./17.11.98
SCHLÄGERREVUE „FIFTY FIFTY“
20./21.11.98
FASCHINGSREVUE
09.02.99
- 3sat, Pressestelle, c/o ZDF, Postfach 4040, 55100 Mainz, Tel. 06131 / 706406
GROSSE FERNSEH-RETROSPEKTIVE „DIE 50ER JAHRE“ IN 3sat
22.11.98 - 23.12.98
- Cinema Quadrat Mannheim, Collini-Center, 68161 Mannheim, Tel. 0621 / 21242
DIE 50ER JAHRE IM FILM
12.11.98 - 21.11.98
- Theater der Stadt Heidelberg, Theaterstr. 4, 69117 Heidelberg, Tel. 06221 / 583523
BRUDER EICHMANN
Premiere: 21.2.99; weitere Termine 25.02., 01.03., 06.03., 10.03., 08.04., 23.04., 09.05., 26.05.99
- Theater im Pfalzbau, Ludwigshafen Tel. 0621 / 5042558
FAST EIN POET
25.11.98
- Theaterhaus TIG 7, G 7, 4b, 68159 Mannheim, Tel. 0621 / 154973 oder -76
ZWISCHEN CHARLIE PARKER UND CHARLEYS TANTE
26./27.02.99
- KulturNetz Mannheim-Ludwigshafen, H 2, 4, 68159 Mannheim, Tel. 0621 / 1224887; Tickets: 0180/5000 494
„SOUVENIRS, SOUVENIRS“, DIE 50ER-JAHRE-REVUE im Kulturzentrum Alte Feuerwache Mannheim
Premiere: 30.09.98, Aufführungen 7. u. 28.10., 19. u. 26.11., 10. u. 29.12.98

- ❖ Tageskalender im Internet: www.rnd.de
- ❖ Infotelefon 50er Jahre, Mannheimer Versicherungen, Tel. 0621 / 4574926
Mo - Fr 9.00 bis 16.00 Uhr



Zeitgänge

Aus dem Archiv der Badischen Zeitung

Die „Badische Zeitung“ (Freiburg) druckt in einer Beilage alle 14 Tage alte Beiträge nach, die 40–50 Jahre alt sind. Sie werden von Wolfgang Heidenreich aus aktueller Sicht kommentiert. Wir dürfen diesen Nachdruck bringen mit freundlicher Zustimmung von Chefredaktion und von Herrn Heidenreich; wir bedanken uns ganz herzlich. Diese Texte passen sehr gut in die Thematik dieses Heftes.

Wolfgang Heidenreich



Glanz in der Hütte

Badische  Zeitung 19. September 1998

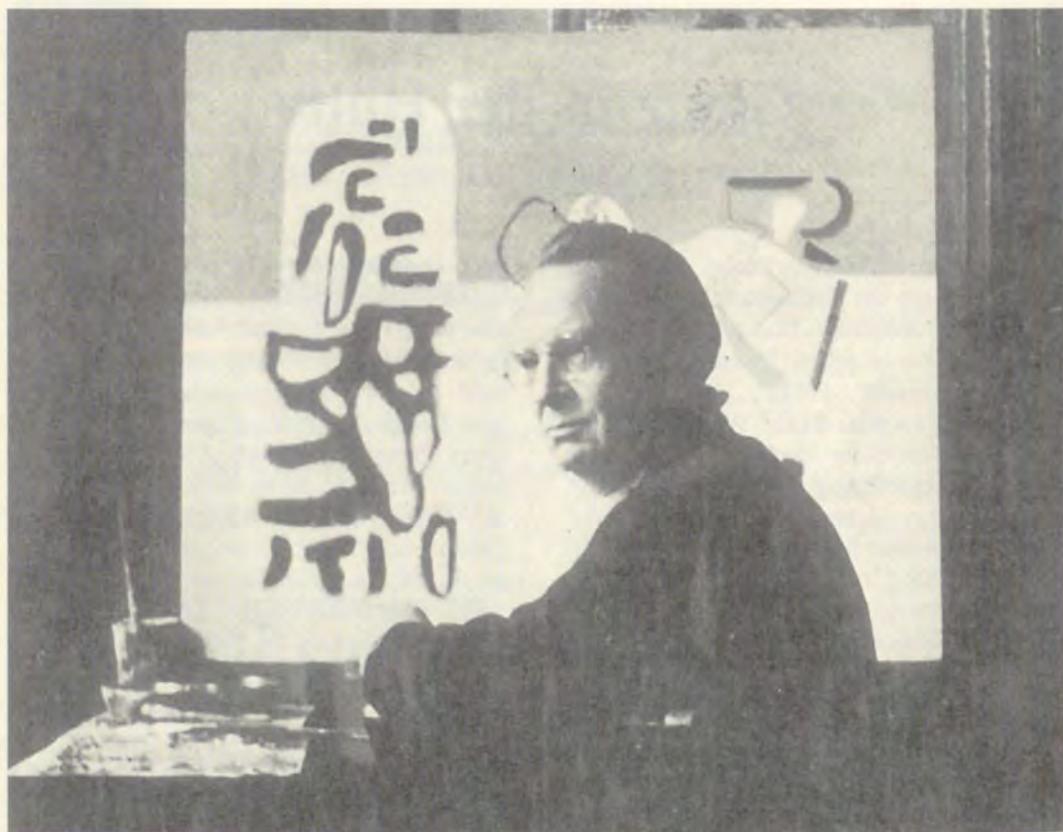
Unter den Kulturzeitschriften der späten 40er Jahre, die als Fachorgane einer anheimelnd-abendländischen Traditionspflege und gediegen-humanistischen Heilsbotschaft mit Titeln wie „Aussaat“, „Fähre“, „Horizont“, „Die Kunst und das schöne Heim“, „Wort und Wahrheit“, „Die Sammlung“ den Nachkriegshunger nach Höherem stillten, gedieh auch ein Heft mit dem programmatischen Titel „Glanz“. Ja! Weg mit Düsternis und Schatten der jüngsten Vergangenheit, weg mit der orientierungslosen Trübsal des Werteverfalls, und abendländischer Glanz in die deutsche Hütte! Und Aussaat muß sein, aus der in der bürgerlichen Mitte „Besee- lung, Tiefe“ und „innere Vornehmheit“ als Gegenkräfte gegen alle „materiellen, lasziven und dämonischen Strömungen“ wachsen kann. Kein Zweifel: Zu diesen rechnet man auch die ab 1949 ins Blickfeld tretende moderne Malerei mit ihren expressiven, surrealen und vor allem

auch abstrakten Formfindungen, und so rechnet Glanz ab mit den Entartungen der Klee und Dix, der Baumeister und Schlemmer, Kandinsky und Mondrian, Picasso und Chagall. Derlei habe keinen, oder destruktiven Gemütswert, und deshalb, teilte Glanz nach einer Umfrage unter Primanern mit, lehnten 50 Prozent der jungen Befragten die moderne Malerei „radikal ab“, nur vier Prozent seien von ihr auch nur „beeindruckt“. Laßt Umfragen sprechen! Und so finden die in Mode kommenden Maulbeschauer des Volkes heraus, daß 99 Prozent der Gesamtbevölkerung die abstrakte Kunst ablehnen. So pfeift der Zeitgeist weiter auf eine Kunst, die eben noch am Pranger der Nazis Objekt kollektiver Empörung gewesen war: „Nie vorher und nie wieder hat moderne Kunst mehr Menschen erreicht wie in der Negativschau „Entartete Kunst“ (Georg Bussmann). Wer es im Klima klammheimlicher Kontinuitä-

ten dennoch unternahm, dem „Menschenbild in unserer Zeit“ auch im Spiegel der modernen Kunst ins Gesicht zu schauen, der konnte damals in den sich diametral überkreuzenden Wegweisungen zweier 1947 und 1948 erschie- nener Bücher kontrastreicher Orientierungshil- fe finden. Zwei Bücher – zwei Welten: Hans Sedlmayrs düsterer Klassiker eines christlich- konservativen Antimodernismus „Verlust der Mitte“ bewertete „Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit“ und rannte als Bestseller mit der Dia- gnose einer tödlichen Erkrankung der europäi- schen Kultur 100 000 konservative Leser-Türen ein: Das Nichts breite sich aus um den Men- schen und in ihm. Die Tore der Unterwelt seien geöffnet, eine Krankheit zum Tode ergieße sich in das ganze Leben und durchsetze es in allen Bereichen. Vor allem das Gottesverhältnis sei gestört – das sei der Verlust der wesentlichen

Mitte. Und in der verlorenen Mitte stehe „der leergelassene Thron für den vollkommenen Gottmenschen.“ Wie man dem chaotischen Zustand einer zersetzten Kultur helfend bei- kommen könne? Durch eine neue Sakralkunst, eine neue Gestalt des Kirchenbaus, einen neu- en Totenkult. Dieser paradigmatische Befund wurde von einem christlich gewandeten, wendi- gen Burgenländer (Jg. 1896) dargeboten, der sich in Wien von 1936–1945 als Professor der Kunstgeschichte nicht gerade als Gegner des Naziungeists profiliert, danach bis 1948 das sprechende Pseudonym Hans Schwarz überge- zogen hatte, um dann mit seiner fundamenta- len Verlustanzeige der religiösen „Mitte“ Furo- re und Schlagwortgeschichte zu machen.

Aus scharfem Gegenlicht und konträren Hoffnungen und Lebenserfahrungen stammt Willi Baumeisters (1889–1955) einprägsamer Programm- und Utopiebegriff der Moderne:



Willi Baumeister 1889–1955): Seine Konfession – „Das Unbekannte in der Kunst“!

„Das Unbekannte in der Kunst“. Der von Cezanne bewegte Hölzelschüler, „Freund von O. Schlemmer, F. Léger und Le Corbusier teilte die Reformhoffnungen und den Technikoptimismus der Bauhauslehrer, forschte zugleich in seiner Bildsprache nach mythisch-archaischen Ausdruckswelten. Die Nazis belegen ihn, den die „Frankfurter Zeitung“ 1929 als „klinischen Fall“ verunglimpft hatte, mit Malverbot, vertreiben ihn aus seinem Frankfurter Lehramt. Als Akt der Selbstbefragung und Befreiung schreibt er 1943/44 auf einer 80 x 80 Zentimeter kleinen Tischplatte unter den Augen der Gestapo seine analytisch-meditative Konfession:

„Das Unbekannte in der Kunst“ – keine Kampfschrift, sondern eine Denk- und Seherschule.

Er setzt den strukturkonservativen Systemen nachbildenden Epigonentums mit ihren Nach-Produktionen des Bekannten die unruhige, schöpferische Offenheit des Sehens und Gestaltens im bislang unsichtbaren Bestand des Unbekannten entgegen. Auch er spricht von einer „Leeren Mitte“: Sie ist – wie bei der Mystik und der östlichen Weisheitslehre – der Ort einer wachen, unwillkürlichen Findekraft, die als Teil der schöpferischen Weltkräfte dem Unbekannten zur Erscheinung verhilft. In den konstruktivistischen Bildgesetzen wie Maß.

Darmstädter Kunstgespräche

Diskussionen und Ausstellung „Das Menschenbild in unserer Zeit“

Badische  Zeitung 19. September 1998

Ist die moderne Kunst ein Spiegel unserer Zeit? Viel verlästert, der Mehrzahl des Publikums unverständlich, scheint die bildende Kunst weit mehr noch als die neue Musik in einen schmalen Randbezirk des öffentlichen Lebens gedrängt. Ist diese Vereinzelung symptomatisch? Prägt sich in der Kunst noch das Bild des Menschen aus, der sie formt, oder ist es daraus entschwunden und hat sie heillos und entseelt zurückgelassen?

Solche Fragen zu diskutieren und wenn möglich zu klären, waren zur Eröffnung der Sommerausstellung der „Neuen Darmstädter Sezession“ zahlreiche Künstler, Kunsthistoriker und Kritiker, aber auch Wissenschaftler anderer Disziplinen zusammengekommen. Drei Tage dauerte das „Darmstädter Gespräch 1950“, in einer Stadt, die seit der Jahrhundertwende lebhaften Anteil an den neuen Wegen der Kunst genommen hat und trotz Zerstörung und geringen Mitteln heute noch tätige Initiative dafür aufbringt. Hunderte von Hörern folgten den Reden und Diskussionen, lebhaft interessiert, mitunter sogar leidenschaftlich teilnehmend, ein Auditorium aus einheimischen und auswärtigen Künstlern und Kunstfreunden.

Die Frage nach dem Menschenbild in unserer Zeit, die das Motto der Kunstaussstellung war, geht nicht nur die Künstler und Kunstgelehrten allein an. So kamen bei der Darmstädter Veranstaltung mit Recht auch die Theologen und Philosophen, die Soziologen, Mediziner und Biologen zu Wort. So viele bekannte Namen sich auch unter den Diskutierenden befanden, verloren sich bei den Debatten doch die meisten Redner in ausgedehnte Monologe, und ein echtes wechselseitiges Gespräch kam auch bei diesen Experten, die an langen

Tischen auf dem Podium sich gegenüber saßen, kaum je zustande.

Allein, eben in der Vielfalt der divergierenden Meinungen, in der Unfähigkeit, sie einander anzunähern, schien sich ein Charakteristikum der heutigen allgemeinen Situation zu zeigen: ihre Verfahrenheit und die Schwierigkeit, durch die Widersprüche hindurchzufinden, wie auch das heiße Verlangen nach Lösung und nach Klarheit.

Schon am ersten Abend war mit dem Referat des Wiener Kunsthistorikers Hans Sedlmayr über die „Gefahren der modernen Kunst“ das Zentrum der heftigen Dabatten, der Zustimmungen und Widersprechungen gegeben. Drei Tage lang stand er im Kreuzfeuer der Meinungen, als am meisten umkämpfte Figur des Kongresses. Wie in seinem Buche „Verlust der Mitte“ suchte er in seinem Referat an der Kunst die Krankheitssymptome der Zeit nachzuweisen, die Krise des ganzen, übertechnifizierten Daseins, worin der Mensch mit der voranrasenden technischen und wissenschaftlichen Entwicklung nicht mehr fertig werde, und seine Ratlosigkeit und Verzweiflung sich deutlich an den Gebilden der Kunst abzeichne. Kennzeichnend für diese Entwicklung sei es, nach Sedlmayr, daß seit Hegel die Kunst selbst immer häufiger als überholte Kategorie bezeichnet werde. Wo aber die objektiven Wertmaßstäbe verlassen, wo „oben und unten“ vertauscht und die Religion als überholt erklärt werde, habe auch die Kunst keine Existenzmöglichkeit mehr. Sedlmayr sprach mehr als Zeitkritiker und Soziologe denn als Kunsthistoriker in der engen fachlichen Begrenzung.

Die meisten seiner Hörer, unter ihnen viele Künstler, schienen ihm nur im Detail zu folgen

und nicht in der Zusammenschau und wehrten sich aufs heftigste dagegen, des „Verlustes der Mitte“ angeklagt zu werden. Doch waren ihm in der Schärfe der Formulierungen und der Beweglichkeit der Dialektik die wenigsten gewachsen, und die gewichtigsten Gegenstimmen ließen sich leider nur zu kurz vernehmen. Zu ihnen gehörte vor allem der Heidelberger Soziologe Alfred Weber, der so wissenschaftlich nüchtern wie eindringlich und bewundernswert einführend in den Geist der heutigen Kunst in ihr nicht Krankheitssymptome, sondern die einer grundlegenden Umwälzung gegeben sah. Diese Umwandlung bedeutet nach Weber den Abschied von einer jahrtausendealten abendländischen Entwicklung, Mit der Sensibilität von Membranen werde sie seit der Jahrhundertwende von den Künstlern vorweggenommen, so daß der Soziologe beim Künstler den vorgefühlten Grad der Entwicklung ablesen und darin von ihm lernen könne. Daher sei die neue Kunst vielfach noch so unverständlich. In ihr vollziehe sich ein seelischer Reinigungsprozeß, der zu neuer Wahrhaftigkeit des Ausdrucks gelangen wolle, dabei alte Formen abstoße und neue, dieser Zeit entsprechende Mittel entwickle.

Da die Schwierigkeit des Begreifens und die allgemeine Verständnislosigkeit gegenüber der

abstrakten Kunst sich die Waage halten, gab der Leiter der Züricher Kunstgewerbeschule, Professor Johannes Itten, eine Einführung in die Voraussetzungen dieser Malerei, die meisterlich klar und konzis ihr Wesen umriß. Aus Vergleichen mit prähistorischen, frühmittelalterlichen und ostasiatischen Werken ergaben sich überraschende und einleuchtende Vergleiche. Ittens souveräne pädagogische Fähigkeiten zeigten sich, vereint mit menschlicher Wärme und Aufgeschlossenheit, besonders auch in der Diskussionsführung.

Was Alfred Weber über die fortwirkende, originale künstlerische Kraft gesagt hatte, wurde „handgreiflich“ durch eine Persönlichkeit wie Willi Baumeister bewiesen. Der Prominente unter den Abstrakten sollte sich darüber äußern, wie sich die gegenstandslose Kunst zum Menschenbild verhalte. Er begann mit Ausfällen gegen Sedlmayr, wurde aber abgelenkt und sprach dann improvisiert und knorrig und mit der deutlichen Schwierigkeit des schöpferischen Künstlers, sich über den Schaffensvorgang analytisch zu äußern. Was er sagte, hatte nichts mit seinem Thema zu tun, aber er strahlte, während er Formprobleme bei Cézanne und Dürer behandelte, so viel vitale, urwüchsige Kraft aus, daß an seiner echten künstlerischen Originalität kein Zweifel bleiben konnte.

„Ein Plakat soll ein Blick-Fang sein . . .“

Vom wahren Wert der „Waren-Werte“ oder
Historische Plakate als Auskunftsbüro

„Ein Plakat soll ein Blick-Fang sein und kein Auskunftsbüro“ – mit dieser Forderung trat im Jahre 1958 die Spitzenorganisation der Filmwirtschaft in Deutschland dem damaligen Trend entgegen, die deutschen Plakate für Kinofilme schwülstig zu überladen. In der Tat: Wer sich Filmplakate der 50er Jahre etwa im Katalog des Landesmuseums Mannheim unter dem Titel „Im Auftrag Hollywoods. Filmplakate aus 40 Jahren von Peltzer“ anschaut, der trifft auf eine opulente Farb- und Motiv-Schau. Von einer graphischen Reduktion auf das Kernanliegen eines Werbeplakats nach dem Motto „Wirkt das Plakat . . . als Anruf: kurz, klar und pointiert?“ ist noch wenig zu spüren. Für einen Film mit einem Plakat zu werben, war für Graphiker immer eine besondere Herausforderung: Ein Spielfilm von 90 Minuten Länge reiht bei einer Laufgeschwindigkeit von 24 Bildern pro Sekunde in dieser Zeit knapp 130 000 Bilder aneinander, für den Betrachter eine Invasion und eine Indoktrination der Sinne zugleich. Gute Plakatmaler sollten jedoch einen Film trotzdem in ein Bild übersetzen – so, wie es ihnen die Waren-Werbung vorexerziert hatte und immer noch tut.

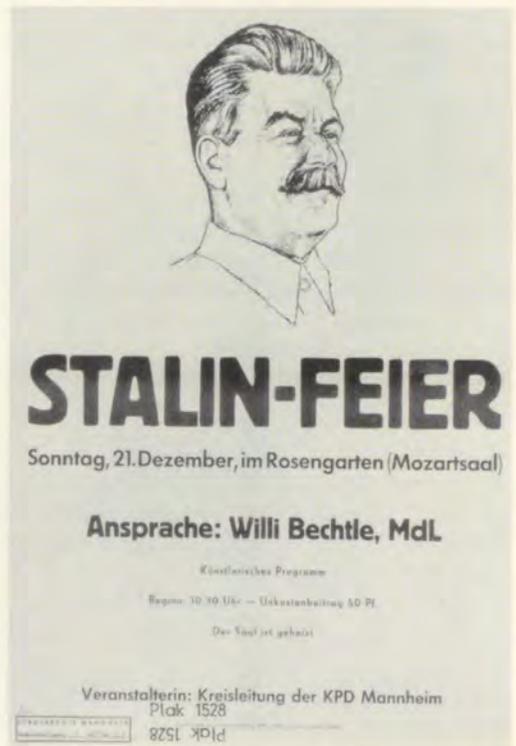
Der Klassiker der modernen und bis heute gültigen Plakatgestaltung, der wirklich ein „Blick-Fang“ und „kein Auskunftsbüro“ war, kommt jedoch aus der politischen Werbung. Als die Filmwerbung ihre Graphiker noch disziplinieren mußte, hatten die Werbeberater der politischen Parteien schon längst die Zeichen der Zeit erkannt: Im Jahre 1957 ließ die regierende CDU ihre Wahlkampagne zum Dritten Deutschen Bundestag erstmals von Werbe-Profis gestalten. Mit den Mitteln der Markt- und Mei-

nungsforschung und unter Einsatz der Werbepsychologie wurde der Wahlkampf gegen die Skepsis eines großen Teils der Parteiführung auf die „Produktpersönlichkeit“ Konrad Adenauer zugeschnitten. Lange und eindringlich hatten die Werbefachleute den Politikern erläutert, „daß eine erfolgreiche Werbung im wesentlichen einfach sein muß.“ Doch diese waren noch immer auf der Suche nach mehr politischer Botschaft. Der damals 81jährige Bundeskanzler entschied den heftigen Streit auf seine Art: „Nee, nee, meine Damen und Herren, wenn die Reklamefritzen das meinen, dann machen wa dat so!“ Der außergewöhnliche Wahlerfolg, den die CDU 1957 mit 50,2% der Stimmen erreichte, war im wesentlichen dieser erfolgreichen Kampagne im Stil der Markenartikelwerbung zu verdanken. „Keine Experimente! Konrad Adenauer. CDU“ gilt bis heute als Synonym für das Zeitempfinden in den Boomjahren der noch jungen Bonner Republik. Der „Erfinder“ des Slogans, Hubert Strauf (1904–1993), war ein Altmeister der Werbesprüche; unter anderem hatte er für Coca Cola den Slogan „Mach mal Pause“ entwickelt. Er erinnerte sich an seine Arbeit für Konrad Adenauer: „Keine Experimente‘ war im Grunde nicht auf Politik, sondern allgemein auf das Zeitempfinden zur Politik gestimmt.“

Aus der Distanz von nun vierzig Jahren und aus der Perspektive eines Museums, das immer mal wieder dem Medium „Plakat“ durch Sonderausstellungen Aufmerksamkeit widmet, bedarf das eingangs zitierte Credo der Plakatwerbung einer Korrektur: „Ein Plakat muß ein Blick-Fang sein und wenn es das ist, wird es auch immer ein Auskunftsbüro!“ In der Tat



**Keine Experimente!
Konrad Adenauer** **CDU**



läßt sich Geschichte aus Plakaten ihrer Zeit rekonstruieren, obwohl eigentlich das Plakat nur in engster Beziehung zu seiner jeweiligen Gegenwart steht. Deshalb, so schlußfolgerte einer der besten Kenner der deutschen Plakatkunst, Hellmut Rademacher, bereits 1972, „ist das Plakat für den späteren Betrachter gewissermaßen eingefrorenes gesellschaftliches Leben, das unter dem Blick des Kundigen wiedererweckt wird.“ Solches Leben wiederzu-erwecken ist auch die Aufgabe von Plakat-Ausstellungen wie z. B. die Rückschau auf die Tätigkeiten der Mannheimer Stadtreklame GmbH aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens im Oktober 1998. Für diese Sonderausstellung unter dem Titel „Waren-Werte“ (15. 10. 1998-14. 2. 1999) konnte das Landesmuseum nicht nur auf seine eigene Plakatsammlung zurückgreifen, sondern vor allem aus dem schier unerschöpflichen Fundus von über 12 000 Plakaten im Mannheimer Stadtarchiv schöpfen. Für das Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt „Kunst und Kultur der 50er Jahre“ im Rhein-Neckar-Dreieck boten diese beiden Sammlungen „Stoff“ genug, um, wie die

„Rhein-Neckar-Zeitung“ notierte, eine „*Beeindruckende Zeitreise durch die Plakatwerbung*“ zu präsentieren. Und der „Mannheimer Morgen“ beschrieb die Plakatschau eben plakativ: *Stilgeschichtlich wertvoll! Das Lebensgefühl von 75 Jahren auf einen Blick. Und auf den zweiten Blick? Ein Vergnügen, eine Lehrstunde in (Kultur-)Geschichte. Besonders wertvoll für jung und alt.*“

Was haben die Mannheimer Theaterfreunde, das Waschmittel Sunil, die Stalin-Feier im Rosengarten und der Badeanzug Bleyle Vetric gemeinsam? Alle vier Plakate stammen aus einem kurzen Zeitraum am Ende der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre, der für die Wirkungsgeschichte des Plakates und der Plakatwerbung in der Bundesrepublik äußerst bedeutsam war. Erst nach der militärischen Niederlage des „Dritten Reichs“ wurde nämlich offenkundig, daß 1945 nicht nur Städte in Schutt und Asche lagen: Geschunden und orientierungslos saßen die Menschen auf den Trümmern ihrer Geschichte. Worin konnte, nach Auschwitz, noch der Sinn des Lebens liegen? Wiederaufbau und ethisch-moralische



Neuorientierung mußten Hand in Hand gehen. Die Plakate der unmittelbaren Nachkriegszeit und der späten vierziger Jahre widerspiegeln eine Zeit, „geprägt vom Nachdenken über die Heilsamkeit der Niederlage, die gemeinhin Zusammenbruch genannt wurde“ – so erinnerte sich zumindest Heinrich Böll. Das Plakat für den Wiederaufbau des Mannheimer Nationaltheaters, auf dem aus den nationalsozialistischen Ruinen der Stadt der humanistische und freiheitliche Geist in Person Friedrich Schillers erwächst, steht beispielhaft für Stil und Aussage jener Zeit: Nicht marktschreierisch, sondern fragend, nicht grell, sondern eher düstern zeichnen diese Plakate das Bild einer Gesellschaft am Scheideweg und erzählen damit die Geschichte einer Generation, die um ihre Jugend und ihr Glück betrogen worden ist.

Wenige Jahre später, in der Produktwerbung für „Sunil“ und „Bleyle“, ist nicht nur der moralische Sumpf vergessen, denn nach der Währungsreform 1948 lohnt sich Werbung wieder. Und wer sehnt sich nicht aus den dreckigen Trümmerlandschaften der Großstädte mit dem



allgegenwärtigen Rattengift weg in eine helle und vor allem saubere Zukunft? Kein Wunder, daß die Werbekampagnen für Putz- und Waschmittel oder auch Bademode die Trendsetter reiner Waren-Werte und Vermittler eines neuen Frauenbildes in den fünfziger Jahren wurden. Nichts entsprach jedoch der gesellschaftlichen Wirklichkeit um 1950 weniger als die blendende Sauberkeit, das strahlende Lachen oder die blütenweißen Kinderkleidchen. Das Wirtschaftswunder vorwegnehmend begann die Werbung mit der Konstruktion einer neuen Realität: Die vor kurzem noch „männlich zupackenden“ Trümmerfrauen sollten sich wieder an ihren „wahren, weiblichen Werten“ orientieren und für ihre Kinder das Ende der Schmutzzeit besorgen. Auch der Schriftsteller Günther Kunert erinnerte sich an diesen Wertewandel: „Eben noch mitten im animierenden und lehrreichen Chaos, fanden wir uns unerwartet in einer Ordnung wieder, die uns über unsere Enttäuschungen mit materiellen Äquivalenten hinwegzutrusten gedachte.“

Die neue „Ordnung“ der Bundesrepublik agierte jedoch auch politisch. Als die KPD-

Kreisleitung Mannheim 1952 aus Anlaß des 73. Geburtstages des sowjetischen Diktators zur „Stalin-Feier“ in den Mannheimer Rosengarten einlud, führte die Kommunistische Partei Deutschlands noch eine legale und parlamentarische Existenz: Im Bundestag und in zahlreichen Landtagen war die Partei der „entschiedenen Antifaschisten“ vertreten. Doch die moralische Autorität, die Kommunisten noch unmittelbar nach der nationalsozialistischen Katastrophe für sich hatten in Anspruch nehmen können, zerbröckelte durch ihre Identifikation mit dem stalinistischen Herrschaftssystem. Nicht nur die Wahlergebnisse brachten dies zum Ausdruck; als Willi Bechtle 1952 sein Loblied auf die Sowjetunion und ihren „genialen“ Führer Josef Stalin sang, lag der Antrag der Bundesregierung auf ein Verbot der KPD schon über ein Jahr beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe und wurden die Funktionäre der Partei schon strafrechtlich verfolgt – auf der Grundlage des § 90a StGB von 1951, der zehn Jahre später vom Bundesverfassungsgericht als verfassungswidrig aufgehoben werden mußte.

„Im Sauseschritt zum Wirtschaftswunder“ untertitelte die Ludwigshafener „Rheinpfalz“ das Plakat zur Südwestdeutschen Hotel- und Gaststätten-Ausstellung vom September 1949. In Wirklichkeit aber hat das Plakat nicht nur eine vorwärtsstürmende Dynamik; fast sieht es nämlich so aus, als ob die „Dienstleister“ 1949 auch vor etwas weglaufen. Heinrich Böll hat diese Zeit wie folgt charakterisiert: *„In der zweiten Phase, die ich von 1948 bis etwa 1953 rechne, war die Nachdenklichkeit der ersten Phase zwar noch nicht verpönt, aber gegenüber einem ‚Es lohnt sich wieder‘ geschwächt, fast fragwürdig. Die dritte Phase von etwa 1953 bis zum Ende der fünfziger Jahre (und darüber hinaus) war die Zeit der drei Ws: Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Wiederaufrüstung (...). Die drei Ws wuchsen rasch, wucherten, überwucherten viel, nicht alles. Zeit des Wuchers und der Wucherung, die man auch Wachstum nennen kann“*. In der Tat waren die fünfziger Jahre nicht nur ein „Rendezvous am Nierentisch“, wie eine Ausstellung im Mannheimer Reiss-Museum (15. 11. 1998–28. 2. 1999) untertitelt ist, sondern auch eine Zeit schärfster innenpolitischer Auseinandersetzungen: Daß

der Bundestag unter Polizeischutz tagte und in Ermangelung von Wasserwerfern mit Gartenschläuchen verteidigt werden mußte, ist eben kein Phänomen der protestreichen siebziger, sondern typisch für die fünfziger Jahre.

Gleichzeitig wurden die „Schaufenster des Wirtschaftswunders“ viel bestaunt. An traditionsreichen Messestandorten wie Hannover, Frankfurt, Leipzig oder Düsseldorf zogen deutsche und internationale Messen das Publikum wieder in ihren Bann, regional bedeutsame Veranstaltungen wie der „Mai-Markt Mannheim“ feierten ihre Wiederauferstehung. Neben der Automobilbranche boomte in den 50er Jahren vor allem die Rundfunk-, Fernseh- und Phono-Industrie, die schon 1950 eine seit 1939 kriegsbedingt unterbrochene Tradition der Funk-Ausstellungen wieder aufnahm. Allerdings konnte Berlin, wo vor dem Kriege alle Funkausstellungen stattgefunden hatten, als Standort nicht mehr benutzt werden; die sowjetische Blockade 1948/49 hatte die Achillesferse der Stadt deutlich werden lassen. So fanden die Funkausstellungen zunächst in Düsseldorf, 1957 und 1959 jeweils in Frankfurt statt. Obwohl das Radio für die Deutschen „bis weit in die fünfziger Jahre die Brücke zur Welt war“, wie der ehemalige Programmdirektor des SDR, Peter Kehm, feststellte, wurde gegen Ende des Jahrzehnts vor allem die Konkurrenz des Fernsehens spürbar: Während die Zahl der Rundfunkhörer in der Bundesrepublik von etwa 11 Millionen im Jahre 1953 auf knapp 16 Millionen stieg – womit allerdings erst wieder der Stand von 1945 erreicht war –, konnte das Fernsehen einen noch erstaunlicheren Aufschwung nehmen: gerade mal 84 000 Fernseher standen 1955 in Wohnstuben und Gasthäusern, im Jahre 1960, also kurz vor dem Start des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF), waren es jedoch schon fast 3,4 Millionen Geräte. Die 50er Jahre – das war die Geburtsstunde der Mediengesellschaft in der Bundesrepublik, das waren die Blütejahre einer leistungsfähigen Industrie einer „Unterhaltungselektronik“, die dann in Deutschland seit den siebziger Jahren kontinuierlich an Bedeutung verloren hat.

Seine Bedeutung steigern konnte dagegen der Mai-Markt Mannheim, der bis heute zu den größten regionalen Messen in Deutschland zählt. Dessen Kontinuität kommt auch darin



zum Ausdruck, daß mit dem Plakatentwurf aus den frühen sechziger Jahren noch heute geworben wird. In einer Zeit dauernd wechselnder und immer modernerer Logos ist eine solch konservative Beharrlichkeit selten geworden. Aber es ist das größte Lob für einen Graphiker, wenn sein Entwurf auch nach 35 Jahren immer noch aktuell ist. Mit diesem „Schritt in die Zukunft“ hatte auch Mannheim seine 50er Jahre endlich hinter sich gelassen

Die hier vorgestellten zehn Plakate, die Teil einer Rückschau auf 75 Jahre Mannheimer Stadtreklame im Landesmuseum für Technik und Arbeit waren, haben erkennen lassen, daß die Geschichte der Werbung immer auch Deutungshilfen für die Sozial- und Kulturgeschichte einer Gesellschaft sind. Gerade in einer Zeit, in der Werbung mit den unterschiedlichsten Medien zu einem der bedeutendsten Wirtschaftsfaktoren geworden ist, hilft uns das gute alte Plakat, die Vergangenheit zu dechiffrieren. Aber es genügt nicht, Plakate nur zu zeigen. Denn: „So bunt und attraktiv ein einzelnes Plakat oder mehrere geschickt auf eine Litfaß-

Säule geklebte Plakate wirken – so langweilig sind oft Plakatausstellungen, . . . Eine sehenswerte Ausnahme von dieser Regel bildet die Plakatausstellung im Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit. Sie wurde konsequent und schlüssig plaktiv angelegt, nicht mit trockener Wissenschaftlichkeit, sondern als lustvolle Bilderschau.“ (Die Rheinpfalz, Ludwigshafen, 30. 10. 1998) Nichts anderes ist die Aufgabe von Museen: Lust auf Geschichte, Gegenwart und Zukunft zu machen. Oder, um unser Eingangszitat abzuwandeln: „Eine Ausstellung soll ein Blick-Fang sein und dabei auch ein Auskunftsbüro!“

Anschrift des Autors:
 Dr. Horst Steffens
 Konservator für Sozialgeschichte
 Landesmuseum für Technik und Arbeit
 Museumsstraße 1
 68165 Mannheim



Vom Flußbaden zur Bäderkultur

Schwimmen in Mannheim in den Fünfziger Jahren

Noch in den Fünfziger Jahren waren überall in Mannheim die Kriegsschäden präsent: Schutt, Hausruinen, zerstörte Brücken. Doch ihr sommerliches Freizeitvergnügen fanden die Mannheimer auch vor der Kulisse einer zerbombten Stadt: Als es warm wurde, lockten wieder Rhein, Altrheinarme und Neckar. Bombentrichter auf der Liegewiese des Strandbades und die Trümmerkulissen schreckten vor allem die Jugend kaum ab. Im Neckarkanal und im Rhein wurden in den letzten Kriegstagen Waffen und Munition versenkt. Für Jugendliche war es ein großes Abenteuer, diese gefährlichen Spielzeuge heimlich aus dem Wasser zu bergen.

Doch nicht nur die unorganisierten Schwimmer, auch die Vereine nahmen nach dem Krieg ihre Aktivitäten wieder auf: Der „Verein für volkstümlichen Wassersport“, aus mehreren Arbeitersportvereinen vor dem Krieg hervorgegangen, begann nach dem Krieg seinen Bade- und Trainingsbetrieb auf der Neckarwiese in Höhe der Neckarkanal-Abzweigung. Auch am traditionellen Badeplatz am Luzenberg, am Sandhofener Altrhein, wurde der Schwimmbetrieb wieder aufgenommen. Schon 1947 wurde dort beim Bootshaus eine behelfsmäßige 50 m-Bahn erstellt.

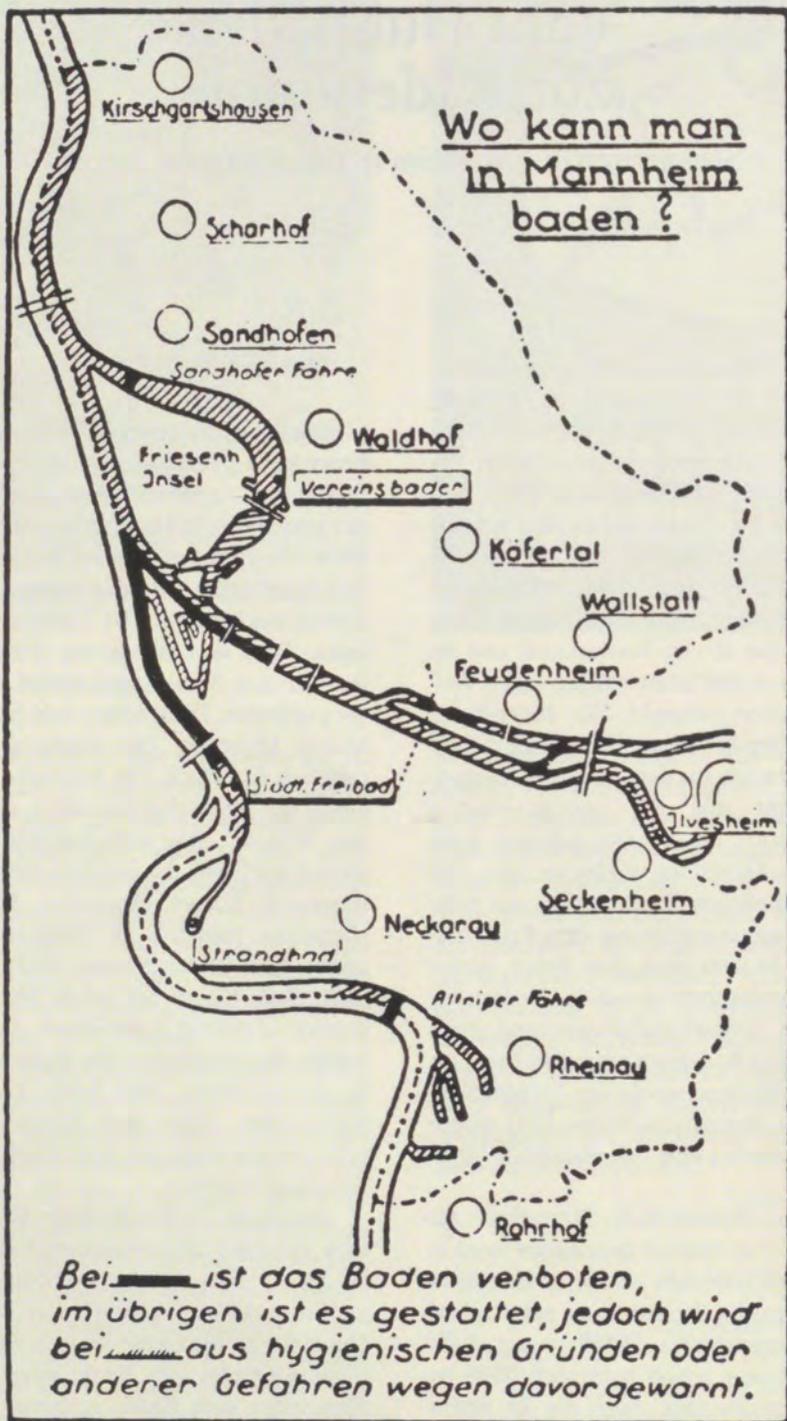
Das große Mannheimer Strandbad am Rhein, das 1927 in Betrieb genommen worden war, erwies sich natürlich als die sommerliche Hauptattraktion. Es dauerte zwar zehn Jahre, bis alle Bombentrichter aufgefüllt waren, doch die Liegewiese war schon bald nach 1945 in jedem Sommer überfüllt. Auch die im Rhein verankerten schwimmenden Badeanstalten nahmen den Betrieb wieder auf.

BADEVERBOTE

Doch das Baden in öffentlichen Gewässern geriet in den Fünfziger Jahren in die Debatte. Badeverbote bestanden kurz nach dem Krieg nur aus Sicherheitsgründen, vor allem in der Nähe von Brücken, die oft anstelle zerstörter Vorgänger gebaut worden waren und in deren Umfeld noch gefährliche Trümmer im Wasser lagen. Auch im Umkreis von Schiffsanlegestellen war aus Sicherheitsgründen das Schwimmen verboten. Doch schon bald hatten Verbote andere Ursachen: Die Wasserverschmutzung geriet in den Blick. Die Kehrseite des bundesdeutschen Wirtschaftswunders, der „rauchenden Schlotte“, des wirtschaftlichen „wir sind wieder wer“, war der sorglose Umgang mit der Ressource Wasser. Besonders die boomende chemische Industrie im Rhein-Neckar-Dreieck schien ganz andere Sorgen als die Wasserreinhaltung zu haben: Sie leitete Abfälle der Produktion ungeklärt in die Flüsse. Auch die Ableitungen der Privathaushalte flossen ungereinigt in die Gewässer. Dies hatte Konsequenzen: Kaum zehn Jahre nach Kriegsende wurden erste Badeverbote aus gesundheitlichen Gründen ausgesprochen.

Das Baden im Sandhofener Altrhein mit seinem geringen Wasseraustausch wurde schon im April 1954 untersagt; Kolibakterien hatten zu Erkrankungen geführt. Der „Mannheimer Morgen“ veröffentlichte jährlich eine Karte, die Badeverbotsstrecken zeigte oder an anderen Flußstellen vom Baden dringend abriet. Von Jahr zu Jahr nahmen die schwarz markierten, verschmutzten Flußstrecken zu.

Wo kann man baden?



Verschmutzte Flüsse: Badeverbots-Karte von 1956 (Mannheimer Morgen; Foto Stadtarchiv)



Ein surrealisiertes Mosaik? Ein Erdboden dieser Erde, mit Abfallpapier überhäuft? Mit-
 haben: Das ist schlicht und einfach die ununterbrochene Fläche des Herzoegenriedbades,
 einmal aus der Mannheimer-Freizeitperspektive betrachtet. Was sich da in letzter Zeit durch die
 ungestörte Ordnung aber das Rausgehen ausgebreitet hat, und die weißen Liegeplätzen
 angefüllter Freizeitanlagen Großstädter, was eine Lüge aus Hand nimmt, vermag sogar
 die Luft ausgestreckten Bäume mancher Mittelstädter zu erkennen, der sich unten dem
 hellen Nichts hingibt. Die unerschöpflichen Anwesen, die den hellen Flächen, des Wassers

haben, um höchsten Punktierung zu stellen, glücken sich wiederholt auf. Im Punkte
 schwebender (links), Schwimmern (rechts unten) und Springen (rechts oben), im speziellen
 schweben Spinnweben. Nicht zu erkennen ist aus sich zu erkennen. Hölzer von verschiedenen
 Arten, die in letzter Zeit mehrmals Anlauf zu letzter Klage geben. Kann es
 übersehen werden die zahlreichste Evolution, die Mannheim Sommer über 40 Jahren
 sonnigen Wochenende Jung und Alt gewährt.

Luftbild: Lewen (Freizeit-Nr. 38/147)

Überfüllung im Sommer: Luftbild des Herzoegenriedbades in Mannheim (2) (Stadtarchiv Mannheim) und eines Ludwigs-
 hafener Bades (3) (Stadtarchiv Ludwigshafen)

EIN ANACHRONISMUS: SCHWIMMENDE SCHWIMMBÄDER

Hölzerne, auf Schwimmpontons aufgebaute Badeanstalten waren in Mannheim seit der Jahrhundertwende sehr beliebt. Umkleidekabinen und hölzerne Laufgänge umgaben eine Wasserfläche, in der man, streng getrennt nach Geschlechtern, recht gefahrlos baden konnte. Diese Rheinschwimmbäder, zum Teil städtisch, zum Teil privat betrieben, wurden zu jedem Saisonbeginn aus dem Winterlager im Industriehafen zu den Liegeplätzen am Stephanienufer geschleppt.

Es bestand aber ein typischer Konflikt zwischen zwei Arten der Nutzung des Flusses. Die Interessen der Schifffahrt stießen mit den Interessen der bade- und schwimmbegeisterten

Bevölkerung zusammen. Jeweils vor Beginn der Freibadesaison gab es intensive Diskussionen um die Rheinschwimmbäder: Der Mannheimer Schifffahrtsverein forderte die Abschaffung wegen Gefährdung der Berufsschifffahrt. Einige spektakuläre Unfälle kamen vor: Schiffe kollidierten mit den teilweise weit in die Fahrrinne hineinragenden Pontons der Bäder – wie etwa ein Schiff einer französischen Minensuchflottille, die Mannheim besuchte.

Obwohl im Jahr 1964 viele Mannheimer Bürger für ihre schwimmenden Bäder kämpften und 2700 Unterschriften sammelten, war die Zeit dieser Schwimmbäder endgültig vorbei. Sie wurden in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre abgebrochen, teilweise auch „recycelt“: Noch heute finden sich Pontons in einem Bad am Stollenwörthweiher.



Überfüllung im Sommer: Luftbild des Herzogenriedbades in Mannheim (2) (Stadtarchiv Mannheim) und eines Ludwigshafener Bades (3) (Stadtarchiv Ludwigshafen)

SCHWIMMBAD-NEUBAUTEN

Um die Mitte der Fünfziger gab es offensichtlich einen „Schwimmnotstand“ in Mannheim: Die Sportvereine, aber auch „normale“ Badende, hatten kaum mehr sichere Gewässer, um ihr Sommervergnügen ohne Gesundheitsgefährdung auszuüben. Zwar stand im Winter das wieder hergerichtete Herschelbad zur Verfügung, doch die Diskussion um den Neubau von großen Freibadeanlagen begann. Noch ein Jahr zuvor hatte Oberbürgermeister Dr. Heimerich erklärt: „Wir brauchen keine Schwimmbäder, wir haben ein Strandbad!“

Doch auf den Druck der betroffenen Schwimmvereine, die mehrmals Protestversammlungen abhielten, mußte die Stadt Alternativen anbieten. Die erste Ersatzlösung war kein völlig neu angelegtes Bad, sondern der „badegerechte“ Ausbau eines vorhandenen Gewässers: Die Ausbaggerung des Stollenwörthweihers im Niederfeld wurde im Juni 1954 beschlossen. Die Schwimmvereine halfen tat-

kräftig mit, bis 1956 die neue Anlage eingeweiht werden konnte. Bis heute teilen sich Badende mit Anglern diesen kleinen See, der über das Grundwasser mit dem Rhein verbunden ist.

Schließlich war der Neubau von Schwimmbädern nicht mehr zu umgehen. Erster spektakulärer Neubau war das Herzogenriedbad, dessen festliche Einweihung am 14. Juni 1956 stattfand. Die Baukosten von immerhin 2 Millionen DM machten sich bezahlt: Die Mannheimer Bevölkerung nahm ihr modernes Schwimmbad begeistert an. Das Bad war architektonisch fortschrittlich, im Stil der internationalen Moderne, und entsprach den damals modernsten Kriterien der Hygiene. Beispielsweise sollten „Durchschreitbecken“ den Eintrag von Schmutz in die Schwimmanlagen unterbinden. Ein 50 m-Becken mit Stehtribüne ermöglichte Schwimmwettkämpfe, und ein moderner Sprungturm – bis heute einer der beliebtesten Teile des Bads – wurde Ort für Sport und Körperkult. Auch die Kinder kamen nicht zu kurz: Ihr Planschbecken hatte große Ausmaße.

Trotz der beachtlichen Größe des Herzogriedbades war die Mannheimer Linie klar: Statt eines großen zentralen Bads sollten dezentrale Bäder nahe der bevölkerungsreichsten Mannheimer Stadtteile gebaut werden, um die Anfahrtswege kurz zu halten. Das zweite Bauvorhaben in dieser Linie war das Carl-Benz-Bad im Mannheimer Norden. Die Erdarbeiten begannen am 3. 7. 1961; die Eröffnung fand schon ein Jahr später, am 27. 7. 1962, statt.

Angesichts der allsummerlichen Überfüllung wurden immer wieder Forderungen nach dem Bau weiterer Bäder laut. Doch dazu kam es nicht. Dafür bieten aber in der Umgebung von Mannheim zahlreiche Badeseen und Schwimmbäder Ausweichmöglichkeiten: die Kiesbaggerseen zwischen Ludwigshafen und Speyer, der Heddesheimer Badese, Schwimmbäder in Schriesheim oder Ilvesheim. Nicht zuletzt wird in den Fünfziger Jahren der Swimmingpool für das private Badevergnügen entdeckt: Nach amerikanischen Vorbildern verschafften sich das reiche Mannheimer das sommerliche Badevergnügen in ihrem eigenen Garten.

BADEN, SCHWIMMEN UND DIE NEUE WARENWELT DER FÜNFZIGER

Kurz nach dem Krieg sah die Menge der Badenden kaum anders aus als in den Zwanziger und Dreißiger Jahren. In der „Polizeiverordnung zur Ergänzung der Badepolizeiverordnung“ hieß es noch 1932: „Frauen dürfen öffentlich nur baden, falls sie einen Badeanzug tragen, der Brust und Leib an der Vorderseite des Körpers vollständig bedeckt, unter den Armen fest anliegt sowie mit angeschnittenen Beinen und einem Zwickel versehen ist“. Doch dieser „Zwickelerlaß“ wurde obsolet. Knapper geschnittene Badehosen und -anzüge lösten die „züchtige“ Badekleidung ab. Am auffälligsten waren die Bikinis für junge Frauen, kurz nach dem Krieg in Frankreich als Modeneuheit eingeführt und häufig als „obszön“ abgelehnt. Neue, bunte, synthetische Stoffe, die schneller trockneten, lösten die schweren Strickstoffe ab. Neue Erfrischungsgetränke, wie Bluna oder die verschiedenen Colas, wurden in den Kiosks der

Die Wellen warten: Das neue Sommerbad in der Neckarstadt ist vollendet

Nach einjähriger und bürokratischer Arbeit hat die Stadt Mannheim das neue Sommerbad in der Neckarstadt vollendet. Das neue Bad ist eine Inselanlage von über 10.000 Quadratmetern und hat in 18 Bädern Platz und Erholung bietet, was die Stadtverwaltung im Jahre 1964 das Grundstück des Bades im Auftrag von H. Müller, Stadtbauamt, übergeben hat. Die Inselanlage ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.



Das Sommerbad in der Neckarstadt ist vollendet.

In Anbetracht der steigenden städtischen Planung ist für das Bad mit seiner Nebenanlage die Grundstücke zwischen Metzgerstraße und Bergstraße zu erwerben. Die Grundstücke sind zu erwerben. Das gesamte Grundstück ist 100.000 Quadratmeter groß.

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.



Bathhäuser und Springbrunnen mit Turm und Tribüne

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

Bäder (D. Joch)

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

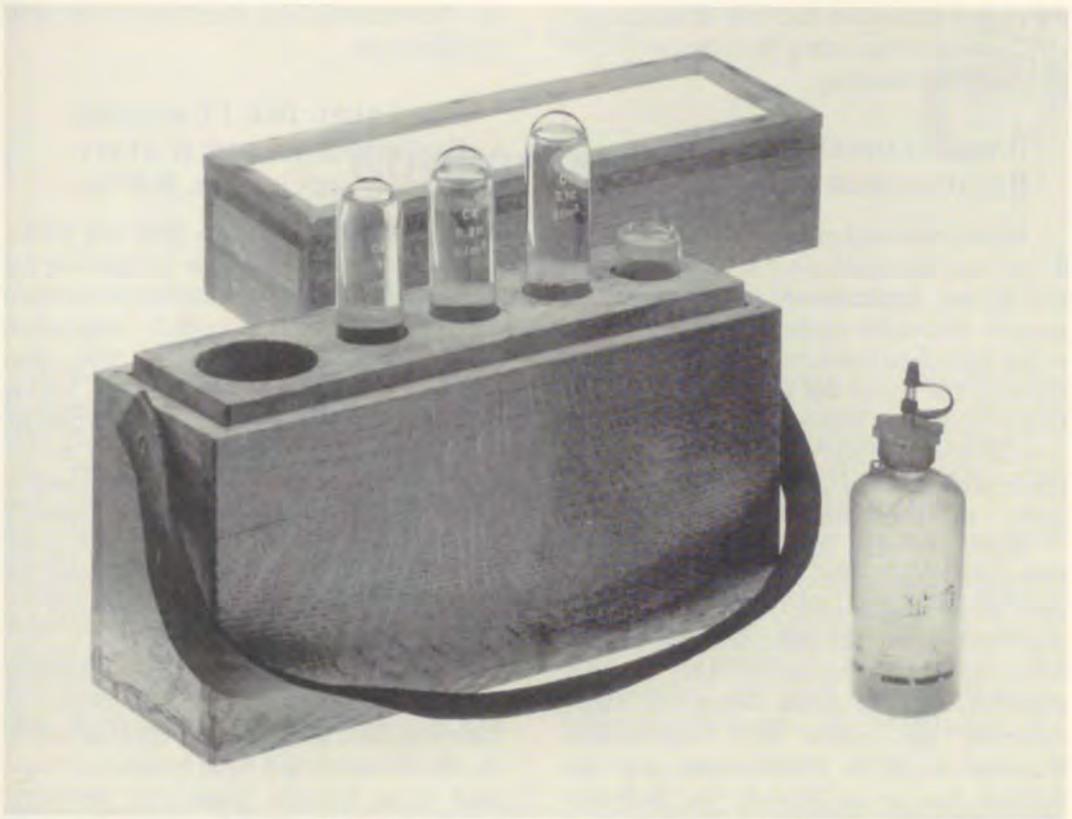
Das Sommerbad ist ein typischer Sommerbad mit 18 Bädern, die in drei verschiedenen Zonen angeordnet sind. Eine zentrale Zone mit dem Hauptbecken, eine zweite Zone mit dem Hauptbecken und eine dritte Zone mit dem Hauptbecken.

„Die Wellen warten“: Stolz auf das neue Bad (Mannheimer Morgen, Foto Stadtarchiv)



mit Mütze schwimmen!

Hygiene im Schwimmbad: Nie ohne Bademütze! (Foto LTA)



Schwimmen und Chemie: Meßgerät zum Bestimmen des Chlorgehalts im Wasser (Foto LTA)

Mannheimer Schwimmbäder ebenso angeboten wie neue Leckereien und Eissorten. Sonnenöle in ihren Plastikflaschen, wie „Tiroler Nussöl“ in der roten Flasche oder „Nivea-Öl“, braun verpackt, gehörten unverzichtbar dazu. Bekannte Markenartikel, deren Verpackungen trotz Aufrufen zur Sauberkeit in den Bädern herumlagen, wurden nun beliebter als offen verkaufte Waren.

Die Liegewiesen der Bäder wurden bunter und vielfältiger: Die Kinder brachten aufblasbare Schwimmtiere aus den neuen Kunststoffolien mit und spielten mit Plastikförmchen und -fahrzeugen. Die Geräuschkulisse änderte sich ebenfalls. Erwachsene und viele Jugendliche konnten sich nun die neuen tragbaren Radiogeräte leisten.

Neu waren in den Fünfzigern auch Taucherbrillen und Schwimmflossen. Die Entdeckung der Unterwasserwelt, die Filme und

Bücher von Lotte und Hans Hass fand einen Niederschlag in den Schwimmbädern: Viele Kinder und Jugendliche waren vom neuen Blick unter die Wasseroberfläche fasziniert.

DER SCHWIMMBAD-FLIRT

Das Schwimmbad war für viele Jugendliche der Ort erster erotischer Erfahrungen in einer prüden Dekade. Strandbad und Schwimmbäder garantierten nicht nur Badespaß, sondern oft auch erste Alkoholerfahrungen und pubertäre Erotik: Die „Mannheimer Zeitung“ berichtete von alkoholischen Exzessen, „amoureuosen Pärchen“ und randalierenden amerikanischen Besatzungssoldaten. Die „Halbstarken“-Kultur führte oft zu Problemen: 1958 mußte im Herzogenriedbad öfters die Polizei gerufen werden, die allerdings meistens zu spät eintraf. Schließlich wurde ein Polizist während der Saison stän-

dig im Bad stationiert. Auch von Einsätzen der „MP“, der amerikanischen Militärpolizei, in diesem Bad wird berichtet.

BADEGEFAHREN UND RETTUNGSMAßNAHMEN

Sicherheitserwägungen spielten beim Wandel hin zur Schwimmbadkultur auch eine Rolle: Die Becken konnten von Bademeistern viel genauer überwacht werden als die wegen Strömung und Schiffsverkehr gefährlichen Flußstrecken. Die Posten der Wasserwacht und der DLRG waren also keineswegs überflüssig: Der „Mannheimer Morgen“ berichtete, daß es im Rhein jährlich 4 bis 5 Todesopfer gab (19. 5. 1950) – eine überraschend hohe Zahl.

Nicht nur die schon fast „normalen“ Badeunfälle durch Herzschlag kamen vor, sondern immer wieder auch Unfälle wagemutiger Jugendlicher, die auf vorbeifahrende Binnenschiffe zu klettern versuchten oder sich von diesen stromauf mitziehen ließen. Die Rheinströmung war zudem nicht ungefährlich. Besonders durch die Wirbelbildung unter den Brücken kam es zu Strudeln, die Badenden gefährlich wurden. In den ersten Nachkriegsjahren lagen außerdem noch Trümmer im Fluß, oft scharfkantig und höchst gefährlich für Schwimmer.

Doch auch in den stets als sicherer dargestellten Schwimmbädern kam es immer wieder zu Unfällen. „Nicht mit vollem Bauch ins Wasser“ – „Abkühlen, dann springen“ – dies waren die typischen Warnungen vor den Badegefahren.

An Rettungsmitteln wurden neben den üblichen Schwimm- oder Rettungsringen spezielle Wiederbelebungsgeräte bereitgehalten. Dazu gehört der „Pulmotor“ der Lübecker Drägerwerke, ein in den Fünfziger Jahren moder-

nes Rettungsgerät, das aber heute nicht mehr zugelassen ist.

EIN TREND DER FÜNFZIGER: SCHWIMMBADKULTUR STATT SCHWIMMEN IN DER NATUR

Insgesamt fand zwischen 1950 und 1965 – nicht nur in Mannheim – eine Verlagerung des Badens und Schwimmens von den natürlichen Gewässern in die künstlich angelegten Schwimmbäder und Badeteiche statt: Man konnte nicht mehr im Rhein und Neckar schwimmen, sondern ging in die überfüllten, aber hygienischeren Betonbecken der modernen Bäder. Deren Wasser wurde nun kontinuierlich abgesaugt, mit komplexen Pumpenanlagen umgewälzt, gefiltert und mit Chlor aufbereitet. Auf diese hochtechnisch erzeugte hygienische Sauberkeit waren die Erbauer des Herzogenriedbades besonders stolz.

Sicherlich entsprach diese Hinwendung zu kontrolliertem, aber künstlich geschaffenem Badevergnügen dem Trend der Fünfziger Jahre, die alles Moderne und Neue bewunderten und noch keine Aversion gegen eine betonierte Umgebung zeigten. Trotzdem gab es – und gibt es bis heute – viele, die es weiterhin vorzogen, in „natürlichen“ Badegewässern zu schwimmen.

Kurt Möser

Anschrift des Autors:

Dr. Kurt Möser

Konservator

Landesmuseum für Technik und Arbeit

Museumsstraße 1

68165 Mannheim

Konzeptionen der Moderne:

Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lag Mannheim zu über 75% in Schutt und Asche (Abb. 1). Einzelne Stadtteile glichen Ruinenfeldern. In 151 Bombenangriffen waren Wohn- und Geschäftshäuser, Industrieanlagen, Kirchen und andere öffentliche Gebäude zerstört worden. Bedeutende bauliche Zeugnisse des barocken kurfürstlichen Mannheim sowie der Industrie- und der Handelsstadt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lagen in Trümmern. Die Zerstörung bedeutete einerseits den Verlust des alten Mannheim, andererseits wurde sie von

Architekten, Stadtplanern und Politikern aber auch als Chance zur Neugestaltung nach zeitgenössischen städtebaulichen und architektonischen Kriterien gesehen. Mannheim sollte schöner, besser und zweckvoller werden.

Die ab Mitte Januar in der Handwerkskammer der Rhein-Neckar-Stadt zu sehende Ausstellung „Eine neue Stadt muß her!? Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim“¹ dokumentiert diese Phase der Neubesinnung. Sie weist auf die städtebaulichen Neuplanungen und thematisiert den



Abb. 1: Die Stadt nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, im Vordergrund rechts das Quadrat Q5 und der Paradeplatz, Foto vom 16. Juni 1945

Umgang mit den baulichen Überresten des alten Mannheim. Anhand exemplarisch ausgewählter Neubauten zeigt sie auch, mit welchen architektonischen Konzepten die notwendigen Bauaufgaben bewältigt wurden. Damit einhergehend geht sie der Frage nach, in welchem Stil in den 50er Jahren in Mannheim gebaut wurde. Die Ausstellung leistet somit nicht nur einen Beitrag zur weiteren Aufarbeitung der Mannheimer Architektur- und Stadtbaugeschichte, sie besitzt darüber hinaus auch Relevanz für die baugeschichtliche Forschung über die städtebaulichen und architektonischen Konzepte der Nachkriegszeit in Deutschland.

DIE SUCHE NACH DER NEUEN STADT

1947 erschien in Frankfurt a. M. die erste Ausgabe der Zeitschrift „Die neue Stadt“.² Architekten und Stadtplaner diskutierten darin den Wiederaufbau kriegszerstörter Städte. Der Titel hatte programmatischen Charakter: Anstelle der Rekonstruktion wurde eine Neugestaltung der Städte vorgeschlagen. Eines der Kriterien, das an den modifizierenden Wiederaufbau gelegt wurde, galt der Ausbildung gesunder innerstädtischer Wohnverhältnisse. So wurden anstelle der dunklen Mietskasernen des 19. Jahrhunderts helle, aufgelockerte und durchgrünte Wohnzonen gefordert. Auch dem Ausbau zur verkehrsgerechten Stadt wurde ein hoher Stellenwert eingeräumt. Bestehende Straßen sollten verbreitert und neue Verkehrswege geschaffen werden, um den reibungslosen Transport von Waren zu ermöglichen sowie den Pendelverkehr zwischen den Wohnungen und den Stätten der Arbeit und der Freizeit zu optimieren.

Die Ideale der städtebaulichen Neugestaltung hatten ihre Wurzeln in älteren Reformbestrebungen. Bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts suchten Stadtplaner und Architekten nach Möglichkeiten, die Wohn- und Lebensverhältnisse in den Städten zu verbessern. Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte der Engländer Ebenezer Howard als Reaktion auf die Elendsquartiere und den Mietskasernenbau der Industrialisierung die Idee der Gartenstadt, die in Deutschland in modifizierter Form unter dem Begriff der Gartenvorstadt aufgegriffen wurde.

Das Ziel verbesserter Lebensbedingungen in den Städten prägte neben der Kritik an den Baustilen des Historismus und des Jugendstils und der Auseinandersetzung mit der Neuen Sachlichkeit die Architekturdiskussion der 20er Jahre. 1933 verfaßte die Architektengruppe CIAM die Charta von Athen, in der der funktionale Städtebau mit einer deutlicher Trennung der Bereiche Wohnen, Arbeiten und Freizeit propagiert wurde.

Auch in Mannheim stand seit den 20er Jahren die Umgestaltung der Stadt zur Diskussion.³ Dies begünstigte die Hinwendung zum Baustil der Neuen Sachlichkeit, der mit großer Konsequenz durch das städtische Hochbauamt aufgegriffen wurde. Verschiedene städtebauliche Maßnahmen sollten der Hebung des Lebensstandarts in der industriell geprägten Stadt dienen. Für die dicht bebauten Wohnviertel wurden erstmals umfangreiche Sanierungsmaßnahmen vorgeschlagen. Nachdem sie während der Weimarer Zeit nicht mehr zustande kamen, wurden sie – unter neuem ideologischem Vorzeichen – nach der Übernahme der Herrschaft durch die Nationalsozialisten in die Wege geleitet. Das städtische Hochbauamt ließ in der Innenstadt Häuser des 18. und 19. Jahrhunderts abreißen, um Wohn- und Geschäftsbauten, die moderneren Ansprüchen genügen sollten, Platz zu machen. Darüber hinaus wurde auf der Grundlage der Planungen der 20er Jahre eine der Hauptverkehrsstraßen, die in Ost-West-Richtung verlaufenden Planken, zugunsten einer durchgehenden Achse ausgebaut.

Der Ausbruch des Kriegs verhinderte weitere Baumaßnahmen, wies der Stadtplanung aber auch neue Aufgaben zu. So wie in anderen bombardierten Städten wurde noch während des Kriegs über den späteren Wiederaufbau nachgedacht. Dabei wurde der charakteristische barocke Stadtgrundriß erstmals in Frage gestellt. Nach dem Ende des Kriegs stand dieser abermals zur Diskussion.

DIE NEUPLANUNG DES STADTGRUNDRISSSES

Als Gründung des frühen 17. Jahrhunderts besitzt Mannheim einen geometrischen Grundriß, der sich aus den Idealstadtplänen der

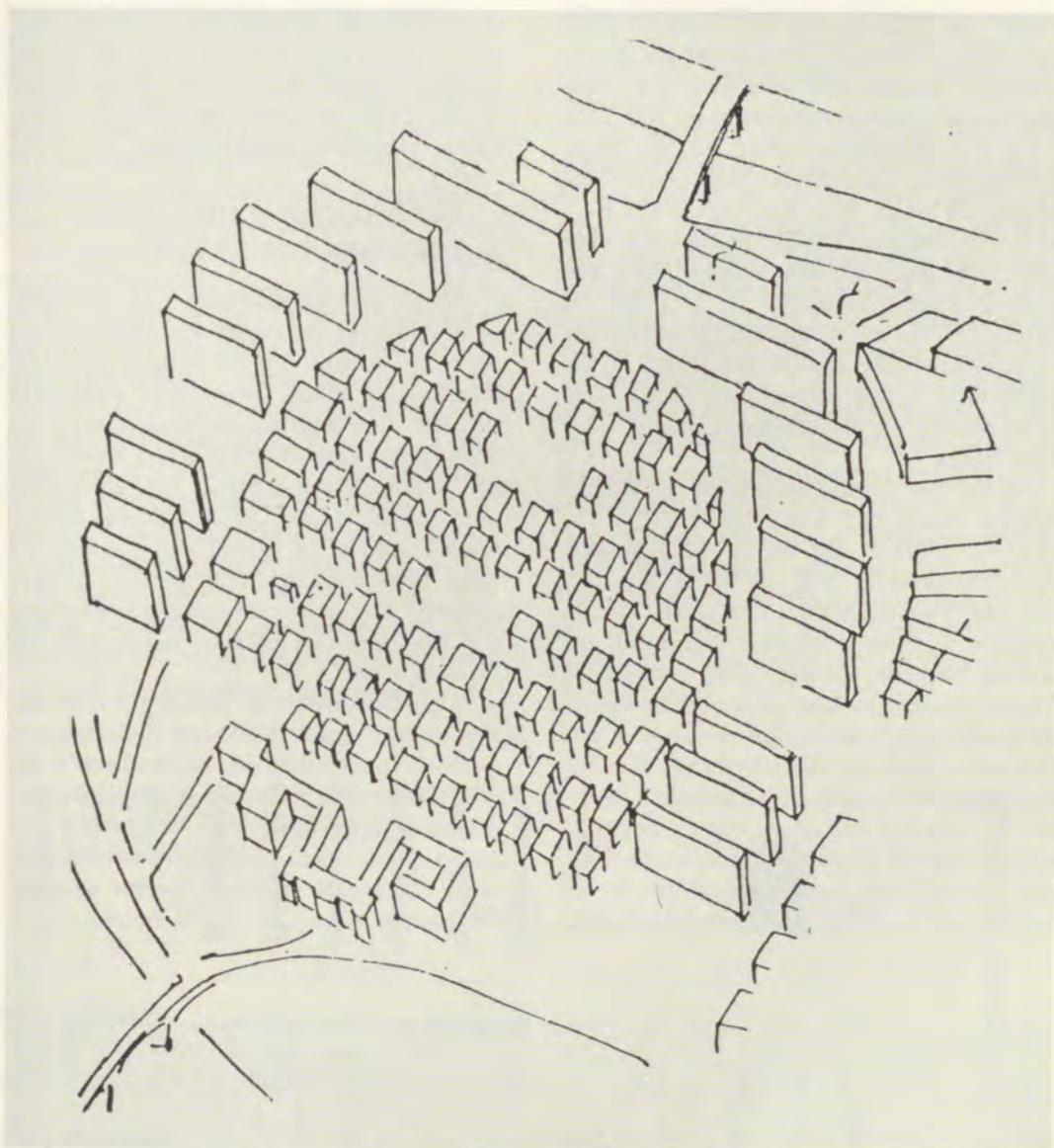


Abb. 2: Plan für den Wiederaufbau der Stadt, nicht realisiert, 1948, Erich Stürzenacker

Die neue Stadt 1948

Renaissance ableitet. Er zeichnet sich durch seine halbkreisförmige Ausdehnung und sein rechteckiges Straßennetz aus, das die sogenannten Quadrate bildet. Schon 1946 wurde in der Rhein-Neckar-Zeitung ein Vorschlag für die Neugestaltung des Stadtgrundrisses veröffentlicht. 1948 publizierte auch Stadtbaudirektor Erich Stürzenacker in der Zeitschrift „Die neue Stadt“⁴ eine Ideenskizze für den Wiederaufbau (Abb. 2).

Stürzenacker schlug um den Kern der Innenstadt einen Ring von Hochhausseiben vor. Diese sollten als Wohnbauten die Möglichkeit „zur Aufnahme der durch Zerstörung und Sanierung entstehenden Raumverluste“ bieten. Die Hochhäuser stehen in Ost-West-Richtung, um die Durchlüftung der Stadt zu gewährleisten. Die Ideenskizze Stürzenackers zeigt den Einfluß der städtebaulichen Planungen der 20er Jahre. Le Corbusiers „Plan voison de

Paris“ von 1925, welcher der Pariser Altstadt ein streng geordnetes Wohngebiet aus gleichförmigen Hochhäusern entgegensetzte, oder das Projekt Ludwig Hilbersheimers von 1924 für eine Hochhausstadt lassen sich als ideale Voraussetzung des geplanten Mannheimer Neubaugürtels sehen. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs beeinflussten die Hochhausutopien der 20er Jahre auch die Wiederaufbauplanungen anderer Städte. Verwiesen sie hier auf die bereits ab 1946 errichteten Grindelhochhäuser in Hamburg-Harvestehude. Die ersten Wohnhochhäuser in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg dürften die Mannheimer Planung beeinflusst haben.

Keiner der frühen Entwürfe für den Wiederaufbau Mannheims wurde verwirklicht. Die Besitzverhältnisse und die Grundrißgrenzen, das vorhandene Straßen- und Kanalisationssystem, aber auch die Not der Zeit, welche rasches Handeln und kostengünstige Lösungen notwendig machten, standen einer umfassenden Neustrukturierung im Weg. So wurde der barocke Stadtgrundriß beibehalten, wengleich sich die Stadtverwaltung nach wie vor um eine Auflockerung und Durchgrünung bemühte. Erklärtes Ziel war die Ausbildung eines innerstädtischen Rings mit Freiflächen und Grünanlagen. Aus diesem Grund wurde an einzelnen Stellen auf den Wiederaufbau der Quadrate verzichtet.

Der traditionelle Blockrandbau wurde weitergeführt, doch wurde vereinzelt auch die Zeilenbauweise aufgegriffen, bei der einzelne Wohnanlagen mit in die Umgebung wirkenden Grünzonen verbunden werden konnten.

DIE NEUGESTALTUNG VON STRASSEN UND PLÄTZEN

Neben der Auflockerung und Durchgrünung verfolgten die Planer des Wiederaufbaus auch den Ausbau und die Neugestaltung der Straßen und Plätze. Besonderes Augenmerk richteten die Planer auf die Neugestaltung des Marktplatzes und der Heidelberger Straße. Für den Marktplatz wurde bereits 1947 ein Wettbewerb ausgelobt, der die Ausbildung einheitlicher Fassaden mit einer Traufhöhe zum Ziel hatte. 1949 folgte der Wettbewerb für die Heidelberger Straße, die seit den Baumaßnahmen der 30er Jahre den östlichen Teilabschnitt der Planken bildet.

Aus städtebaulichen Gründen kommt der Heidelberger Straße besondere Bedeutung zu, da sie im Anschluß an den Friedrichsplatz und den Wasserturm einen der Hauptzugänge zu den Quadraten bildet. Der Wettbewerb von 1949 sollte der innerstädtischen Erschließungsachse eine ebenso repräsentative wie zeitgemäße Bebauung verleihen. Die Entwürfe, die sei-



Abb. 3: Entwurf für die Neugestaltung des Planken, nicht realisiert, 1949, Wilhelm und Karl Schmucker

Architekturbüro Schmucker

nerzeit eingereicht wurden, spiegeln exemplarische unterschiedliche städtebauliche und architektonische Ansätze der Nachkriegsjahre wider.

Das mit dem ersten Preis ausgezeichnete Projekt (Abb. 3) der Mannheimer Architekten Wilhelm und Karl Schmucker zielt auf eine großzügige urbane Lösung, die in städtebaulicher und architektonischer Hinsicht an die Moderne der 20er Jahre anknüpft. Daß das Projekt uns heute an Lösungen erinnert, die in den 50er Jahren in der DDR verwirklicht wurden, zeigt, daß die städtebaulichen Konzepte beider Deutschland mitunter auf die gleichen Vorbilder zurückgingen. Wesentliches Merkmal des Schmucker-Entwurfs ist die Ausbildung von achtgeschossigen Hochhaus-scheiben, die in regelmäßiger Anordnung quer zur Straße stehen. Diese sind durch zweigeschossige Ladengalerien mit einer offenen Terrasse im 1. OG miteinander verbunden. Durch den Wechsel zwischen den Hochbauten und dem flachgelagerten Riegeln ergibt sich eine Rhythmisierung der Baumasse. Die strengen kubi-

schen Bauformen und die spiegelsymmetrische Anordnung der Zeilen weisen den Entwurf als Versuch auf, den Straßenraum monumental einzufassen.

Ein anderes Konzept legten die Mannheimer Architekten Hans Lange und Albrecht Mitzlaff vor (Abb. 4). Sie weiteten die Heidelberger Straße zu einer großzügigen Platzanlage mit einer differenzierten Bebauung aus quer- und längsgestellten Hochhäusern und unterschiedlichen Pavillonbauten aus. Der Entwurf ist auch deshalb bemerkenswert, weil er den Friedrichsplatz einbezieht. Die berühmte Jugendstilanlage sollte nach dem Willen der Architekten einer neuen Grünanlage weichen. Um die Wirkung des neuen Stadtplatzes nicht zu stören, sollten der Wasserturm und die Arkadenhäuser abgerissen werden. Der Entwurf vermeidet Pathos und Monumentalität und stellt dem starren Stadtgrundriß eine zwanglose Ordnung entgegen, die ihr Vorbild in Amerika hat und seinerzeit als Ausdruck demokratischen Bauens verstanden wurde.

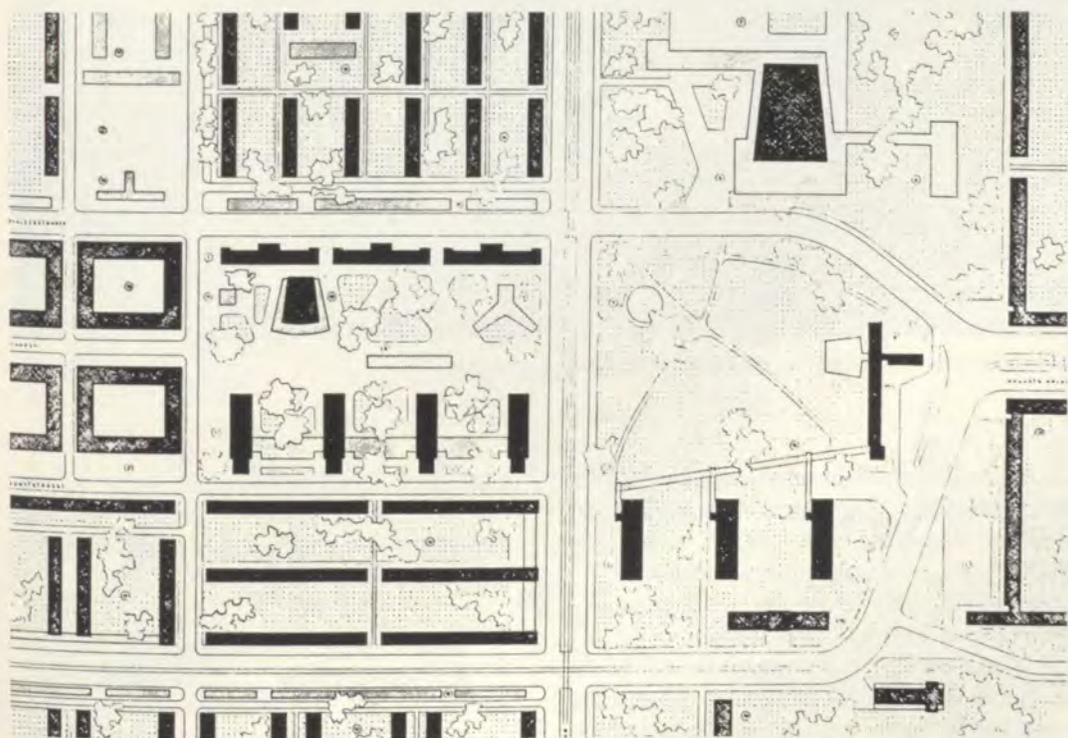


Abb. 4: Grundrißplan für die Neugestaltung der Planken und des Friedrichsplatzes, nicht realisiert, 1949, Albrecht Lange und Hans Mitzlaff

Die neue Stadt 1949



Abb. 5: Wasserturm am Friedrichsplatz, 1886–1889, Gustav Halmhuber

Stadtarchiv Mannheim

Frank Lloyd Wright veröffentlichte 1950 ein Buch über die aufgelockerte Stadtbaukunst, dem er den Titel gab, „When democracy builds“. Indessen waren es gerade demokratische Strukturen, welche die Umsetzung des Mannheimer Entwurfs ausschlossen.

Wie schon bei den Planungen für den Stadtgrundriß ließen die bestehenden Eigentumsverhältnisse keine einheitliche Neugestaltung zu. So erstellte das Stadtplanungsamt einen Bebauungsplan, der den privaten Bauherrn nur

allgemeine Richtlinien vorgab. Diese führten zur Ausbildung mehrgeschossiger kubischer Bauten mit vor- und zurückgesetzten Fassaden und wechselnden Geschoßzahlen.

DER UMGANG MIT DER ALTEN BAUSUBSTANZ

Als ehemalige barocke Residenzstadt und wohlhabende Industrie- und Handelsstadt des 19. Jahrhunderts besaß Mannheim vor dem

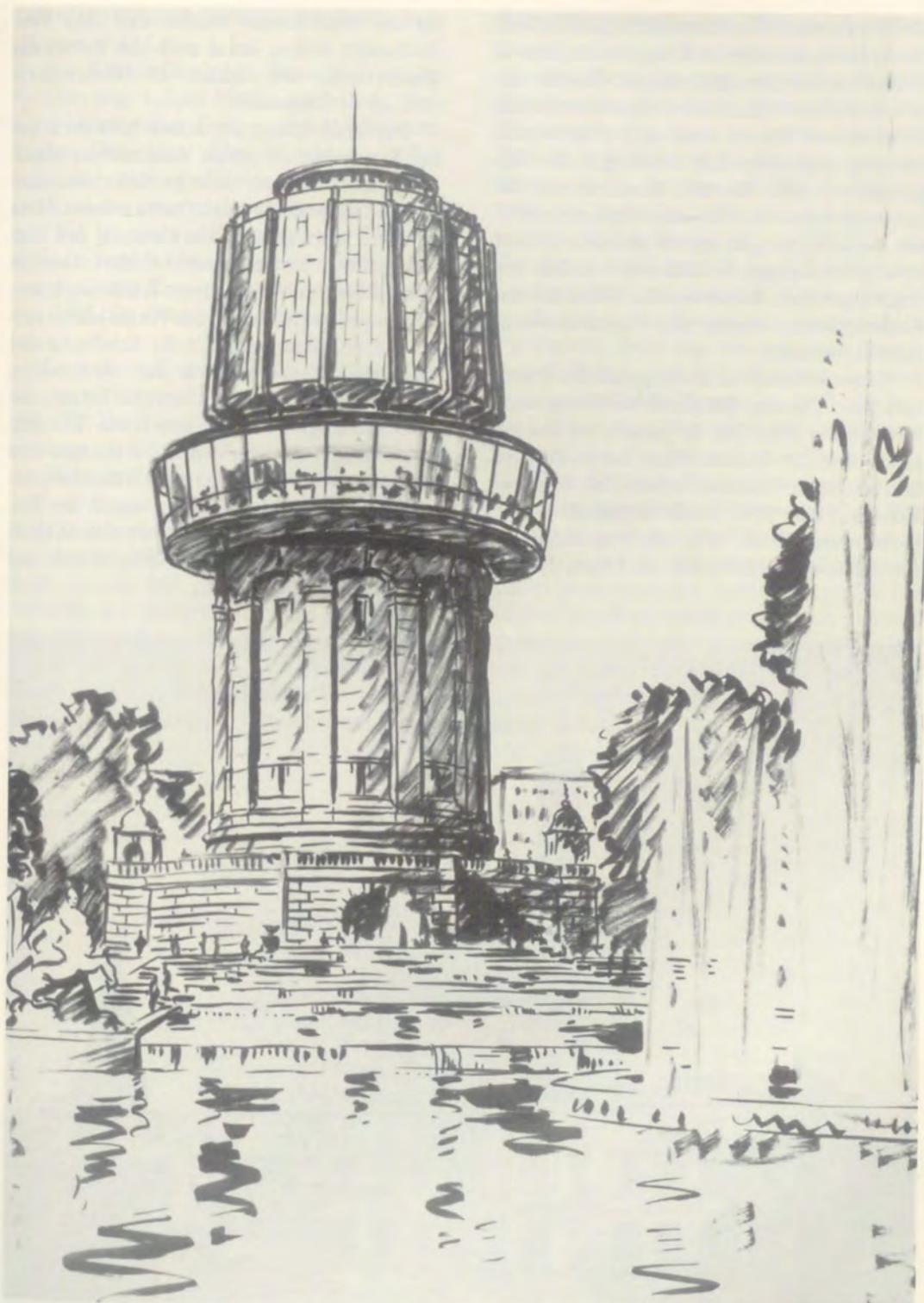


Abb. 6: Entwurf für die Neugestaltung des Wasserturms, nicht realisiert, 1956, Rolf Volhard

Stadtarchiv Mannheim

Krieg zahlreiche Repräsentationsbauten. Viele dieser Gebäude waren im Krieg zerstört oder in Mitleidenschaft gezogen worden. Die für den Wiederaufbau Mannheims verantwortlichen Politiker und Planer waren sich ihrer Verantwortung gegenüber den Leistungen der Vergangenheit zwar bewußt. Dennoch war die Rekonstruktion von Altbauten vielfach umstritten. Neue Nutzungskonzepte und neue ästhetische Vorstellungen verhinderten vielfach den originalgetreuen Wiederaufbau. Nicht nur aus Kostengründen wurden viele Fassaden vereinfacht aufgebaut.

Vielen Kritikern schienen gerade die Prunk- und Prachtbauten des alten Mannheim nicht mehr in die neue Zeit zu passen. So war beispielsweise der Wiederaufbau des ehemaligen kurfürstlichen Barockschlosses, das in seiner äußeren Hülle 1947 wiederhergestellt wurde, nicht unumstritten. Wie die Planungen der Architekten Albrecht Lange und Hans Mitzlaff

für die Heidelberger Straße und den Friedrichsplatz zeigen, stand auch der Erhalt des Wasserturms des späten 19. Jahrhunderts (Abb. 5) zur Diskussion.⁵

Der Wasserturm, der schon bald nach seiner Errichtung zu einem Wahrzeichen Mannheims avanciert war, hatte im Krieg sein markantes, laternenbekröntes Dach verloren. Mitte der 50er Jahre genügte die Leistung des Wasserbehälters nicht mehr dem Bedarf. Deshalb schrieb die Stadt 1955 einen Wettbewerb aus, der das weitere Schicksal des Turms klären sollte. Die Auslobung schrieb die Erhöhung des Wasserbehälters vor, ließ den Architekten jedoch die freie Wahl zwischen dem Erhalt oder dem Austausch der baulichen Hülle. 132 Entwürfe gingen ein, von denen die meisten eine moderne Aufstockung des alten Turmstumpfes vorschlugen. Mit dem 1. Preis wurde der Entwurf Rolf Volhards aus Frankfurt a. M. (Abb. 6) ausgezeichnet, der zwischen dem Schaft und



Abb. 7: Altes Kaufhaus am Paradeplatz

Stadtarchiv Mannheim

dem neuen Wasserbehälter ein Drehrestaurant einfügen wollte.

Die Entscheidung der Jury war in der Bevölkerung hohem Maße umstritten. Proteste Mannheimer Bürger und Bürgerinnen führten schließlich zum Verzicht der Erhöhung des Wasserbehälters und zur Rekonstruktion des ursprünglichen Erscheinungsbildes. Die Wiederherstellung erfolgte 1962–63 unter Leitung Ferdinand Mündels, der sich mit einem eigenen Entwurf bereits im Wettbewerb von 1955 für die alte Dachform entschieden hatte.

Ein anderes Ergebnis hatte die Diskussion um den Wiederaufbau des alten Kaufhauses (Abb. 7).⁶ Der Barockbau des frühen 18. Jahrhunderts stand an städtebaulich herausragender Stelle im Zentrum der Innenstadt und war 1903–1909 zum Rathaus umgebaut worden. Nach der Zerstörung im Krieg waren von der prachtvollen Mittelturnmfassade nur noch der Turm und die Teile der Arkaden erhalten. Der Architekt des Stadtplanungsamts Rolf Becker legte 1950 mehrere Entwürfe für den Wiederaufbau vor. Anstelle einer vollständigen Rekonstruktion entwarf er verschiedene Varianten, in denen er den erhaltenen Mittelturnm mit neuen

Seitenflügeln kombinierte.⁷ Zwingende andere Baumaßnahmen verhinderten die Einbindung des alten Turms in einen modernen Neubau. Erst Ende des 50er Jahre nahm die Stadt den „Wiederaufbau“ erneut in Angriff. Sie lobte 1960 einen Wettbewerb für den Bau eines Rathauses aus, in dem sie den Erhalt oder den Abriß des Turms freistellte. Von den 44 eingereichten Entwürfen erhielt das Projekt des Stuttgarter Architekten Roland Ostertag den Zuschlag (Abb. 8). Ostertag plante ein 14-geschossiges Hochhaus mit vorgelagerten Flachbauten, die in den neu geplanten Paradeplatz überleiten sollten. Als Ergebnis des Wettbewerbs wurde die Turmruine 1965 abgebrochen. Bekanntermaßen scheiterte aber die Ausführung des Hochhauses aus finanziellen Gründen. Später folgten zwei weitere Wettbewerbe. Im Vorfeld des Wettbewerbs von 1986 wurden Stimmen laut das barocke Kaufhaus zu rekonstruieren. Ein Bürgerentscheid scheiterte jedoch an der geringen Teilnahme, so daß der Entwurf des Mannheimer Architekten Carlfried Mutschler realisiert werden konnte. Der bekannte postmoderne Neubau erinnert durch seine Mittelturnmfassade an den verloren gegangenen Altbau.



Abb. 8: Modell für das Rathaus am Paradeplatz, nicht realisiert, 1960, Roland Ostertag

Robert Häusser

DIE NEUE ARCHITEKTUR

Die Entscheidung der Stadt Mannheim, den Turm des alten Kaufhauses zugunsten eines Neubaus abreißen zu lassen, ist das Ergebnis der Modernisierungsbestrebungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Diese Bestrebungen führten auch zum Abriß zahlreicher anderer Altbauten, so daß man durchaus von einer zweiten Zerstörung Mannheims nach 1945 sprechen kann. Andererseits entstanden anstelle des Zerstörten vielfach neue qualitätvolle Bauten, die heute, 40 bis 50 Jahre nach ihrer Errichtung, ebenfalls zu einem erhaltenswerten Teil der Geschichte der Stadt Mannheim geworden sind.

Während die Baumaßnahmen der ersten Nachkriegsjahre in hohem Maß von der Not der Zeit geprägt waren, machte sich ab Mitte der 50er Jahre der wirtschaftliche Aufschwung bemerkbar. Schon 1955 veröffentlichte die Stadt einen Bildband, in dem ein erstes Fazit über den Wiederaufbau gezogen und Perspektiven für die zukünftige Entwicklung der Stadt aufgezeigt wurden. Nicht ohne Stolz gab man dem Buch den Titel „Mannheim im Aufbau“⁸. Eine zweite Publikation zum Thema folgte 1963 unter dem Titel „Mannheimer Hochbauten“⁹. In beiden Publikationen betonen die Autoren den funktionalen Aspekt der neuen Architektur. Dies spiegelt die Architekturauffassung, die in jenen Jahren in der Rhein-Neckar-Stadt vorherrschend war, wider.

Im Allgemeinen verbindet man mit dem Begriff der deutschen Architektur der 50er Jahre Gebäude die sich durch verspielte, elegante Formen und dekorative Details auszeichnen. So wenig jedoch der Nierentisch und die Tütenlampe stellvertretend für das Design der Epoche stehen, so wenig ist auch die Architektur der 50er Jahre nur auf die geschwungene Wand und das Blumenfenster zu reduzieren.

Als sich mit dem Wiederaufbau der Städte nach 1945 die Frage stellte, welchen architektonischen Konzepten die neuen Bauten folgen sollte, diente vielen Architekten der Bauhausstil der 20er Jahre mit seinen klaren, funktional geprägten Formen als Anknüpfungspunkt. Ein weiteres Vorbild bot die vom Bauhaus beeinflusste zeitgenössische Architektur des Auslands. Insbesondere die amerikanischen Bau-

ten, welche die Ideale des Fortschritts und der Modernität dezidiert zu verkörpern schienen, hatten Einfluß auf die Architekten in Deutschland.

Wichtigster Vertreter der neuen deutschen Moderne nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Egon Eiermann, der als Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe tätig war. Eiermann baute zwar nicht selbst in Mannheim, beeinflusste aber dennoch das hiesige Baugeschehen. Dies hängt damit zusammen, daß viele Mannheimer Architekten bei ihm studiert hatten. Außerdem übte er als Gutachter Einfluß auf wichtige Planungen aus. Der Einfluß der funktionalistischen Schule Egon Eiermanns ist jedoch nur ein Grund, wieso sich in der Quadratestadt die „beschwingten 50er“ so selten zeigen. Ein anderer Grund ergibt sich aus der Bedeutung Mannheims als Handels-, Wirtschafts- und Industriestadt, die möglicherweise so etwas wie einen rational geprägten „genius loci“ hervorbrachte. Zugleich wirkte sich auch die Dominanz des geometrisch geordneten Stadtgrundrisses auf viele Planungen der Nachkriegszeit aus. Die Quadratestruktur und der vorherrschende Blockrandbau ließen geschwungenen Formen nur wenig Spielraum.

Der architektonische Funktionalismus der 50er Jahre war jedoch nicht unumstritten. Schon innerhalb der Architekturdiskussionen der Zeit um 1950 wurde der Bauhausstil kritisiert, weil er durch seine Strenge und Sachlichkeit nicht dem Bedürfnis des Menschen nach Schönem und Gemütlichem entspreche. In Mannheim wurde diesem Bedürfnis im privaten Wohnungsbau und in der Gestaltung von Innenräumen ebenfalls Rechnung getragen. Im Stadtbild dominierend blieben jedoch die Formen der funktionalen Moderne. So wurden für die Quadratestadt Bauwerke mit kubischen Formen und klar gegliederten Fassaden kennzeichnend. Dennoch präsentiert Mannheims Architektur der 50er Jahre ein breites Spektrum an architektonischen Ausdrucksformen.

DAS MÖBELHAUS BOEHME

Eines der markanten neuen Gebäude ist das Möbelhaus Boehme in der Kunststraße in N5 (Abb. 9). Das 1954–55 von den Mannheimer Architekten Ernst und Andreas Plattner errich-



Abb. 9: Möbelhaus Boehme, Modell, 1954–1955, Ernst Plattner und Andreas Plattner

Arthur Pfau

tete Haus bricht durch seine Baukörpergliederung mit traditionellen Auffassungen über tragende und lastende Baumassen. Einem langgestreckten zweigeschossigen Flachbau mit einer Schaufensterfront ist ein fünfgeschossiger Baukörper seitlich aufgesetzt. Der Hochbau enthält Büros und Wohnungen. Er ragt zur Straße hinaus und dient mit seiner Hauptfassade als überdimensionaler Werbeträger. Die außergewöhnliche Verteilung der Baumassen ermöglichte eine Stahlbeton-Pfeiler-Konstruktion und ist von den konstruktiven Experimenten im Neuen Bauen der 20er Jahre angeregt.

Der Orientierung an den 20er Jahren entspricht, daß der Hochbau auf eines der wichtigsten Mannheimer Bauwerke jenes Jahrzehnts, das Kaufhaus Vetter des Frankfurter Architekten Fritz Nathan, Bezug nimmt. Dieses stand ebenfalls in der Kunststraße in Sichtverbindung zum Boehme-Haus. In den 60er Jahre wurde es abgerissen. Auch das Gebäude der 50er Jahre ist heute nicht mehr erhalten. Es wurde in den 80er und 90er Jahre durch

Umbauten gravierend in seinem Erscheinungsbild verändert.

DAS VERWALTUNGSGEBÄUDE DER MANNHEIMER VERSICHERUNG

Im Unterschied zum Möbelhaus Boehme zeigt das Verwaltungsgebäude der Mannheimer Versicherung (Abb. 10) den Einfluß der amerikanischen Moderne in der Ausprägung der Architektur Ludwig Mies van der Rohes. Das Verwaltungsgebäude wurde 1958–1959 am Eingang zur Ausgustaanlage, der von der Autobahneinmündung in die Innenstadt führenden Hauptachse, errichtet wurde. Gutachter der Planung war Egon Eiermann, der den exponierten Standort empfahl, weil das Bild moderner Großstädte durch deren Hochhäuser bestimmt sein solle.

Die Mannheimer Architekten Albrecht Lange und Hans Mitzlaff, die 1949 bereits in ihrem Entwurf für die Heidelberger Straße amerikanische Vorbilder aufnahmen, schufen eine Hoch-



Abb. 10: Verwaltungsgebäude der Mannheimer Versicherungsgesellschaft, 1958–1959, Albrecht Lange und Hans Mitzlaff

Robert Häusser

hausscheibe, die sich als technoider kubischer Block mit einer dünnen Vorhangfassade an den Längsseiten präsentiert. Das EDV-, Foyer und Casinogebäude ist als langgestreckter eingeschossiger Trakt unter das auf Pfeiler gehobene erste Obergeschoß geschoben. Das Bauwerk besticht durch seine rationale Ästhetik. Raffinesse zeigt es in der Gliederung seiner Fassade und in der Ausbildung eines Innenhofs im Erdgeschoß, der als Ruhezone dem hektischen Betrieb der Straße entgegengestellt ist. Es ist die reinste Verkörperung des Internationalen Stils in Mannheim, um so bedauerlicher ist, daß seine Fassade vor wenigen Jahren durch eine Sanierung verändert wurde.

DIE EVANGELISCHE TRINITATISKIRCHE

Hohe architektonische Qualität zeigt auch die evangelische Trinitatiskirche, die

1956–1959 nach dem Entwurf des Mannheimer Architekten Helmut Striffler in der Innenstadt im Quadrat G4 erbaut wurde (Abb. 11). Sie ersetzt eine im Krieg zerstörte Barockkirche des 18. Jahrhunderts. Helmut Striffler war Schüler und Mitarbeiter Egon Eiermanns, der in Pforzheim 1951–1953 in mit der evangelischen Matthäuskirche ein Hauptwerk des modernen Kirchenbaus der 50er Jahre in Deutschland schuf. Striffler, der Bauleiter der Matthäuskirche gewesen war, ließ sich bei der Mannheimer Planung von dem Pforzheimer Gebäude anregen, schuf aber dennoch einen eigenständigen Bau, der innerhalb der Sakralarchitektur in Deutschland ebenfalls Maßstäbe setzte.

Nicht nur der Grundriß ist durch die Ausknickung der Seitenwände verändert, auch die Wände sind neu gestaltet. Konstruktive Grundlage bilden Stahlbetonpfeiler, zwischen die Gußbetonblöcke mit farbigen Glassteinen ein-



Abb. 11: Evang. Trinitatiskirche, Teil des Innenraums, 1956–1959, Helmut Striffler

Robert Häusser

gefügt sind. Der kantige Sichtbetonbau ist eines der eindrucklichsten Beispiele der kompromißlosen Moderne im Mannheim der 50er Jahre. Besondere Qualitäten entfaltet das Bauwerk im Inneren. Dort schaffen die Glassteine

einen Raum, der durch das farbig gefilterte Licht Transzendenz andeutet und im Unterschied zur lauten innerstädtischen Umgebung zu einem Ort der Ruhe und Meditation wird. Heute steht die Trinitatiskirche als Kulturdenk-

mal von besonderer Bedeutung unter Denkmalschutz.

DAS NATIONALTHEATER

Ein weiteres Hauptwerk der Moderne der 50er Jahre ist das Nationaltheater, das 1955–1957 östlich der Innenstadt am verkehrsgünstig gelegenen Goetheplatz erbaut wurde (Abb. 12). Es ersetzt das im Krieg zerstörte Theaterhaus des 18. und 19. Jahrhunderts, das seinen Standort am heutigen Schillerplatz in der Innenstadt hatte. Das neue Nationaltheater ist nicht nur in architektonischer Hinsicht von herausragender Bedeutung, sondern auch aufgrund seiner Planungsgeschichte, in der sich die unterschiedlichen Architekturströmungen der 50er Jahre spiegeln.¹⁰

Für den Neubau wurde 1952 ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem Mannheimer und auswärtige Architekten eingeladen waren. Die beiden prominentesten waren Mies van der Rohe aus Chicago und Hans Scharoun aus Ber-

lin. Scharoun vertrat in seinem Entwurf, den ihm eigenen organischen Baustil. Größeres Aufsehen erregte jedoch der Entwurf Mies van der Rohe, der sich voll und ganz zum Funktionalismus bekannte (Abb. 13).

Der in Aachen geborene Architekt, der in den 20er Jahre ein Hauptvertreter des Bauhausstils in Deutschland war und in den 30er Jahren in die USA emigrierte, plante das Theater in Anlehnung an seine amerikanischen Bauten als eine Konstruktion aus Stahl und Glas. Das Theater sollte als kastenförmiger Bau mit Glaswänden in den Obergeschossen in eine Fachwerkbinder-Konstruktion aus Stahl eingehängt werden. Das Projekt, das auch heute noch durch seine klare technoide Ästhetik beeindruckt, kam in die engere Wahl. Allerdings sollte Mies van der Rohe den Entwurf für eine zweite Wettbewerbsstufe modifizieren. Da sich der Architekt weigerte, wurde er aus dem weiteren Verfahren ausgeschlossen. Das Bauwerk, das Mannheim mit einem Hauptwerk der internationalen Moderne nach 1945 erreicht



Abb. 12: Nationaltheater Mannheim, 1955–1957, Gerhard Weber

Robert Häusser



Abb. 12: Modell für das Nationaltheater Mannheim, nicht realisiert, 1952/53, Ludwig Mies van der Rohe

Robert Häusser

hätte, blieb so unrealisiert. Statt dessen kam der nachträglich in die Konkurrenz aufgenommene Entwurf des Frankfurter Architekten Gerhard Weber zur Ausführung.

Weber schuf im Unterschied zu Mies van der Rohe ein Bauwerk, das nur an den teilverglasten Schmalseiten sowie im Erdgeschoß Transparenz zeigt. Dadurch dominieren die geschlossenen, mit Natursteinplatten verkleideten Wände der Obergeschosse die Wirkung des Außenbaus. Unterschiede ergeben sich auch in der differenzierteren Behandlung der Baumasse, dennoch ist auch die Ausführung das Beispiel einer Architekturrichtung, die durch klare, konstruktive Formen und eine sachlich-moderne Gestaltung überzeugen will.

Das Nationaltheater steht heute so wie die Trinitatiskirche als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung unter Schutz. Auch andere Mannheimer Bauwerke der 50er Jahre sind inzwischen in ihrer Eigenschaft als Kulturdenkmäler anerkannt. Im Vergleich zu der großen Zahl an Gebäuden, die in diesem Jahrzehnt entstanden, sind dies allerdings nur relativ wenige. Dies hängt nicht etwa mit der Qualität der Objekte zusammen, sondern damit, daß die Architektur der 50er Jahre allgemein erst Ende der 80er Jahre zu einem Thema des Denkmal-

schutzes wurde. Davor wurde den Bauleistungen der Nachkriegszeit nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Auch fehlte vielfach das Verständnis für eine Architektur, die es dem Betrachter nicht immer einfach macht, sich mit ihr anzufreunden, und die letztendes am Verlust älterer, ebenfalls schützenswerter Bauten Anteil hatte. Heute findet die Architektur der 50er Jahre zwar mehr Anerkennung. Doch sind in Mannheim viele Gebäude dieser Zeit inzwischen durch Umbauten und Sanierungen in ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild verändert. Um so mehr ist zu hoffen, daß sich der Denkmalschutz jenen Bauten annimmt, die ihre qualitätvolle Architektur bis heute erhalten haben und zu wichtigen Dokumenten der Wiederaufbaujahre geworden sind.

Anmerkungen

- 1 Eine neue Stadt muß her!? Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim. Eine Ausstellung des Stadtarchivs und des Mannheimer Architektur- und Bauarchivs Mannheim, 16. Januar bis 13. März 1999 in der Handwerkskammer Mannheim in B1, 1-2. Konzeption, Organisation und wissenschaftliche Aufbereitung: Andreas Schenk, Sandra Wagner. Zur Ausstellung erscheint eine Begleitzeitschrift.

- 2 Die neue Stadt. Zeitschrift für die Praxis des Wiederaufbaues und die Erforschung der wirtschaftlichen, sozialen, technischen und kulturellen Grundlagen zur Gestaltung von Stadt und Land. Frankfurt a. M. 1, 1947-7, 1953.
- 3 Siehe hierzu die aufschlußreichen Aufsätze in: Architektur in Mannheim 1918-1939, bearbeitet von Monika Ryll, Hg. Peter Plachetka und Jörg Schadt. (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte Nr. 2) Mannheim 1994.
- 4 Erich Stürzenacker. Das Cityproblem - Am Beispiel Mannheim. In: Die neue Stadt. 1948, 1, S. 105 ff.
- 5 Siehe hierzu: Weckesser, Hans: Geliebter Wasserturm. Die Geschichte des Mannheimer Wahrzeichens. Mannheim 1981, S. 131 ff. Außerdem: Jung, Hubert: Ideen zur Gestaltung des Wasserturms. In: Mannheimer Hefte 1956, 1, S. 16-18. Willing, Heinrich: Mannheims Wasserturm. In: Mannheimer Hefte 1962, 2, S. 45-53.
- 6 Siehe hierzu: Ryll, Monika. Kaufhaus, Rathaus, Stadthaus in Mannheim. Bauten im Widerspruch zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 23, Hg. Jörg Schadt. Mannheim 1991.
- 7 Sechs Varianten, von denen eine Auswahl in der Ausstellung zu sehen ist, sind publiziert in Ryll a. a. O., S. 58 ff.
- 8 Mannheim im Aufbau. Ein Bildband über den Wiederaufbau einer zerstörten Stadt. Hg. Werbeverlag Pichler & Casse, Mannheim, unter Mitwirkung der Stadtverwaltung Mannheim, verantw. Fritz Pichler, Geleitwort von Oberbürgermeister Hermann Heimerich. Mannheim, Juni 1955.
- 9 Mannheimer Hochbauten. Bauherren, Architekten, Baugewerbe, Bauindustrie berichten über Planung und Ausführung der Aufbaujahre bis 1962. Mit einem Vorwort von Hans Reschke, Beiträge von Heinrich Willing. Mannheim 1963.
- 10 Ausführlich hierzu: Beierbach, Herbert: Das Nationaltheater in Mannheim. Baugeschichte und Wandel der architektonischen Gestaltung. Dissertation Heidelberg 1994.

Anschrift des Autors:
Dr. Andreas Schenk
L12, 1
68161 Mannheim

„Einer frohen Zukunft entgegen! ...“¹

Zur Situation der Kunst in der Deutschen Demokratischen Republik
der 50er Jahre

Eine Chronologie

DIE SITUATION NACH 1945

Mit der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 war eine sich seit längerer Zeit abzeichnende politische und ideologische Spaltung Nachkriegsdeutschlands formell vollzogen. Der kalte Krieg hatte begonnen und die Deutschen befanden sich in seinem Zentrum. Die Teilung nicht nur Deutschlands, sondern der Welt in West und Ost sollte für die Kultur West- wie Ostdeutschlands weitreichende Folgen haben. Zunächst jedoch waren die Grenzen bis zum Mauerbau vom August 1961 noch durchlässig, konnten sowohl in Westdeutschland lebende Künstler noch im Osten ausstellen und umgekehrt. Die Gründung des *Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands* im Juli 1945, der zunächst in den Westzonen wie in der Ostzone tätig war und der „Sammlung aller aufbauwilligen Kräfte“² diente, schuf eine breite Grundlage zunächst ohne erkennbaren ideologischen Hintergrund. Hinter den Kulissen waren die Besatzungsmächte bestrebt, sich selbst möglichst positiv darzustellen. Im Osten bekam der Kulturbund bald den Status „einer kontrollierten Organisation des in den ersten Jahren vielfältigen kulturellen Lebens in der SBZ“³, wohingegen er in den Westzonen unter den Bedingungen des kalten Krieges vor allem von den Amerikanern abgewürgt wurde⁴. Bereits auf der 1. Kulturtagung der KPD vom 3.–5. 2. 1946⁵ bezeichnete Wilhelm Pieck es als Grundbedingung der Freiheit der Künste, daß diese auf keinen Fall wieder in ... „reaktionäre, chauvinistische und militaristische Niederungen“ ... abgeleiten dürften. So selbstverständlich das zunächst nach der Kunstdiktatur der Nazizeit klang, wurde die Kunst

doch gleich wieder in die Pflicht genommen: was als reaktionär anzusehen war, bestimmte die Partei, punktuell.

Die *1. Deutsche Kunstausstellung* vom Mai/Juni 1946 im Berliner Zeughaus und die *1. Allgemeine Deutsche Kunstausstellung* Dresden im August 1946 hatten beide gesamtdeutschen Charakter und versammelten u. a. Werke der während der Naziherrschaft veremten Künstler. Zu sehen waren u. a. Arbeiten von Paul Klee, Oskar Schlemmer, Max Beckmann, Karl Hofer, Karl Albiker, Edmund Kesting, Oskar Nerlinger, Gerhard Marcks und Otto Müller. Die Dresdner Schau wurde im Auftrag der sächsischen Landesregierung von Hans Grundig und Will Grohmann zusammengestellt. Politische Inhalte oder Arbeiten mit Zeitbezug fehlten weitgehend. Diese Ausstellung, nachträglich als erste offizielle Kunstausstellung in die Reihe der alsbald regelmäßig stattfindenden Deutschen Kunstausstellungen in Dresden aufgenommen, wurde durch die Eröffnung und das Katalogvorwort von Alexander Dymshitz, einem der wichtigsten Kulturoffiziere der sowjetischen Militärverwaltung (SMAD), als hochrangiges kulturelles Ereignis herausgestellt.

Mit Gründung der Zeitschrift *bildende kunst* 1947 (bis 1949), die von Hofer und Nerlinger herausgegeben wurde, existierte nun auch ein Forum, das sowohl über internationale aktuelle Kunst informierte, wie auch über den Sozialistischen Realismus in der Sowjetunion. Ebenfalls 1947 erfolgte die Wiedereröffnung der Dresdner Hochschule für Bildende Künste unter ihrem ersten Rektor Hans Grundig. Den Lehrkörper bildeten u. a. Wilhelm Lachnit, Josef Hegenbarth, Hans Theo Richter

und Wilhelm Rudolph. Im gleichen Jahr war in Leipzig die Akademie für grafische Künste und Buchgewerbe unter dem Namen Akademie für Grafik und Buchkunst-Staatliche Hochschule wiedereröffnet worden.

Die DDR-Kunstgeschichtsschreibung hat später versucht, die Entwicklung der 50er Jahre als breiten Strom hin zu einem sozialistischen Realismus umzudeuten. Noch 1989 konnte man in „Die Kunst der frühen Jahre“ lesen: „Überblickt man den gesamten Werkblock dieser Nachkriegskunst, kommt man zu dem Schluß, daß es sich um ein relativ eigenständiges Kapitel realistischer deutscher Kunst des 20. Jahrhunderts handelt.“⁶ In Wirklichkeit jedoch ist die Kunst dieser Jahre nicht von einem monolithischen Realismus, sondern eher von einem Pluralismus gekennzeichnet, der Vielfalt und Modernität verhieß und sich nur zum kleinen Teil mit sozialer Wirklichkeit oder Vergangenheitsbewältigung beschäftigte. Wie Martin Damus in seinem Buch *Malerei der DDR – Funktionen der bildenden Kunst im Realen Sozialismus* polemisch formulierte, waren „schön dekorative Trümmerbilder, kunstvoll elegische Elendsschilderungen... das Äußerste“⁷ der unmittelbaren Nachkriegskunst.

Um die Künstler zu animieren, sich selbst und ihre künstlerische Arbeit in den Dienst des Aufbaus des Sozialismus zu stellen, wurden sie u. a. ermuntert in Industriebetrieben zu arbeiten. Auch Wettbewerbe wie der vom FDGB und der *bildenden Kunst* 1948 gemeinsam ausgeschriebene „Unsere neue Wirklichkeit“ sollten dazu beitragen. Die Ausschreibung forderte die Künstler auf, „... die konstruktiven und humanistischen Züge heutiger deutscher Wirklichkeit zu erfassen und ihre Themenfülle bejahend auszuschöpfen“ im Zeichen eines Enthusiasmus, „der in den Männern und Frauen der Aktivistenbewegung am sichtbarsten verkörpert ist“⁸.

Daß die von der SED gewünschte künstlerische Richtung ansonsten nur vereinzelt zu erkennen war, beklagte das Katalogvorwort zu einer anderen vom FDGB veranstalteten Ausstellung *150 Jahre soziale Strömungen in der Bildenden Kunst 1947/48*, die in Berlin und Dresden gezeigt wurde. Der „tiefe Glaube an das bessere Morgen“ sei noch nicht zum Durchbruch gekommen, „noch... fehlt die durchge-

arbeitete und klare Stellungnahme zu dem großen inneren nationalen Kampf unseres Volkes“⁹. Verschiedentlich hatten sich unterdes Künstlervereinigungen gebildet, wie in Dresden bereits 1945 „Der Ruf“ (u. a. mit Edmund Kesting, Hans Christoph und Erna Lincke, sowie Hermann Glöckner). Ebenfalls in Dresden wurde 1947 „Das Ufer“ (mit Rudolf Bergander, Siegfried Donndorf, Fritz Tröger, Willy Wolff u. a.) gegründet und in Halle, auch 1947, „Die Fähre“ (mit Karl Erich Müller, Willi Sitte, Fritz Freitag, Meinolf Splett), deren Mitglieder in die Betriebe gingen und damit den Kunst-Auftrag der Partei erfüllten. Die Devise des „Ufer“ war, in einem Katalogvorwort formuliert von Kurt Liebmann: „Realismus gegen Formalismus... Schönheit durch Wahrheit. Und: Die Kunst als Aufgabe, als gesellschaftliche Funktion und nicht: Kunst um der Kunst willen“¹⁰. Immer deutlicher wurde in den letzten beiden Jahren vor Beginn des neuen Jahrzehnts das Vorbild sowjetischer Kunst in den Vordergrund gerückt und alles andere als „bürgerlich dekadente Kunst“ denunziert.

DIE KUNST WIRD IN DIE PFLICHT GENOMMEN

Ein Artikel des sowjetischen Kulturoffiziers Dymshitz in der Zeitung der SMAD „Tägliche Rundschau“ vom 19. 11. 48 „Über die formalistische Richtung in der Malerei“ löste eine ausufernde Debatte darüber aus, wie in der sich abzeichnenden immer tieferen Spaltung zwischen Ost und West der „... Kampf für eine parteiliche, den werktätigen Menschen verbundene(n) Kunst...“ zu führen sei¹¹. Gerade Karl Hofer wurde von Dymshitz scharf kritisiert. Dies war der Auftakt zu einem Generalangriff auf die Bildenden Künste mit dem Ziel einer inhaltlichen wie ästhetischen Normierung nach dem Vorbild des sowjetischen Sozialistischen Realismus. Der Formalismus-Vorwurf, der abstrakten und ungegenständlichen Tendenzen wie auch Anknüpfungen an den Expressionismus der Vorkriegszeit gleichermaßen galt, wurde in der Folgezeit zu einer allgegenwärtigen Waffe gegen eine als nicht linientreu empfundene Kunst.

Die im Sommer 1949 in Dresden stattfindende *2. Deutsche Kunstausstellung* unter-

schied sich trotz der vorangegangenen Polemik von ihrer Ausrichtung her nicht wesentlich von der ersten. Zu sehen waren Arbeiten u. a. von Otto Nagel, Hans und Lea Grundig, Ernst Hassebrauk, Bernhard Kretschmar, Wilhelm Rudolph, Curt Querner, Otto Niemeyer-Holstein, Carl Crodel, Sella Hasse, Josef Hegenbarth, Walter Klemm, Max Schwimmer, Paul Berger-Bergner, H. A. P. Grieshaber, Friedrich Vordemberge-Gildewart, Otto Pankok. Mit der Einladung an die Künstler aller vier Besatzungszonen hatte auch diese Ausstellung wiederum gesamtdeutschen Charakter. Beinahe die Hälfte der Arbeiten stammten aus den drei Westzonen, darunter auch abstrakte Arbeiten. Erst ab den frühen fünfziger Jahren, durch eine zunehmende Ideologisierung, dominierten im Osten bei Ausstellungen in der Regel Werke die dem Sozialistischen Realismus zugerechnet wurden, im Westen hingegen die Abstrakten.

Die Kunst präsentierte sich nicht so wie gewünscht; Fritz Löffler berichtete über die Verleihung der ersten Nationalpreise kurz vor der Ausstellung: „... ein Maler fand sich nicht unter den Bedachten. Einer der Sprecher führte zum Eröffnungs-Aktus aus, daß es nicht gelungen sei, im Gebiete der deutschen Zunge einen wirklichkeitsnahen Maler zu finden, der würdig gewesen sei, auch nur einen dritten Preis zu erhalten. Es wirkte als Ironie des Schicksals, daß Otto Dix der erste war, den seine Worte trafen... Wenige Schritte neben ihm saß Hans Grundig... Noch ein wenig weiter zeichnete wie immer Joseph Hegenbarth... wirklichkeitsnah wie kaum ein anderer, die geladenen Gäste.“¹²

Ein Artikel in der „Täglichen Rundschau“ vom 20. 1. 1951, betitelt „Wege und Irrwege der modernen Kunst“, bereitete mit Angriffen u. a. auf Carl Crodel, Horst Stempel, Arno Mohr und Käthe Kollwitz eine Entschließung der 5. Tagung des ZK der SED am 17. März 1951 vor, die den Kampf gegen den Formalismus zum Parteiprogramm erhob und „... die historische Aufgabe (stellte), Bedingungen zu schaffen, um die Kunst aus der Einflußsphäre der bürgerlichen reaktionären Ideologie herauszulösen und sie auf die sozialistischen Aufgaben zu lenken.“¹³ In weiteren Artikeln werden nun auch Max Lingner, Hans Theo Richter, Ulrich Knispel, Wilhelm Lachnit, Otto Dix, Hans und

Lea Grundig, Wilhelm Rudolph, Max Ernst und Max Schwimmer angegriffen. Max Schwimmer verläßt die Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst und geht an die Kunsthochschule nach Dresden, Bernhard Heisig bricht aus Protest sein Studium in Leipzig ab¹⁴. Karl Rödel, seit 1947 Leiter der Klasse für Lithografie auf Burg Giebichenstein, wird 1952 entlassen und siedelt nach Mannheim über. Walter Ulbricht wettet auf einer Rede zum ersten Fünfjahrplan gegen die abstrakte Kunst und preist das Vorbild des Sozialistischen Realismus in der Sowjetunion. Ludwig Justi muß sein expressionistisches Kabinett in der Nationalgalerie Berlin, das er gerade erst eingerichtet hat, wieder schließen. Nicht nur Strömungen der Moderne werden nun ausgegrenzt, vor allem inhaltliche Festlegungen werden gefordert – eine positive Stellungnahme zum Aufbau eines sozialistischen Staates war verlangt. Der Verband Bildender Künstler wurde 1952 aus dem Kulturbund herausgelöst und in eine zentralistische Organisation umgewandelt, die weitere Künstlervertretungen ausschloß. Hinfort entschied der Verband, wer sich durch eine Aufnahme in denselben Künstler nennen durfte und damit ausstellen und an den Segnungen öffentlicher Ankäufe und Aufträge teilhaben konnte. Bereits am 31. 8. 1951 wurde mit der Einrichtung einer Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten eine Behörde geschaffen, die die Kunst endgültig auf Linie bringen sollte: die Kunst war der Politik unterzuordnen, wie Ministerpräsident Grotewohl verkündete.

NORMATIVE ÄSTHETIK UND DIE 3. DEUTSCHE KUNSTAUSSTELLUNG 1953

Anders als die vorangegangenen Ausstellungen vermittelte die 3. Deutsche Kunstausstellung vom 1. März bis 30. April 1953 im Albertinum Dresden ein weitgehend homogenes Bild einer Kunst des Sozialistischen Realismus. Dies lag vor allem an der Jury, die einfach aussortiert hatte, was der offiziellen Linie nicht entsprach. Auch die aus der Bundesrepublik eingereichten Arbeiten hatten sich natürlich der Jury zu stellen. Im Katalogvorwort konnte daher Helmut Holtzhauer, Vorsitzender der Staatlichen Kommission für Kunstangelegen-

heiten¹⁵, feststellen: „Umso mehr ist es unsere Aufgabe, den Künstlern beizustehen, die sich nicht dem Formalismus unterwerfen, sondern um die Erhaltung der nationalen Formen kämpfen und sich mit allen patriotischen Kräften gegen den amerikanischen Imperialismus und seine kultur- und friedensfeindliche Politik wenden. Diese Künstler begrüßen wir besonders herzlich auf dieser Ausstellung“.¹⁶ Die Jury hatte unter Vorsitz von Otto Nagel, Carlo Mense und Werner Laux alle Werke mit Stilelementen der Moderne, aber auch Realisten wie Otto Dix, Curt Querner, Hans Theo Richter und Wilhelm Rudolph refüsiert. Zusätzlich entfernten Helmut Holtzmann und Hauptabteilungsleiter Ernst Hoffmann am Vorabend der Eröffnung auf eigene Faust weitere Werke¹⁷. Die Staatliche Kunstkommission hatte ihr Ziel erreicht, und eine gesäuberte Ausstellung präsentierte sich dem Publikum. Sicherheits halber besprach Holtzmann die ganze Schau gleich selbst in der *Bildenden Kunst*, die nun vom Verband Bildender Künstler unter Herbert Sandberg herausgegeben wurde. Eine zeitnahe Thematik allein jedoch reichte nicht aus. Nach all den Angriffen auf die Stilrichtungen der Moderne, die laut Meinung der SED als „bürgerlich-dekadent“ einzustufen waren, wurden programmatisch „klassische“ Strömungen und solche des 19. Jahrhunderts gefordert¹⁸. In diesem Zusammenhang war ein Gemälde von Hans Mayer-Foreyt, betitelt: „Ehrt unsere alten Meister“ besonders interessant, zeigte es doch einen jungen Kunststudenten, der einem Arbeiter eine Zeichnung zur Begutachtung gereicht hat, die dieser mit Kennerblick studiert. In der Hand hält der Student eine Mappe, die, laut Bezeichnung, reproduzierte Werke von Adolf Menzel enthält, auf die der gelehrige Schüler sich bezieht. Ist es der Menzel des „Eisenwalzwerkes“, der hier gemeint ist, ein Werk, das kaum als realistische, geschweige denn heroische Arbeitsschilderung taugt, oder ist der Maler preußischer Dynastie gemeint, als der er von Wilhelm II. gründlich mißverstanden wurde? Wohl kaum. Vorbildlich waren allein Malweise und Kolorit, die als übernehmenswert schienen.

Ein „Mädchenkopf“ des im Westen residierenden Oskar Hagemann, ebenfalls im Katalog abgebildet, wurde von Holtzmann in seiner

Besprechung als vorbildlich hervorgehoben. Das Bild stand malerisch am ehesten in der Tradition des deutschen Impressionismus und wurde als zeitgemäße Umsetzung eines humanistischen Gehaltes gerühmt. Peinlicherweise hatte Hagemann bereits zu Zeiten der Naziherrschaft mit ebensolchen Bildnissen die jährliche „Große Deutsche Kunstausstellung“ in München beliefert. Es sollte dies nicht das einzige Mal sein, daß Künstler, die sich geschmeidig dem Nationalsozialismus angepaßt hatten, auch Anerkennung in der DDR fanden. Bereits 1949 wurde der Bildhauer Fritz Koelle (von Minister Holtzmann) als Professor an die Dresdner Kunsthochschule berufen; von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl befürwortet, die Koelle bereits 1947 in seinem Atelier in München besucht hatten. Wenige Monate nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 hatte Koelle sich dem neuen Regime angedient und u. a. 1940 im Haus der Deutschen Kunst eine Horst-Wessel-Büste ausgestellt¹⁹, eine Tatsache, die den Verantwortlichen 1948 bekannt war, sie jedoch offenbar aufgrund einer formal akzeptablen und gewünschten künstlerischen Darstellungsweise nicht gestört hatte. Ein weiteres Beispiel dieser Art ist der Dresdner Bildhauer Johannes Friedrich Rogge, der Ende der dreißiger Jahre durch seine oft verkaufte „Führerbüste“ bescheidene Popularität erlangte, 1943 und 44 auf der Großen Deutschen Kunstausstellung Arbeiten zeigte und den Auftrag zur Schaffung einer Büste von Alfred Rosenberg erhielt. Im Juli 1950 erhielt Rogge eine Einzelausstellung im Museum der bildenden Künste Leipzig, 1951 durfte er das erste deutsche Leninstandbild für Königsee schaffen, und seine Wilhelm-Pieck-Büste erreichte womöglich noch mehr Popularität als seine vormalige „Führerbüste“²⁰. Allerdings gab es auch in der Bundesrepublik hinreichend Fälle dieser Art, denkt man etwa an Arno Breker, der nach dem Krieg u. a. für den Gerling-Konzern gestalten durfte, und an den Architekten Wilhelm Kreis, der seine Formensprache erst dem Wilhelminismus, dann den Nazis und schließlich den Bauaufgaben Adenauerdeutschlands lieh, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Die ca. 600 ausgestellten Werke boten die gesamte thematische Bandbreite von Landschaftsbildern über Porträts, Stilleben, Interi-

eurs etc. Gestalterisch war die Bandbreite wesentlich enger, von spätimpressionistischen Ansätzen über Anklänge an Thoma und Hodler bis hin zu deutlichen Gestaltungselementen des sowjetischen sozialistischen Realismus, besonders in der Plastik, bot sich am ehesten das Bild einer in den Gestaltungsmitteln extrem konservativen Kunst. Viele Künstler waren, anders als SED und Kunstkommission, mehr als unzufrieden mit diesem Resultat, das nur Werke nach einem äußerst engen Kanon zugelassen hatte.

Im Jahr der 3. Kunstausstellung hatten zudem die Angriffe auf nicht angepaßte Künstler einen vorläufigen Höhepunkt erreicht: Josef Hegenbarths Illustrationen werden als „formalistische, zu Mätzchen werdende Manieren“²¹ angeprangert und ein Publizieren staatlicherseits behindert, wogegen Hegenbarth protestiert und mit dem Verlassen der DDR droht.

Die Forderung an die Kunst, sie solle die neue Lebenswirklichkeit positiv darstellen, lief auf eine unkritische Verherrlichung des Lebens im angeblich bereits real existierenden Sozialismus hinaus, eine Propagandaufgabe, die nicht nur die ehemals mit kritischem Gespür arbeitenden Mitglieder der Asso vor Schwierigkeiten stellte. Das „Typische“, ein zentraler Begriff des Sozialistischen Realismus dieser Jahre, „... was am vollständigsten und prägnantesten das Wesen der gegebenen sozialen Kraft zum Ausdruck bringt“²² in Verbindung mit einer „neuen Thematik“ hatte in der Darstellung von Arbeitskollektiven, Aktivisten u. ä. Einzug in die Kunst zu halten. Kunst hatte nicht eigenständig zu sein, sie sollte sich gesellschaftlichen Forderungen unterordnen und, in Verdrehung des ursprünglichen Begriffs, einen „Realismus“ pflegen, der wünschenswerte Zustände schildern und ein optimistisches Bild sozialistischen Alltags zeichnen sollte.

Die verlangte normative Ästhetik unterscheidet sich in ihrer Rückwärtsgewandtheit verblüffend wenig von den Kunstauffassungen des letzten deutschen Kaisers Wilhelms II., der die Anhänger zeitgenössischer Formauffassung väterlich belehrt hatte: „Ich verkenne keinen Augenblick, daß mancher strebsame Charakter unter den Anhängern dieser Richtungen ist, der vielleicht von den besten Absichten erfüllt ist,

er befindet sich aber doch auf falschem Wege“²³.

NEUER KURS IN ALTER MANIER

Sehr bald war deutlich geworden, daß die starre Einheitlichkeit der 3. Kunstausstellung weder beim Publikum noch bei den Künstlern auf positive Resonanz gestoßen war. Der staatliche Dirigismus schien ausgesetzt und auf Ausstellungen wurden wieder Arbeiten gezeigt, die eine deutliche Verwandtschaft zur Moderne zeigten und trotzdem nicht in Opposition zum verordneten Sozialismus standen.

Der Tod Stalins am 5. 3. 1953 hatte zu einer vorübergehenden Lockerung geführt, die als „Neuer Kurs“ verkündet wurde. Als Folge anstehender Plansollerhöhungen erfolgte der Arbeiteraufstand des 17. Juni. Nachdem dieser mit Hilfe sowjetischer Panzer niedergeschlagen worden war, konnte die alte Machelite unter Ulbricht ihre Stellung festigen, allerdings um den Preis einer gewissen Liberalisierung. Das „Neue Deutschland“ präsentierte am 8. 7. 1953 Vorschläge des Kulturbundes zur Gleichberechtigung verschiedener künstlerischer Auffassungen unter der Voraussetzung des Bejahens eines sozialistischen Systems. Gefordert wurde ein Ende des Dirigismus was künstlerische Fragen betraf. Noch 1953 wurde die staatliche Kunstkommission aufgelöst und Anfang 1954 das Kulturministerium unter Johannes R. Becher ins Leben gerufen. Die Parteiführung hatte es geschickt verstanden, sich die Kritik zu eigen zu machen, um sich die Kunstschaffenden weiterhin zu verpflichten. Mehr prinzipielle Kritik wie die Wolfgang Harichs, SED-Mitglied und Chefredakteur der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ in einem Artikel der „Berliner Zeitung“ vom 14. 7. 53 der „Es geht um den Realismus – Die bildende Kunst und die Kunstkommission“ betitelt war, wurde jedoch sofort als „revisionistisch“ verdammt.

Die Dresdner Bezirksausstellung im Herbst 1953 zeigte die Auswirkungen des „Neuen Kurses“. Gesellschaftliche Themen fehlten weitgehend, dafür wurden Arbeiten gezeigt, die sich wieder stärker den klassischen Themen der Kunst zuwandten wie Kinderporträts, Landschaften, Stilleben, Tierbildnisse. Lea Grundig besprach die Ausstellung mit freundlichen Wor-

ten. Und Bernhard Heisig, der die Leipziger Bezirkskunstausstellung 1954²⁴ in der „Bildenden Kunst“ rezensierte, mußte festhalten, daß „das klar entschiedene, politische Thema... vorerst noch vielfach Arbeiten vorbehalten (bleibt), die im staatlichen Auftrag entstehen“²⁵. Konsequenterweise war das Hauptthema des 3. Kongresses des Verbandes Bildender Künstler 1955 die Frage, in wie weit die künstlerische Freiheit mit dem Begriff des Realismus verknüpft werden konnte, um den gesellschaftlichen Auftrag zu erfüllen. Noch im gleichen Jahr wird in der Verbandszeitschrift des VBKD Willi Sitte angegriffen, da er „lebendige Menschen zu hölzernen Phantomen“ umgestaltet habe²⁶. Die Kritik bezog sich auf sein Gemälde „Bergung-Hochwasserkatastrophe 1954“, das er 1955 auf der Ausstellung der Akademie der Künste in (Ost-) Berlin ausgestellt hatte, und das die Hilfe sowjetischer Soldaten bei der Katastrophe darstellte. 1956 zeigte der Maler auf der Akademieausstellung das große Bild „Zusammenbruch der Napoleonischen Armee 1813 in Leipzig“²⁷, das in der „Bildenden Kunst“ von Peter H. Feist besprochen wurde und alsbald als Prototyp des politisch korrekten Historienbildes in der DDR, das auch gestalterisch neue Wege ging, rezipiert wurde. Sitte war einer jener Künstler, die eigene künstlerische Wege gehen wollten und sich dafür bislang immer herbe Kritik gefallen lassen mußten. Ob seiner experimentellen, expressiven Formensprache stets des Formalismus geziehen, konnte Sitte gegen Ende der 50er Jahre mehr und mehr Anerkennung gewinnen.

Auch in Berlin (z. B. Bert Heller), Dresden (z. B. Rudolf Bergander) und Halle (z. B. Albert Ebert, Karl Völker) gab es durchaus Künstler, die stilistisch eigene Wege gingen und auf Ausstellungen vertreten waren. Bezeichnenderweise gab es 1955/56 eine breit angelegte Kontroverse zu Picasso, der einerseits als engagierter Künstler gelobt, andererseits wegen seiner „formalistischen“ Bilder kritisiert wurde. Das Beispiel Picasso zeigte aber auch, daß humanistisches Engagement sehr wohl in zeitgemäßem Gewand daherkommen und eventuell als Vorbild dienen konnte.

Die Akademieausstellung 1956 geriet, unter Beteiligung westdeutscher Künstler, zu einer Schau mit weiterführenden Ansätzen. Rezen-

sionen stellten künstlerisch-formale Qualitäten in den Vordergrund, die das Abbildhaft-Erzählerische vermieden und unter einer zeitgemäßen Aneignung der Tradition das Wahrgenommene verdichteten²⁸. Die Öffnung gegenüber zeitgenössischen Formen der Gestaltung geschah nur sehr zögerlich. Auch Bert Heller verlor seinen Posten als Rektor der Berliner Hochschule, da er es gewagt hatte, das Vorbild sowjetischer Realisten in Zweifel zu ziehen²⁹.

Am 4. August 1957 wird in Leipzig eine Wanderausstellung mit Werken von Walter Arnold, Fritz Cremer, Waldemar Grzimek, Gustav Seitz, Alfred Thiele und Gustav Weidanz eröffnet. Der gebürtige Mannheimer Gustav Seitz war 1950 wegen Annahme der Mitgliedschaft an der Akademie der Künste (Ost-) Berlin von der Lehrtätigkeit an der Hochschule für Bildende Künste (West-) Berlin suspendiert worden und kurz darauf ebenso von der TU Berlin (West). Grzimek war 1948–1951 Professor an der HfBK (West-) Berlin und 51 wegen der Teilnahme an der Korea-Ausstellung entlassen worden. Von 1957–1961 war er Professor an der Hochschule in (Ost-) Berlin, bevor er sich 1961 zum Verlassen der DDR entschloß. Grzimek wie Seitz vertraten Positionen der Moderne in der Plastik, was ihnen, wie Seitz bei seinem Denkmal für Käthe Kollwitz und Grzimek bei seinem Heine-Denkmal (beide für Berlin) vorhersehbare Schwierigkeiten einbrachte.

Eine „Atelierausstellung“, die zu Beginn des Jahres 1957 Arbeiten von Leipziger Malern mit denen der „Neuen Gruppe“ Rheinland-Pfalz gemeinsam präsentierte, war auf Initiative der Leipziger zusammengelassen. Gegenständliche und ungegenständliche Kunst wurde gleichermaßen gezeigt. Bernhard Heisig lobte diese Eigeninitiative in der „Bildenden Kunst“, sie sollte aber ein Einzelfall bleiben; zu viel künstlerisches Eigenleben war kaum erwünscht. Der Aufstand in Ungarn war Anlaß, auch in der Kunst wieder Abweichler zu orten und eine loyale Haltung zum Sozialismus sowjetischen Typs einzufordern. Fritz Cremers Lithografienfolge „Ungarische Visionen“ und Werner Tübkes Gemälde „Weißer Terror in Ungarn“ setzten sich denn auch in wünschenswerter Form mit dem Thema auseinander, auch wenn beide dabei jeweils eigene Gestaltungswege gingen.

„GESELLSCHAFTLICHE RELEVANZ“ IM NEUEN KLEID: DIE 4. DEUTSCHE KUNSTAUSSTELLUNG

Die Kulturkonferenz der SED im Oktober 1957 verpflichtete die Künstler auf gesellschaftlich relevante Themen und allgemeine Verständlichkeit der Formensprache. Ideologische Koexistenz wurde scharf abgelehnt. Von der 4. Deutschen Kunstausstellung 1958 erwartete man, daß sie den Arbeiter- und Bauernstaat würdig repräsentiere³⁰. Alexander Abusch, Staatssekretär und Stellvertreter des Ministers für Kultur³¹, führte dazu im Katalog zur Ausstellung aus: „Von dieser Ausstellung wird erwartet, . . ., daß sie ein Beitrag unserer bildenden Künstler ist zu der tiefen sozialistischen Veränderung der Gedanken und Gefühle von Millionen Menschen, um die gegenwärtig in unserer Republik gerungen wird . . . Fremd ist unserer neuen sozialistischen Kunst die Jagd nach abstrakten Sensationen der Form, der ideenlose Formalismus, wie er in der spätbürgerlichen Kunst der niedergehenden kapitalistischen Gesellschaft geübt wird und bei dem oft die Grenzen zwischen krankhafter Phantasterei und snobistischer Hochstapelei verschwimmen. . . . In der Kunst, die dem Menschen dient, ist die Wahrheit immer gegenständlich konkret – und ihre Gestaltung erfordert die höchst erreichbare Identität von Inhalt und Form.“³² Diese allgemeinen Floskeln, die sich kaum von den Ansprüchen an die 3. Deutsche Kunstausstellung 1953 unterschieden, konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß bei dieser Ausstellung eine gewandelte Kunstauffassung im Vordergrund stand. Viele der ausgestellten Arbeiten zeigten Stilelemente der Moderne und der kleinteilige Naturalismus war größtenteils verschwunden. Werke wie Fritz Winklers „Königstein an der Elbe“, Willi Neuberts „Eisenhüttenwerk Thale“, Arno Mohrs „Selbstbildnis“, Paul Wilhelms Porträt von Ludwig Justi, sowie Arbeiten von Hans Jüchser, Hans Theo Richter, Bert Heller, Wilhelm Lachnit, Ernst Hassebrauk, Otto Niemeyer-Holstein und Josef Hegenbarth³³ zeigten eine Auswahl, die, bis auf die Ausklammerung gegenstandsloser Bilder, eine erstaunliche Bandbreite zeitgenössischer Gestaltung zuließ. Damit war ein erster

Schritt getan, der den Künstlern größere gestalterische Freiheit ließ, ohne sie jedoch aus der Pflicht zur affirmativen Darstellung des Lebens im Realen Sozialismus zu entlassen. Die Ausstellung wurde in vielen Einzelwerken stilbildend für die weitere Kunstentwicklung in der DDR.

Walter Womackas Gemälde „Rast bei der Ernte“ wurde³⁴ als vorbildlich für den neuen Typus der Darstellung der Arbeitenden herausgestellt; eine pastorale Idylle während der Pause, die die selbstbestimmte Arbeit unterbricht. Nicht der schwer arbeitende Mensch war gefragt, vielmehr der in sich ruhende, selbstbewußte und optimistische Mensch im Sozialismus. Womacka war in der Folgezeit für seine illustrativ-dekorativen Gemälde bekannt und geschätzt. Waren Darstellungen ländlicher Arbeit (vorzugsweise in landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, LPG) deutlich in der Minderzahl, so standen Darstellungen aus dem industriellen Arbeitszusammenhang im Vordergrund. Auch die Mutter/Kind-Thematik (u. a. von Karl-Erich Schaefer, Gitta Kettner und Hans Theo Richter) war hochaktuell, eine Projektion in eine glückliche Zukunft. Die für die späteren Jahre der Kunst in der DDR so charakteristischen „Simultanbilder“, die eine Vielzahl von Szenen in einer Art Bilderbogen miteinander verknüpfen, wurden durch Bert Hellers „Scheideweg XX. Jahrhundert“ vorweggenommen. Sein ebenfalls auf der Ausstellung vertretenes „Bildnis Prof. Dr. Dr. Brugsch“ mit einer stärker flächig angelegten Gestaltung zeigt noch heute seine damals herausragende Stellung als Neuerer des Porträts, der für die Folgezeit wichtig wird³⁵.

Insgesamt ist festzuhalten, daß die 4. Deutsche Kunstausstellung künstlerische Weichen stellte, indem sie Elemente der Moderne zuließ und damit eine Entwicklung ermöglichte, die den Künstlern ein gewisses Maß an Selbständigkeit zurückgab, die 1953 keinesfalls erwünscht gewesen war.

DIE KUNST DEM VOLK: DER „BITTERFELDER WEG“

Walter Ulbricht hatte auf dem V. Parteitag 1958 erklärt: „In Staat und Wirtschaft ist die Arbeiterklasse der DDR bereits der Herr. Jetzt

muß sie auch die Höhen der Kultur stürmen und von ihnen Besitz ergreifen.“ Dies implizierte eine deutliche Kritik am bisherigen Kunstschaffen und hieß unter anderem, daß verstärkt das Laienschaffen gefördert werden sollte. Laien- und Volkskunstzirkel sollten Kunst und Kultur durch ein authentisches Gestalten aus dem Eigenerleben bereichern. Die 1. Bitterfelder Konferenz am 24. April 1959 hatte daher zum Ziel, Kultur von oben und Kultur von unten miteinander zu versöhnen und im Sinne des Sozialismus zu einer neuen umfassenden Kultur zu führen, die die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit aufhebt, oder die „Suche nach einer zeitgemäßen Synthese von Architektur, bildender und angewandter Kunst, Entdecken neuer inhaltlicher Elemente und Erproben unkonventioneller Gestaltungsweisen bei der Darstellung des sozialistischen Aufbaus in der DDR und jener Menschen, die ihn vollbringen“³⁶.“ Zu diesem Zweck wurden Arbeitskollektiven Künstler zugewiesen, um eine lebensnähere Darstellung zu erreichen. Bei der 5. Deutschen Kunstausstellung 1962 waren daher auch gleichberechtigt Werke von Laienzirkeln zu sehen, die von professionellen Künstlern (die damit ein Einkommen hatten) angeleitet wurden. Die Erwähnung „unkonventioneller Gestaltungsweisen“ läßt aufhorchen: tatsächlich bedeutete der „Bitterfelder Weg“ eine von oben verordnete Kulturrevolution; indem man der Kunst größere gestalterische Freiheit ließ und sie somit an die lange Leine nahm, zog man die Lehren aus der mißglückten einengenden Kanonisierung und Reduktion auf formale Kriterien. Schließlich erhoffte man sich eine auf Dauer angelegte Kooperation der Künstler, ohne das Ziel des Sozialistischen Realismus aus den Augen zu verlieren. Der Chefideologe der SED, Kurt Hager, stellte 1963 fest: „Die Partei wird für die konsequente Anwendung des sozialistischen Realismus kämpfen und keine dogmatischen Einengungen zulassen. Der sozialistische Realismus gestattet nicht nur viele Gestaltungsmöglichkeiten und Stile, er ermöglicht, ja fordert sie sogar“³⁷.“ Damit war der Grundstein für die Entwicklung der Künste in der DDR für die folgenden Jahrzehnte gelegt.

Anmerkungen

- 1 Titel einer Holzschnittfolge von Eva Schulze-Knabe, Anfang der 50er Jahre
- 2 Hermann Glaser, *Deutsche Kultur 1945–2000*, München, Wien 1997, S. 104
- 3 Martin Damus, *Malerei der DDR, Funktionen der bildenden Kunst im Realen Sozialismus*, Reinbek 1991, S. 48
- 4 Glaser, a. a. O., S. 105
- 5 Die Vereinigung von SPD und KPD als SED wurde in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone erst im April 46 vollzogen
- 6 Karl Max Kober, *Die Kunst der frühen Jahre 1945–1949 Malerei, Zeichnungen, Grafiken aus der sowjetischen Besatzungszone*, Leipzig 1989, S. 31
- 7 Damus, a. a. O., S. 44
- 8 Ebenda, S. 58
- 9 Ullrich Kuhirt (Hrsg.), *Kunst der DDR 1945–1959*, Leipzig 1982, S. 74
- 10 Cit. n.: L. Lang, *Malerei u. Grafik in der DDR*, Leipzig 1983, S. 13
- 11 Kuhirt, a. a. O., S. 99
- 12 Fritz Löffler, *Die 2. Deutsche Kunstausstellung in Dresden und die westdeutsche Malerei*, in: *Zeitschrift für Kunst*, Jg. 1949, H. 4, S. 277–288
- 13 Ullrich Kuhirt, a. a. O., S. 127
- 14 Herwig Guratzsch u. G. Ulrich Großmann (Hrsg.), *Lust und Last, Leipziger Kunst seit 1945*, Stuttgart 1997, S. 396
- 15 Holtzhauer war vorher sächsischer Volksbildungsminister gewesen
- 16 Dritte Deutsche Kunstausstellung Dresden 1953, (Kat. der Ausstellung), Dresden 1953, S. 13/14
- 17 Werner Schmidt (Hrsg.), *Ausgebürgert, Künstler aus der DDR 1949–1989*, Berlin 1990, S. 5
- 18 Vgl. Jörn Schütrumpf, *Die Klassik-Mittel zur Alleinherrschaft*, in: Dieter Vorsteher (Hrsg.), *Parteiauftrag: Ein neues Deutschland, Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR*, München/Berlin 1996, S. 196–203
- 19 Siehe dazu: Beatrice Vierneisel, Fritz Koelle – „Der Gestalter des deutschen Berg- und Hüttenarbeiters“, in: Günter Feist, Eckhart Gillen, Beatrice Vierneisel (Hrsg.), *Kunstdokumentation 1945–1990 SBZ/DDR*, Köln 1996, S. 191–201
- 20 Siehe auch: Jörn Schütrumpf, Arnulf Siebeneicker: *Johannes Friedrich Rogge: Lenindenkmal*, in: Monika Flacke (Hrsg.), *Auftragskunst der DDR 1949–1990*, München/Berlin 1995, S. 50–58
- 21 Von Joachim Ulitzsch in: „Die realistische Buchkunst in der DDR“, cit. n. Ausgebürgert, a. a. O., S. 51
- 22 G. M. Malenkov, Sekretär der KPdSU, cit. n. Damus, a. a. O., S. 103
- 23 Rede zur Einweihung der Siegesallee Berlin am 18. 12. 1901, siehe dazu: Martin Stather, *Die Kunstpolitik Wilhelms II.*, Konstanz 1994, S. 66/67
- 24 Die erste fand 1953 statt und von da an jährlich bis 1985
- 25 Cit. n. Damus, a. a. O., S. 137
- 26 Ausgebürgert, a. a. O., S. 51
- 27 Heute im Militärhistorischen Museum Dresden
- 28 *Bildende Kunst*, H. 1, 1957
- 29 Ausgebürgert, a. a. O., S. 52

- 30 Damus, a. a. O., S. 153
- 31 Seit 8. Dezember 1958 bis 1961 Kulturminister und Nachfolger von Johannes R. Becher
- 32 Vierte Deutsche Kunstausstellung Dresden 1958, (Katalog der Ausstellung), Dresden 1958, S. IX/X
- 33 Der von Dieter Hoffmann für den Verlag der Kunst vorbereitete Band „Hegenbarth und der Zirkus“ wird nach Hoffmanns von Lea Grundig betriebenen Entlassung als Kunstkritiker der „Sächsischen Zeitung“ nicht verlegt. Auf der 58er Ausstellung werden jedoch u. a. die Pinselzeichnungen „Im Zirkus“ und „Bettelnder Bär“ gezeigt
- 34 Von Walter Ulbricht, der sich ansonsten unzufrieden über die Ausstellung äußerte
- 35 Siehe dazu auch: Lothar Lang, Malerei und Graphik in der DDR, Leipzig 1983, S. 54: „Für die Porträtkunst der DDR hat Heller Maßstäbe gesetzt.“ Dagegen ist die „Bauer Rehn“-Serie von Curt Querner, (u. a. ebenfalls als Porträtist wichtig), von 1949-52 noch stark dem Verismus verpflichtet.
- 36 Lothar Lang, a. a. O., S. 70
- 37 Cit. n.: Kritik in der Zeit, Der Sozialismus - seine Literatur - ihre Entwicklung, Halle 1970, S. 550

Anschrift des Autors:
Martin Stather
Mannheimer Kunstverein
Augustaanlage 58
68165 Mannheim

„Deshalb werde ich das Stück aufführen.“

Über eine Welturaufführung und einen Skandal in einem wenig bekannten
Stück Mannheimer Theatergeschichte

*Das Theater galt manchem frommen
Christen [...] lange als eine Einrichtung des
Teufels.*

Günther Rühle¹

1954 feierte das Nationaltheater Mannheim (NTM) sein 175jähriges Bestehen. Das Jubiläumsjahr sollte mit einem Eklat enden, der symptomatisch war für das geistige Klima jener Jahre. Stein des Anstoßes war die Welturaufführung des Dramas *Feuer über Sodom* des Griechen Nikos Kazantzakis, die Anklage lautete auf „Perversion“ sowie „Gotteslästerung“, Kläger waren ein Teil der Presse sowie die evangelische und die katholische Kirche.

Seit 1951 war Hans Schüler (1897–1963) Intendant des NTM.² Neben dem „klassischen Repertoire“ der Sprechbühne galt Schülers besonderes Augenmerk den zeitgenössischen Werken. Premieren zeitgenössischer Autoren waren am NTM nichts Ungewöhnliches, in Mannheim wurden zeitgenössische Stücke kontinuierlich auf der Sprechbühne gespielt. Schülers Mischung von Bewährtem und Neuem wurde vom Publikum angenommen: Die Besucherzahlen stiegen von 306 000 in der Spielzeit 1952/53 auf 324 500 in der Spielzeit 1953/54.³ Auch die Fachwelt honorierte die Konsequenz von Schülers Bemühungen: 1956 verliehen die deutschen Bühnenautoren und Komponisten Hans Schüler das „Silberne Blatt“, eine Auszeichnung für besondere Verdienste um die Förderung des Theaters der Gegenwart.⁴

Damit hob sich Schülers Intendanz von der generellen Linie der deutschen Bühnen ab. Denn dort fand das Adenauersche „Keine Experimente!“ nur zu oft seinen Widerhall. Im

Deutschland der 50er Jahre orientierte sich der Spielplan an Bewährtem; und das waren die „Klassiker“, Schiller an der Spitze. In der „Spielzeit 1958/59 befanden sich unter den ersten hundert Stücken acht Werke lebender deutschsprachiger Autoren.“⁵ Der Theaterkritiker Friedrich Luft sprach lakonisch von „vollen Häusern, geistiger Leere.“⁶

Trotz der Innovationsfreude des Intendanten Hans Schüler, mit der er den Spielplan des NTM gestaltete, war wohl auch für ihn, bzw. für das NTM, eine Welturaufführung etwas besonderes. Nikos Kazantzakis war zudem ein ausländischer Autor, der in Deutschland erst langsam bekannt zu werden begann – obwohl er bereits mit dem Nobelpreis in Verbindung gebracht wurde.

NIKOS KAZANTZAKIS

Nikos Kazantzakis wurde am 18. Februar 1883 in Heraklion/Kreta geboren. Zu den Prägungen seiner kretischen Herkunft zählte er Stolz, Freiheitswillen, Tapferkeit, die in verwegene Furchtlosigkeit umschlägt, das Primat des Lebens über die Ratio: Kazantzakis nannte all das den „kretischen Blick“.

Von 1902 bis 1906 studierte Kazantzakis Jura – ein Pflichtstudium, das weder seinen Neigungen noch seinen Interessen entsprach. Er beugte sich den Wünschen und Plänen seines Vaters. Es bahnte sich jedoch bereits eine andere Laufbahn an: Die des Schriftstellers. Literatur war für Nikos Kazantzakis auch Ausdruck seiner philosophischen, religiösen, politischen Zweifel. „Mein Ziel“, hatte der 37jährige 1921 in einem Gespräch geäußert, „ist nicht literarische Leistung, sondern ich will einen neuen Sinn

des Lebens zum Ausdruck bringen. (Denk an Nietzsche und Tolstoi!) [...] Darum wird das, was ich schreibe, niemals schlechthin etwas Literarisches sein.“⁷ Das war ein hoher Anspruch, dem Kazantzakis im weitaus größten Teil seines umfangreichen Werkes gerecht werden konnte. Die künstlerische Umsetzung seines Anspruchs verleiht seinem Werk Tiefenschärfe und gibt ihm einen eigenen, unverwechselbaren Charakter, macht es zu Weltliteratur.

Zum Romanschriftsteller jedoch wurde Nikos Kazantzakis erst als 63jähriger: 1946

erschien *Alexis Sorbas* (deutsch 1952), dicht gefolgt von weiteren großen Romanen: *Griechische Passion*, geschrieben 1948, auf deutsch 1951 erschienen; *Die letzte Versuchung*, 1952 geschrieben, deutsch 1953. In diesem Jahr erschien auch der Roman *Freiheit oder Tod* auf deutsch. Die Verbreitung seines Werkes im Nachkriegsdeutschland begann 1951 mit dem Vorabdruck der *Griechischen Passion* in der Tageszeitung *Die Welt*.

Bereits Ende 1953 war Nikos Kazantzakis totkrank. Er litt an lymphathischer Leukämie. Seine Krankheit brach jedoch nicht seinen



Alruham (Karl Marx); Lot (Erich Mühsel)

Photo: Adolf Falk/Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung



Der Engel des Feuers (Friedrich Gröndal stehend); der König von Sodom und Gomorrha (Jürg Schleicher)

Photo: Adolf Falk/Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung

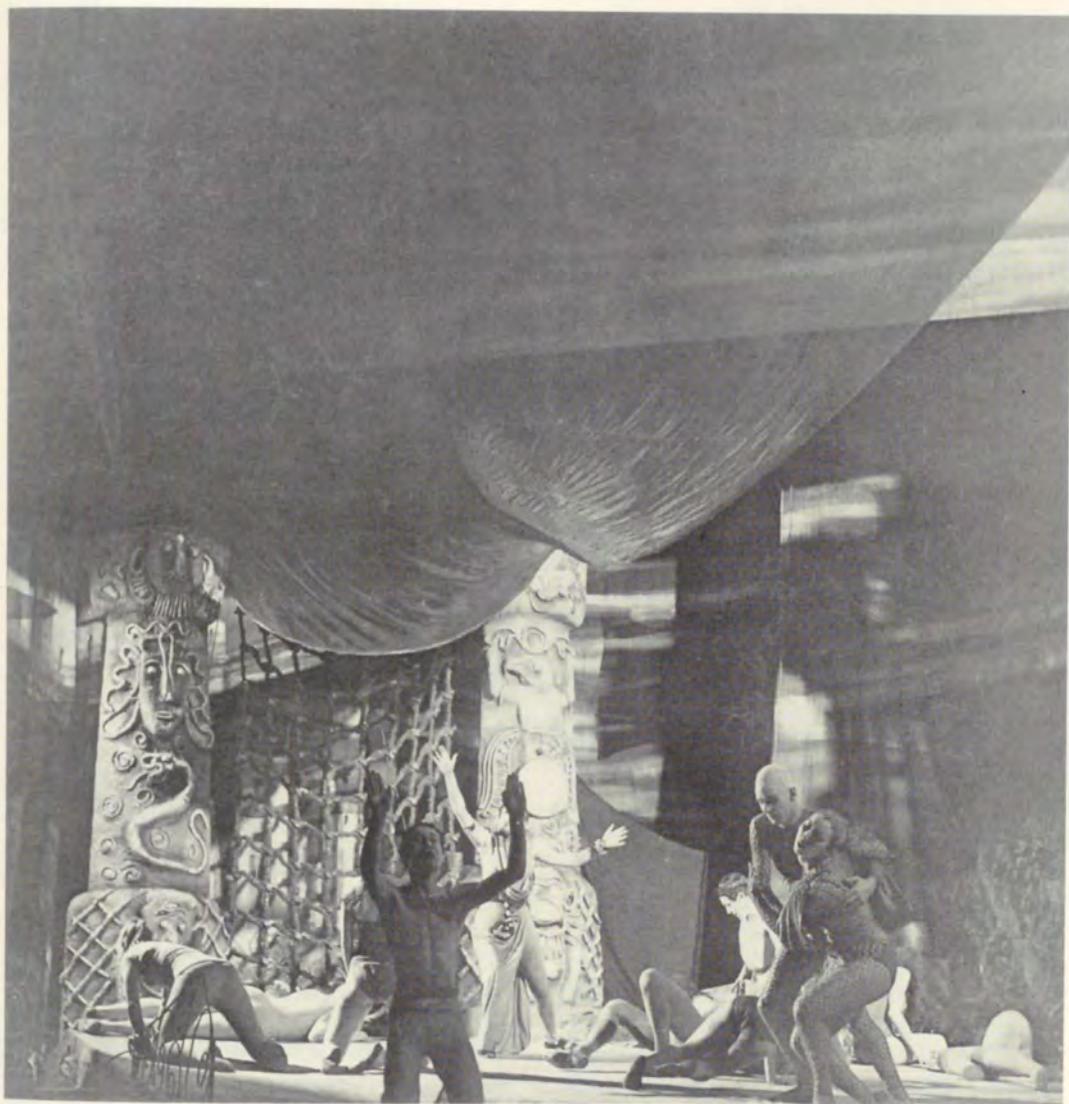
Willen, in diesem Stadion war er erst phasenweise dazu gezwungen, sich stationär behandeln zu lassen. Seine Schaffenskraft war ungebroschen, und je schwerer seine Krankheit wurde, desto intensiver arbeitete Kazantzakis.

Nach Nikos Kazantzakis Tod am 26. Oktober 1957 in der Universitätsklinik Freiburg im Breisgau (wo er bereits in den Jahren zuvor in Behandlung war), wurde der Leichnam in Heraklion beigesetzt. Seinen sterblichen Resten wurde die kirchlichen Bestattung verweigert, und noch in den sechziger Jahren wurde von verblendeten Kirchenanhängern das Grab

geschändet, immer wieder beschmutzt und beschmiert.⁸

DAS DRAMA FEUER ÜBER SODOM

Das Stück, das zum corpus delicti wurde, entstand 1948 und trug ursprünglich den Titel Sodom und Gomorrha.⁹ Aus urheberrechtlichen Gründen mußte der deutsche Titel in *Feuer über Sodom* geändert werden.¹⁰ Die Zeit der Handlung ist die Nacht vor dem Untergang der beiden Städte. Gott verkündet Abraham,



Eine der von Kazantzakis abgelehnten „Ballettszenen“, Choreographie: Lisa Kretschmer

Photo: Adolf Falk/Reiß-Museum Mannheim, Theatersammlung

daß er Sodom und Gomorrha vernichten will. Abraham fleht um Gnade, wenn es auch nur einen Gerechten unter den Einwohnern gibt: nämlich seinen Neffen Lot, den einzig Tugendhaften. Gott hingegen erteilt dem Engel des Feuers den Auftrag zur Vernichtung.

Lot, der tagsüber die Bewohner der Stadt zur Umkehr gemahnt und Gott um ein Zeichen bittet, wird nachts von der Versuchung heimgesucht. Seine Visionen, die inzestuöse Beziehung mit seinen Töchtern, sind jedoch real. Lot erkennt, daß Gott sowohl in der Sünde als auch

in der Buße zu finden ist und bekennt sich zu seinen Sünden, auch zu dem Mord am Sohn der Königin. Lot akzeptiert die Rache Gottes, den Feuertod.

Der Engel des Feuers erliegt auf der Erde den Verlockungen des Weines und der Töchter Lots. Er verliert seine engelhaftige Aura, vergißt seinen Auftrag und erkennt, daß er der ermordete Königssohn war. Der Himmel verfärbt sich, die Erde bebt, das Ende kündigt sich an.

Lot führt den Engel zum Palast, wo die Königin ihren Sohn erkennt und ihn zum

Königsmord überredet, um danach selbst den Thron zu besteigen. Der Engel erkennt das Primat der Freiheit des menschlichen Geistes über die Gebote Gottes.

Während das Feuer die Stadt erreicht, vertrauen sich Abraham und Lots Töchter der Allmacht Gottes an und werden gerettet, Lot setzt dem Willen Gottes seine Erkenntnis entgegen; er stirbt frei und aufrecht.

Wenn hier auch nur grob das Gerüst des Stückes skizziert werden kann, läßt sich dennoch ersehen, daß *Feuer über Sodom* für das Theater eine Herausforderung darstellt. Es wurde weniger für die Bühne denn als Lesedrama verfaßt. Kazantzakis benutzte den dramatischen Dialog zur Darstellung philosophischer Reflexionen.¹¹ Die Qualität des Stückes stand für Intendant Hans Schüler außer Frage: „Ich halte es für einen grossen Wurf und eine echte Dichtung“; allerdings hatte er Bedenken bezüglich der Spielbarkeit. So befürchtete er, die Szene „Lot mit seinen Töchtern“ (d. h. die „Inzest Szene“) könnte „peinlich“ werden.¹² Als Alternative zur Aufführung auf der Bühne wurde eine szenische Lesung erwogen, jedoch später wieder verworfen. Eine Straffung wurde ebenfalls für notwendig erachtet. Hans Schwarz, Freund des Intendanten und Kazantzakis' Lektor beim Vieweg Verlag – er hatte Schüler auf die Stücke des Griechen aufmerksam gemacht – übersetzte den Text und bearbeitete ihn nicht unerheblich. Kazantzakis, der recht gut Deutsch sprach, hatte Übersetzung und Kürzung autorisiert.¹³ Später, d. h. nach dem Skandal, wird Kazantzakis sich davon distanzieren und etwas taktieren.

Der Chefdramaturg, Claus Helmut Drese, lehnte das Stück aus inhaltlichen wie künstlerischen Erwägungen ab. In seiner Eigenschaft als Dramaturg verstand sich Drese als „literarisches Gewissen des Theaters.“ Im Gegensatz zum Intendanten Schüler sah er Autor und Stück einer vergangenen Epoche zugehörig.¹⁴

Schwierig gestaltete sich auch die Suche nach einem Regisseur sowie die Besetzung. Schüler hatte andere Verpflichtungen und sah seine Stärken auch mehr im Musikdrama als bei der Sprechbühne, Friedrich Siems lehnte ab; schließlich wurde die Inszenierung einem Gastregisseur übertragen: Wolfgang von Stas.

Schüler machte sich keine Illusionen über die Wirkung des Stückes: „Eine Aufführung gibt *bestimmt* einen Durchfall bei Publikum und Presse.“¹⁵ Rückblickend liest sich das beinahe prophetisch, es stellt sich die Frage, warum Schüler trotzdem aufführen wollte, trotz der Widerstände auch im eigenen Haus. Schüler sah die geistige Situation der Gegenwart im Stück künstlerisch auf hohem Niveau gestaltet. Im selben Brief formulierte Schüler (s)ein künstlerisches Credo: „Deshalb werde ich das Stück aufführen. Vielleicht findet sich unter dem mit Sicherheit zu erwartenden Chor der Spötter und Schmäher ein stiller Einzelner, bei dem es die Kruste lockert, sodass ein neuer Trieb aufbricht. Dann hat sich die Arbeit gelohnt. Im übrigen bin ich mit 56 Jahren in einem Lebensalter, in dem es mich kalt läßt, ob der Kunstpöbel ‚Hosianna‘ oder ‚Kreuziget‘ schreit.“¹⁶ – Es schrie nicht der „Kunstpöbel“ (wer immer damit gemeint sein mag), aber die Kirche; auch rief sie nicht „kreuziget ihn“, sondern arbeitete subtiler.

„EIN SO HEMMUNGSLOS BLASPHEMISCHES GETUE“

Im Beisein des Autors und seiner Frau fand am 5. Dezember 1954 die Premiere statt. Zu den geladenen Gästen gehörten ferner Hans Schwarz als Übersetzer/Bearbeiter des Stückes und Lektor Kazantzakis', Erwin Piscator (der als Gastregisseur 1954 und 1955 jeweils eine Inszenierung am NTM erarbeitete)¹⁷, der Schriftsteller Peter Bamm sowie Max Tau, der 1950 mit dem erstmals verliehenen Friedenspreis des Deutschen Buchhandels gewürdigt worden war. Die Aufführung war gut besucht, sie ließ die Zuschauer alles andere als gleichgültig zurück.

Das Presseecho auf die Uraufführung war recht unterschiedlich und repräsentiert wahrscheinlich die allgemeine Empfindung. Zwei Kritiken verdeutlichen dies.¹⁸ Übereinstimmend wurde in beiden die Aufführung als nicht geglückt angesehen, wofür die sprachliche Bearbeitung durch Hans Schwarz und die Interpretation durch den Regisseur verantwortlich gemacht werden. Damit enden jedoch die Gemeinsamkeiten. Die Stuttgarter Zeitung lobt den Mut des Intendanten, sich als einziges deut-

ches Theater überhaupt an das Stück gewagt zu haben.¹⁹ Sachlich wird festgestellt, daß ein anderes Drama als das von Kazantzakis zur Aufführung gelangt ist; sie konstatiert eine große Diskrepanz zwischen der Bedeutung des Autors, seinem Werk und der Inszenierung, die dem nicht gerecht wurde. Das Fiasko wird dem Regisseur, Wolfgang von Stas, angekreidet. Er habe den Text zu Ungunsten der Ausstattung vernachlässigt: Ergebnis war ein „Hollywood-Effekt“.

Werner Gilles Kritik im Mannheimer Morgen war betont polemisch. Nicht nur an der Inszenierung und der Leistung der Schauspieler ließ er kein gutes Haar, er sprach dem Stück selbst Ernsthaftigkeit und Sinn ab. Besonders stieß Gilles sich am „sehr alttestamentarischen ‚lieben Gott‘“, den er von Kazantzakis mit dem Duktus eines „SD-Generals“ versehen sah. Neuneinhalb Jahre nach dem Ende der Nazi-Diktatur war die Anspielung auf den nationalsozialistischen Sicherheitsdienst sicher wesentlich brisanter als sie es heute wäre, und sie zeigt die Richtung der Kritik auf: Es ging nicht um eine ästhetische oder gar inhaltliche Auseinandersetzung, sondern um das Auslösen eines Skandals um das „so hemmungslos blasphemisches Getue“.

Inwieweit die Empörung echt war oder bewußt instrumentalisiert wurde, ist schwer nachzuprüfen. Beide Kirchen meldeten sich zu Wort. In Briefen an den Intendanten und den Oberbürgermeister wurde versucht, Druck auszuüben. Der evangelische Dekan Heinrich Schmidt berief sich bei seiner Intervention ausdrücklich auf die Kritik von Werner Gilles im Mannheimer Morgen.²⁰ Zwar habe er, Schmidt, nichts gegen „Problemstücke“, die zur Diskussion gestellt würden. *Feuer über Sodom* wurde dieses (ohnehin zweifelhafte) Attribut jedoch nicht einmal zuerkannt, es widersprach der „hohen Kultur“, die das NTM zu pflegen die Aufgabe hat. Auch wurde dem Intendanten die Fähigkeit der Spielplanbesetzung abgesprochen: „Ich würde mich freuen, wenn durch vorherige Aussprachen in einem Kreis von Persönlichkeiten, die das Format haben, mitgestaltend bei der Zusammenstellung eines Programms für die nächste Saison zu wirken, solche Fehlschläge vermieden werden könnten“ heißt es süffisant und mündet in der Forderung, das Stück abzusetzen.²¹

Die katholische Kirche zog drei Tage später nach.²² Auch der Stadtdekan und Geistliche Rat Otto Michael Schmitt berief sich auf die Zeitungskritik von Gilles; zusätzlich hatte das Erzbischöfliche Stadtdekanat einen „Referenten in die Zweitvorstellung“ entsandt. Schmitt sprach von „Perversion“, Laszivität und von der zersetzenden Wirkung, die das Stück gerade auf „die Jugend“ habe. Das Stück wurde als Hindernis für die gemeinsame Arbeit von Stadt und Kirche beim „Jugendschutz“ gesehen. Drohte die evangelische Kirche mit inhaltlicher Zensur, schwang die katholische Kirche den Knüppel des Zuschauerboykotts und der Einflußnahme bei der Verteilung der Mittel (auch für den geplanten Theaterneubau des NTM).

NUR EIN STURM IM WASSERGLAS?

In seiner Antwort auf die Vorwürfe blieb sich Intendant Hans Schüler treu. Nach wie vor war er vom Stück überzeugt, und „der Kunstpöbel“ ließ ihn kalt. Seine Antwortschreiben²³ wie auch seine Äußerungen der Presse gegenüber²⁴ sind im Stil diplomatisch, in der Sache verteidigt er jedoch – freundlich, aber bestimmt – die Freiheit der Kunst und das Recht des Theaters, über Form und Inhalt seiner Darbietungen selbst bestimmen zu können.

Daß es Schüler (bzw. dem NTM) erspart blieb, sich einer von außen aufgezwungenen Rechtfertigungsdebatte stellen zu müssen, lag sicher auch daran, daß das Stück nach drei Vorstellungen vom Spielplan genommen wurde. Also doch Zensur, doch ein Erfolg der selbsternannten Instanzen für Glauben und Moral? Wäre sonst die Auseinandersetzung weiter gegangen, hätten sich die Emotionen hochgeschaukelt? Auch wenn der Eklat in Mannheim nicht eskalierte, gewinnt man den Eindruck, daß das umstrittene Drama nur als Vorwand diente für einen allgemeinen Angriff auf die Freiheit der Kunst. Pars pro toto wurde *Feuer über Sodom* nicht als Kunstwerk gesehen, sondern als Angriff gegen die herrschende Moral, die es zu verteidigen galt: „Das Urteil, das Drama von Kazantzakis platze sozusagen vor Sinnlichkeit, Perversion und Unmoral und mache die Sünde anziehend, verbaut den Weg zum Verständnis des Stückes.“²⁵ Hingegen fand keine

NATIONALTHEATER MANNHEIM

Sonntag, 5. Dezember 1954

Vorstellung Nr. 90

Im Rahmen der „Tage zeitgenössischer Kunst“

Uraufführung
in Anwesenheit des Dichters

Feuer über Sodom

Dramatische Dichtung in einem Vorspiel und zwei Akten
von

Nikos Kazantzakis

Deutsch von Hans Schwarz

Inszenierung: Wolfgang v. Stas a. G.

Bühnenbild: Paul Walter / Kostüme: Gerda Schulte

Choreographie: Lisa Kretschmar

Die Stimme Gottes	* * *
Der Engel des Feuers	Friedrich Gründahl
Abraham	Karl Marx
Lot	Erich Musil
Seine Tochter Ruth	Aldona Ehret
Seine Tochter Rahel	Elisabeth Vehlbehrr
Die Königin von Sodom und Gomorrha	Lucy Valenta
Der König von Sodom und Gomorrha	Jörg Schleicher
Ein Neger	Robert G. Washington a. G.

Klangbilder (unter Verwendung von elektronischen Klängen): Theo Gress

Inspizient: Hans Müller

Technische Gesamtleitung: Hans Bïrr / Anfertigung der Kostüme: Arthur Vögelen

Anfang 20.00 Uhr

Pause nach dem 1. Akt
(15 Minuten)

Ende etwa 22.15 Uhr

öffentliche Auseinandersetzung mit dem Inhalt des Dramas statt. Die kirchlich-konservative Kritik verkannte, daß die vorgebliche gotteslästerlichen und pornographischen Szenen kein Selbstzweck waren. Sie sind Teil der Ästhetik des Dramas, die Kazantzakis beschreibt als „Weg der Zersetzung: Er bespiegelt [...] die moralische, geistige und soziale Anarchie der Welt.“²⁶

Die Absetzung des Dramas hatte andere Gründe: Nikos Kazantzakis nahm Anstoß an der Form der Inszenierung. Obwohl er Übersetzung und Bearbeitung autorisiert hatte, war er mit dem Ergebnis nicht zufrieden. Ihm mißfiel der sprachliche Duktus der deutschen Fassung, der sich seiner Meinung nach sehr von der griechischen Originalversion unterschied. Überhaupt nicht einverstanden war der Autor mit der Interpretation des Regisseurs und der daraus resultierenden Inszenierung; sie war ihm viel zu pompös. Die Wirkung des Stückes beruhe auf dem Wort, deshalb kritisierte Kazantzakis die Kostüme, den Einsatz von Tänzern und das farbige Bühnenbild.²⁷

Intendant Hans Schüler teilte Kazantzakis Bedenken über die Inszenierung. Da er sah, daß eine unvoreingenommene Aufnahme von *Feuer über Sodom* immer unwahrscheinlicher war, ordnete er die Absetzung an.

Hinter den Kulissen wurden einige, z. T. böse, Briefe gewechselt. Gastregisseur Wolfgang von Stas zeichnete für die Inszenierung verantwortlich, fühlte sich als das schwächste Glied in der Kette jedoch in die Rolle des Buhmannes für die Öffentlichkeit gedrängt. Zwischen dem Intendanten und seinem Dramaturgen, zwischen Schüler und Drese, gab es schon seit längerem Meinungsunterschiede. Diese speisten sich z. T. aus Konkurrenzdenken, z. T. stießen zwei Generationen mit unterschiedlichen ästhetischen und theaterpolitischen Vorstellungen zusammen. Der Konflikt um Nikos Kazantzakis *Feuer über Sodom*, das Schüler befürwortete, Drese ablehnte, liest sich wie eine Fallstudie dieser Auseinandersetzung.²⁸ Das Verhältnis zwischen Kazantzakis und Hans Schwarz kühlte ab, Schwarz nahm die Kritik an seiner Übersetzung und Bearbeitung sehr persönlich und fühlte sich in seinem Einsatz für den Dichter hintergangen.

Kazantzakis selbst ist ein gewisses Taktieren nicht abzusprechen. Er sah sich mit einer

Inszenierung konfrontiert, die er einfach nicht akzeptieren konnte, gleichwohl schätzte er den Einsatz für sein Werk.

So blieb es Eleni Kazantzaki, der Frau des Schriftstellers, der Sache etwas gutes abzugewinnen: Im Anschluß an seinen Aufenthalt in Mannheim begab sich Nikos Kazantzakis nach Freiburg, wo er in der Universitätsklinik von Prof. Heilmeyer behandelt wurde. Offensichtlich war sein Zustand sehr ernst, denn Eleni Kazantzaki schrieb an Gerda Schüler: „Ihres Mannes Liebe zu ihm und seinem Werk, war der goldene Faden [,] der uns aus Antibes in Heilmeyers Hände gebracht hat. Das war der versteckte [,] der nur von Gott gewusste Zweck unserer Mannheimer Reise. Und jetzt, wer kümmert sich mehr um das Fiasco?“²⁹

MANNHEIM UND ANDERNORTS

Nikos Kazantzakis war ein kompromißloser Denker und Schreiber, ein radikal Suchender. Das brachte ihm viele Anfeindungen ein, die auch nach dem Tod des Autors nicht aufhören sollten. *Feuer über Sodom* erregte auch in Griechenland das Ärgernis der Obrigkeit: „Petros Charis, Direktor und Chefredakteur der Literaturzeitschrift *Nea Estia*, wurde vor die allgemeine Sicherheitsbehörde zitiert, weil er *Sodom und Gomorrha*, eine biblische Tragödie von Kazantzakis, veröffentlicht hatte.“³⁰

Im selben Jahr 1954 wurde *Die letzte Versuchung* auf dem päpstlichen Index gesetzt; die griechisch-orthodoxe Kirche der USA verdammt das Buch als schändlich, gottlos und ketzerisch. Kazantzakis fühlte sich in seiner tiefen religiösen Inbrunst, seiner tiefen Liebe zu Christus mißverstanden, er empfand die Entscheidung der Kirche als engstirnig und engherzig.³¹ Warum der international bekannte Roman *Freiheit oder Tod* durch den griechisch-orthodoxen Klerus in Griechenland als verräterisch und schädlich für Kreta verurteilt wurde, ist heute genausowenig wie damals nachvollziehbar.

Damals war Nikos Kazantzakis ein durchaus umstrittener, heute ist er (mit Ausnahme des *Alexis Sorbas*) leider ein fast vergessener Autor. Die Zeiten mögen sich geändert haben, Nikos Kazantzakis ist heute immer noch so lesenswert wie in den 50er Jahren.

Ich danke Herrn Albrecht Weis, Vieweg Verlag, Wiesbaden, für die freundliche Bereitstellung zahlreicher Archivalien, ebenso Frau Barbara Becker vom Stadtarchiv Mannheim. Der Leiterin der Theatersammlung des Reiß-Museums der Stadt Mannheim, Frau Liselotte Homering, gebührt mein besonderer Dank für die Bereitstellung des Dramentextes, der Bildvorlagen sowie weiterer Materialien. Ihr bereitwilliges Engagement war dem Verf. eine große Hilfe.

Anmerkungen

- 1 Rühle, Günther: Vom Paradies bis zu uns. Gott und das zeitgenössische Drama, in: ders.: Was soll das Theater? Theater in unserer Zeit. Dritter Band, Frankfurt 1992, p. 101-115, hier p. 101.
- 2 Über die Intendanz Schülers ist bereits vieles publiziert worden, nicht zuletzt anlässlich Schülers 100. Geburtstags 1997. Vgl. generell: Meyer, Herbert: Das Nationaltheater Mannheim 1929-1979, Mannheim 1979 (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz, N. F. 7), p. 154-181.
- 3 Meyer, a. a. O., p. 172. Vgl. auch a. a. O., p. 167: „Auf der Sprechbühne wurden den Mannheimern [...] 13-14 Premieren geboten, darunter jeweils drei bis fünf Neuinszenierungen klassischer Werke, im übrigen Stücke zeitgenössischer Autoren.“
- 4 Meyer, a. a. O., p. 180 f.
- 5 Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967, München 1986, p. 243. Vgl. a. a. O. p. 242-247.
- 6 Zitiert nach Glaser, a. a. O., p. 243.
- 7 Kazantzakis, Nikos: Einsame Freiheit. Biographie aus Briefen und Aufzeichnungen des Dichters von Eleni N. Kazantzaki, München/Berlin 1972, p. 83.
- 8 Vgl. Verf.: Der an Leukämie erkrankte griechische Schriftsteller Nikos Kazantzakis ließ sich mehrmals in der Uniklinik behandeln. Er starb 1957 - „Alexis Sorbas“ tanzt weiter. In: Badische Zeitung, Freiburg/Brsg., 27. 10. 1997, „Freiburger Zeitung“, p. 2.
- 9 Erstmals publiziert wurde es 1949 in der griechischen Literaturzeitschrift *Nea Estia*. Daß die Mannheimer Inszenierung die Welturaufführung war, belegt Kazantzakis, a. a. O., p. 568.
- 10 Brief v. Helmut Castagne, Leiter der Theaterabteilung des S. Fischer Verlages, Frankfurt, an Hans Schwarz vom 27. 4. 54 sowie an Hans Schüler vom 15. Juli 1954, Stadtarchiv Mannheim (Sigel: StadtA MA), Hauptregistratur, Zug. 8/1978, Nr. 200. Der neue Titel stammt, ebenso wie der Zusatz „Dramatische Dichtung“, von Hans Schwarz. Das Drama liegt nicht gedruckt vor. In der Theatersammlung des Reiß-Museums Mannheim existieren drei ms. Arbeitsexemplare der Inszenierung.
- 11 Zum dramatischen Werk Nikos Kazantzakis, das von der Literaturwissenschaft wenig beachtet wird, sei hier pars pro toto verwiesen auf: Igla, Birgit: Die Tragödien des Nikos Kazantzakis Thematik, gemeinsame Züge, philosophische Ausrichtung, Amsterdam 1984 (Bochumer Studien zur neugriechischen und byzantinischen Philologie V).
- 12 Brief von H. Schüler an H. Schwarz, 30. März 1954; StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200.
- 13 Briefe von N. Kazantzakis an H. Schwarz, 24. Mai sowie 8. Juni 1954, StadtA MA, Hauptregistratur, Zug. 8/1978, Nr. 200. Vgl. auch den Brief von H. Schwarz an H. Schüler vom 18. Februar 1954: „Ich gehe sofort an die Reinschrift plus Bearbeitung“, StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200.
- 14 StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200. Vgl. auch: Drese, Claus Helmut: Religion und Theater. Vortrag auf einer theologischen Akademie in Kehl am Rhein im Herbst 1959. Zitiert nach: ders.: Theater, Theater... Vorträge, Aufsätze, Kommentare eines Intendanten, Zürich 1984, p. 111-128.
- 15 Brief von H. Schüler an H. Schwarz, 30. März 1954; StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200, kursiv i. O.
- 16 ebd.
- 17 Meyer, a. a. O., p. 181. Merz, Peter: Und das wurde nicht ihr Staat. Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland, München 1985, p. 233, erwähnt noch Piscators Inszenierungen von Schillers „Räubern“ 1957 (anlässlich der Eröffnung des Kleinen Hauses) sowie zwei weitere Angebote für Inszenierungen 1958 und 1959. Merz' Einschätzung Schülers ist m. E. nur bedingt zuzustimmen. Zu Piscators Rückkehr aus dem Exil und seiner Arbeit am Theater vgl. auch Rühle, Günther: Anarchie in der Regie? Theater in unserer Zeit. Zweiter Band, Frankfurt 1982, p. 129 f.: „Erwin Piscator mußte sich in Westdeutschland als von Bühne zu Bühne wandernder Regisseur - sozusagen sich neu bewährend - durchschlagen, ohne gleich wieder systematisch [...] arbeiten zu können [...].“
- 18 Gilles, Werner: Nikos Kazantzakis: „Feuer über Sodom“, Uraufführung am 5. Dezember 1954. [Mannheimer Morgen, 7. 12. 1954], wiederabgedruckt in: Theater in der Schauburg, Elf Jahre Nationaltheater Mannheim im Spiegel des „Mannheimer Morgen“ 1945-1956, Mannheim o. J., p. 168-171; sm: Das Ereignis hat nicht stattgefunden / Kazantzakis Premiere in Mannheim, Stuttgarter Zeitung 7. 12. 1954.
- 19 Der S. Fischer Verlag hatte das Stück auch „dem Residenz-Theater, München, Schauspielhaus Hamburg, Schiller-Theater Berlin und Bochum“ angeboten. Brief von Helmut Castagne an Hans Schwarz vom 22. April 1954, StadtA MA, Hauptregistratur, Zug. 8/1978, Nr. 200. Trotz mehrmaliger Nachfrage war das Archiv des S. Fischer Verlages in zehn Monaten nicht in der Lage, Anfragen zu beantworten.
- 20 Brief vom 10. Dezember 1954 an den Intendanten, StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200.
- 21 ebd.
- 22 Brief des Erzbischöflichen Stadtdekanats an den Intendanten vom 13. Dezember 1954, StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200, Abschrift an den Oberbürgermeister, StadtA MA, Hauptverwaltung, Zug. 1955/1964, Nr. 1028
- 23 StadtA MA, NTM, Zug. 8/1978, Nr. 200.
- 24 Mannheimer Morgen vom 22. Dezember 1954, p. 10.
- 25 Brief von H. Schwarz an H. Schüler vom 24. Mai 1954, StadtA MA, Nachlaß Hans Schüler, Zug. 38/1969 Nr. 439, Bl. 254.
- 26 NTM, Bühnenblätter für die Spielzeit 1954/1955, Nr. 7, p. 61-65, hier p. 64.

- 27 Vgl. Mannheimer Morgen 23. Dezember 1954, p. 10 sowie Brief von Kazantzakis an Schüler vom 25. Dezember 54, StadtA MA, NL Hans Schüler, Zug. 38/1969, Nr. 403, Bl. 7. und Kazantzakis, a. a. O., p. 569.
- 28 In den bereits zitierten Akten im StadtA MA finden sich dazu zahlreiche Unterlagen, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können. Die Akteneinsicht läßt den Schluß zu, daß sich Schüler dienstlich wie menschlich korrekt verhalten hat.
- 29 Brief vom 23. 12. 54 aus Freiburg (i. O. deutsch); StadtA MA, Nachlaß Hans Schüler, Zug. 38/1969, Nr. 403, Bl. 6.
- 30 Kazantzakis, Nikos, a. a. O., p. 492.
- 31 Es sei daran erinnert, daß in den achtziger Jahren Martin Scorseses Verfilmung unter dem Titel Die letzte Versuchung Christi Protestaktionen fundamentalistischer und evangelikaler Gruppen hervorrief.

— Anschrift des Autors:

Peter Sinnemann

Lothringerstr. 25

65195 Wiesbaden

Liebe Mitglieder der Badischen Heimat!

Haben Sie dem Landesverein Badische Heimat in diesem Jahr schon ein neues Mitglied zugeführt?

Denken Sie bitte daran und stiften Sie eine Mitgliedschaft als Weihnachtsgeschenk!
Die Anmeldeformulare liegen in diesem Heft bei.

Je größer die Mitgliedzahl, desto stärker unsere Leistung.

Mit herzlichem Dank und guten Wünschen
Landesverein Badische Heimat e. V.

Ihr Adolf Schmid

Vor 80 Jahren – November 1918

Zur Abdankung des letzten badischen Großherzogs Friedrich II.

Anton Geiß, sozialdemokratischer Vorsitzender der vorläufigen Regierung, berichtete von seinem Besuch am 13. November 1918 in Schloß Zwingenberg, den er zusammen mit dem bisherigen Staatsminister Frhr. v. Bodmann unternommen hatte, um den dorthin geflüchteten Großherzog Friedrich II. zu einer Regierungsverzichtserklärung zu bewegen:

„Der Großherzog sagte: ‚Also adieu, Herr Geiß, ich wünsche Ihnen zu Ihrem Unternehmen und Ihrem neuen Amt recht viel Glück im Interesse unseres schönen Badener Landes‘. Er hat mir nochmals die Hand gereicht und geschüttelt, war aber so ergriffen, daß er sich nicht mehr halten konnte. Er hat sich umgewendet und ging. Dann kam die Großherzogin [Hilda] auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach mir gleichfalls ihre Glückwünsche aus, daß es gelingen möge, unsere Verhandlungen zum Ziele zu führen. Die Frau hat jämmerlich geweint. Sie war ganz aufgelöst. Sie hat vorher kein Wort gesprochen, stand nur daneben mit Tränen in den Augen. Sonst war niemand da, als Exzellenz Bodman, der ebenfalls tief ergriffen war. Auch mich hat es erfaßt. Ich habe den Eindruck gehabt, wie wenn plötzlich ein großes Unglück in einer Familie eintritt, ohne jede Vorbereitung, ein Todesfall oder dergleichen. Ich ging fort. Im Hof mußte ich warten bis Exzellenz Bodman kam. Nach 15 bis 20 Minuten fuhr er weg. Als wir beieinander im Wagen saßen, sagte ich zu Exzellenz: ‚Das sind schwere Stunden, nicht wahr?‘ Darauf sagte er: ‚Herr Geiß, das war eine dreistündige Hinrichtung, anders kann ich es nicht nennen. Es war etwas Furchtbares, was ich ausgestanden habe, bis ich den Großherzog zu dem gebracht habe, was ich schriftlich in der Tasche habe‘.“¹ Friedrich

konnte es nicht fassen, hatte er doch ein von seinem Volk geachtetes Leben geführt.

ERZIEHUNG DES ERBPRINZEN

Am 9. Juli 1857 geboren als Sohn des 31-jährigen Ghzg. Friedrich I. und seiner 19-jährigen Mutter Luise, Tochter Wilhelms I. von Preußen, wuchs er unter liebevoller Zuneigung seiner Eltern heran. Fast alle Abende, so berichtete der Erzieher des Sohnes Dr. Ernst Wagner, Theologe und Philologe, hätten sich Vater und Mutter um den Erbprinzen bei Spiel und Unterhaltung gekümmert“, so daß er manchmal eine ganz rührende Familienszene“ gab. Und das einzige Hemmnis seines „aufgeweckten Jungen“ kritisierte der im Schwäbischen aufgewachsene Karlsruher, sei „der ängstliche Respekt vor den Eltern und das Bestreben ihnen Freude zu machen.“²

Der Vater hatte hochfliegende Pläne von Prinzenerziehung im allgemeinen und für seine Söhne Friedrich und Ludwig (1865–1888) im besonderen. Mit der Gründung der „Friedrichschule“, einer eigenen Institution, in der neben Adligen eine Auswahl von Jungen aus bürgerlichen Familien nach dem Lehrplan humanistischer Gymnasien unterrichtet wurden, versuchte man Kontakte und Separation zugleich zu verwirklichen. Jedenfalls pries der Großvater Wilhelm diese „Badische Lösung“ gegenüber dem Besuch des Kasseler Gymnasiums durch seinen anderen Enkel, Prinz Wilhelm, den späteren Kaiser.³ Friedrich war ein durchschnittlicher Schüler ohne sonderliche Initiativen, wohl weil er früh schon kränkelte, der sich aber später dankbar an diese behütete Erziehung erinnerte.⁴

Nach dem Abitur der übliche Eintritt in die Armee als Secondelieutenant und 1876 der Beginn eines Studiums, vom Vater sorgfältig geplant: zuerst Heidelberg, wo Friedrich den ersten schweren Anfall von Gelenkrheumatismus erlitt, eine Krankheit, die ihn sein ganzes Leben begleitete, die er aber auch immer wieder überwandt. 1878 nach Bonn, wo er mit seinem Vetter Wilhelm v. Preußen die Korpschleife der Saxoborussen als „Konkneipant“ trug, denn Messuren durften Thronfolger nicht ausführen, wobei er sich skeptisch über das Verbindungsleben äußerte, ganz anders als Wilhelm, der zudem immer die Neigung hatte, „seinen Vetter zu kommandieren, was bei dem schwachen Willen und der geistigen Begabung des Letzteren ihm nicht schwer wird“, so dessen Mutter, die preußische Prinzessin Victoria über Sohn und Neffe.⁵ In Leipzig wird das Studium in verschiedenen Disziplinen fortgesetzt und in Freiburg 1879 abgeschlossen, wo bei seiner Ankunft Landeskommisär, Militärs, Gerichtspräsidenten, Prorektor und vier Dekane auf ihn warteten. „Es war sehr angenehm“, schrieb er dem Vater, „auf diese Weise auch gleich meine künftigen Lehrer kennen zu lernen“ (3. 9. 1879). Das Ergebnis dieses Studiums, so ein Vertrauter des Großherzogs, schien bescheiden zu sein, denn die „Versuche, ihn geistig, politisch, sittlich anzuregen und zu wecken durch Zwiegespräche, Urteile, Erzählungen“ zeigten wenig Wirkung bei gleichzeitig „unterentwickeltem historischen-praktischem Sinn“ in den juristischen Kollegs.⁶

DIE MILITÄRISCHE LAUFBAHN

So bot sich eine militärische Laufbahn als angemessene Lösung „für die Stählung seines Charakters“ an, zumal Fürstensöhne schnell befördert wurden: 1881 Premierlieutenant, 1882 Hauptmann in Potsdam, 1883 Rittmeister bei den Garde Ulanen unter Oberst Graf Schlieffen. Den Jargon des Gardeoffiziers nahm Friedrich nicht an, den er wegen seiner Schnoddrigkeit kritisierte, vielmehr entdeckte er bei seinem Eifer deutliche Erfolge im Umgang mit seinen Truppeneinheiten.

So wie diese Karriere vom Vater beeinflusst wurde, plante dieser auch die Wahl einer künftigen Ehefrau, nämlich Hilda von Nassau

(1864–1952), Tochter des 1866 von den Preußen verjagten Herzogs Adolf von Nassau. Es sollte diese Ehe mit dem Sohn einer preußischen Prinzessin ein Zeichen einer politischen Versöhnung sein; für Hilda und den Erbprinzen wurde es aber eine Liebesheirat. Er schreibt, „wie reichlich mich Gott gesegnet hat, indem er mir eine Frau gab, wie sie meine Hilda ist, ein solcher Schatz, eine solche Perle“ und unterzeichnet den Brief an die Eltern mit „Euer glücklicher Sohn“ (24. 8. 1895). Die Hochzeit in Karlsruhe 1885 dauerte mehrere Tage, denn von nah und fern strömten die Abordnungen aus der Bevölkerung zu glanzvollen Umzügen, Paraden und was auch mehr. Hilda war für den Gatten, der bald nach der Hochzeit schwer erkrankte, eine aufopfernde Gefährtin, der leider Kinder versagt blieben, so daß der Vetter Friedrichs, Max von Baden, später als Thronfolger vorgesehen war.

Der Major wurde bald Regimentskommandeur, und der Schritt zum General führte wieder nach Potsdam. In den 344 Briefen an seine Eltern, die 1995 das Generallandesarchiv erworben hat, ist zu spüren, daß Friedrich in manchem den Berliner Zeitgeist nicht teilte. Den Antisemitismus hielt der Erbprinz für „eine bedauernswerthes Resultat der Verhetzung“ (9. 3. 1892). Den Ton Wilhelms II. charakterisiert er, „wie wenn die Potsdamer Luft, die Brutstätte schnoddriger Redensarten, dazu beigetragen hätte, die Wendungen besonders scharf zu gestalten.“ Bei aller Kritik an Bismarck, die er mit seinem Vater teilt, erschrickt er, als der Kaiser dem entlassenen Kanzler androht, seine oppositionelle Haltung „könne sehr leicht mit ‚Spandau‘ endigen“, also im Militärgefängnis, da Bismarck als Generaloberst zur Armee zählte (7. 6. 1891). Daneben aber auch die Notiz bei der Beratung der Militärvorlage: „Welch klägliches Bild gewährte der Reichstag in diesen Tagen . . . Könnte nur dies verhängnisvolle allgemeine direkte Wahlrecht modifiziert werden.“ (25. 3. 1893). 1893 kehrte der Generalleutnant nach Freiburg als Divisionskommandeur zurück, beglückt, in der Heimat und der Nähe seiner Eltern zu sein. Aber schon vier Jahre später leitete er in Koblenz das VIII. Armeekorps mit Generalmajor v. Hindenburg als seinem Stabschef, der sich später lobend über seinen Kommandieren General

äußerte⁷ wie viele andere auch, was seine wirkliche militärische Begabung aber offen läßt.

Bei Erkrankungen seines Vaters hatte Friedrich Stellvertreterfunktionen wahrgenommen, freilich ohne besonderes Engagement, das er lieber den Eltern überließ. Aber 1901 wollte der nun bald 80jährige Großherzog seinen Sohn in der Nähe haben und bat Wilhelm II., den Erbprinzen mit dem Kommando des XIV. – badischen – Armeekorps zu beauftragen. Die Ablehnung dieser Bitte beeinträchtigte das Verhältnis der beiden Höfe nachhaltig. Zwar sprachen für das Militärkabinett des Kaisers rationale Gründe, fürchtete man doch für den Kriegsfall einen Einbruch der Franzosen, was für den dortigen Militärbefehlshaber bedeutete, Maßnahmen zu ergreifen, die mit der Funktion eines künftigen Landesherrn schwer zu vereinbaren gewesen wären.⁸ Verletzender empfanden aber Friedrich I. und Luise, daß ihr Neffe die süddeutschen Fürstenhöfe des Separatismus verdächtigte und er preußischen Generalen mehr vertraute. Darum quittierte der Erbgroßherzog 1902 seinen Dienst und zog nach Karlsruhe, wengleich Wilhelm mit weiteren Beförderungen und der Ernennung Friedrichs zum Generalinspekteur der 5. Armee versuchte, das ursprünglich vertrauensvolle Verhältnis wiederherzustellen.

FRIEDENSJAHRE UND I. WELTKRIEG

Als „dankbarer Sohn“, so unterschrieb Friedrich jeweils seine Briefe, der es „eben gern recht machen wollte“ (3. 10. 1882), konnte der nun Fünfzigjährige 1907 nach dem Tod des Vaters nichts anderes tun, als das Erbe treu zu verwalten. Doch dieses Großherzogtum war nun ein anderes geworden.

Der Wandel vom Agrar- zum dynamischen Industrieland war deutlich beschleunigt worden. 1882 gab es 60 210 Fabrikarbeiter, 1912 aber 214 119. Der Bevölkerungszuwachs betrug 7,64%, der der zehn größten Städte jedoch 15,4%. Auch die politischen Konstellationen hatten sich gewandelt. Nach jahrzehntelangen Diskussionen waren 1904 allgemeine, direkte Wahlen für 4 Jahre für die männliche Bevölkerung zur II. Kammer durchgesetzt worden, so daß damit „Baden von allen deutsche Bundes-

staaten am meisten einer bürgerlich-parlamentarischen Monarchie britischen Typs ähnelte“, wie überhaupt sich Baden in verschiedenen Sektoren von der preußischen Dominanz unterschied. So war auch der Großblock 1905 für die bürgerlichen Kreise im Reich ein ungewöhnliches Mehrheitsabkommen, wenn auch keine Koalition zwischen Demokraten, Sozialdemokraten und Nationalliberale, gegen Zentrum und Konservative gerichtet, wobei man den Liberalen vorwarf, zum Steigbügelhalter der Sozialisten zu werden. Die badischen Sozialdemokraten wurden wiederum auf Parteitag gewarnt, sich nicht in eine „Großherzoglich Badische Sozialdemokratie“ und „Buodgetbewilliger“ zu verwandeln.

Die wichtigsten Gesetze dieser Großblockeпоche bezogen sich auf das öffentliche Dienstrecht, die Vermögensteuer und die Reform der Steuertarife sowie die Novellierung der Städte- und Gemeindeordnung. Wie schon früher galten dem Schulwesen besondere Initiativen: 8. Schuljahr auch für Mädchen, höhere Lehrergehälter, simultane Lehrerbildung, wobei sich Friedrich in diesen sieben Friedensjahren so zurückhaltend verhielt wie in der Zeit als Erbgroßherzog. Und als 1914 mit dem I. Weltkrieg gemäß des Kriegsrechts das Generalkommando die oberste Vollzugs- und Regierungsgewalt innehatte, trat der Großherzog nur noch als Repräsentant in Erscheinung. Zurückblickend beurteilt Wilhelm Engelbert Oeftering, Bibliothekar an der Hofbibliothek, der unmittelbar nach dem November 1918 seine Beobachtungen niederschrieb, Friedrichs Wirken, wonach dieser sich nicht der hohen Volkstümlichkeit erfreute, „die seinem Vater zuteil geworden war. Insbesondere die künstlerisch und kulturell gesinnten Kreise vermißten bei ihm jede mehr als pflichtmäßige Anteilnahme an der Förderung geistiger Bestrebungen. Der Großherzog hatte kein natürliches Verhältnis zur Kunst. Seine Hofhaltung war einfach und verzichtete auf jeden Glanz; es waltete eine etwas spießbürgerliche Nüchternheit und Sparsamkeit und eine Abneigung gegen Luxus, wie er nun einmal einem fürstlichen Hofe wohl ansteht. So hatte Friedrich II. manche Hoffnung enttäuscht und insbesondere den Ruhm der Residenz als geistig führende Stadt nicht gestärkt. Das bewirkte eine Abkühlung des

inneren Verhältnisses in jenen bürgerlichen Kreisen, die in Friedrich I. einen Schirmherren deutscher Kulturwerte gesehen und verehrt hatten.“¹⁰

Bei Kriegsausbruch war bei der gesundheitlichen Konstitution Friedrichs, besonders wegen seines Augenleidens, eine höhere militärische Führerstellung nicht möglich. So blieb ihm nur die Betreuung der badischen Truppenteile auf 21 Frontbesuchen bei großer Anspruchslosigkeit im Westen wie im Osten, wo er seinen ehemaligen Generalstabschef Hindenburg als Oberbefehlshaber traf. Neben dem Gedenken der Toten, Ermunterungen der Soldaten und Vermittlung von Familiennachrichten sorgte sich Friedrich, daß Genesende wieder in badischen Einheiten zurückgeführt wurden und nicht in anderen Verbänden vereinsamten, weil manche Kommandeure ihre Sprache nicht verstanden oder Baden nicht kannten.¹¹

Oft genug hatte er die Militärkonvention bedauert und war erfolglos, wenn „badische Ergänzungstruppen in ein preußische Regiment hineingesteckt“ worden seien und verstimmt „über das geringe Maß von Rücksicht.“¹² In Loyalität zum Reich hielt er sich freilich zurück, plante aber, wenn es die Lage zuließ, eine Neufassung der Konvention, wonach die badischen Verbände Teile der preußischen Armee waren. Seine Mutter Luise und die Gattin Hilda hatten sich mit dem badischen Frauenverein ganz in den Dienst des Roten Kreuzes eingebunden und viele Sympathien in diesen Kriegszeiten erworben.

Die Innenpolitik stand seit Kriegsbeginn im Zeichen des Burgfriedens. Die Sozialdemokraten hatten den Kriegsanleihen zugestimmt, um freilich später zu erkennen, wohin der Krieg führte. Zu den materiellen Sorgen wuchs in Baden die Angst, daß wieder einmal französische Truppen vom Elsaß her einbrechen könnten. 1917 und Anfang 1918 begannen die ersten Streiks in Mannheim. Die Feuer der Erhebung entflammten aber im Norden mit der Matrosen-Empörung in Kiel im November 1918.

REVOLUTION IN BADEN 1918

Während es anderenorts zu Unruhen kam, war man in Baden bemüht, einen Übergang

möglichst reibungslos zu finden. Staatsminister v. Bodman meinte, es genüge eine Bekanntgabe eines neuen Regierungsprogramms, und der Großherzog berief am gleichen 9. November, als sein Vetter Reichskanzler Prinz v. Baden den Thronverzicht Wilhelms II. bekannt gab, den badischen Landtag auf 15. November ein, um auf die politische Ausnahmesituation einzuwirken.

Aber die Ereignisse überstürzten sich. In Karlsruhe wollte man eine „Revolution von oben“¹³ versuchen, indem sich Stadt- und Landtagsabgeordnete sowie Gewerkschaftsfunktionäre zusammenschlossen, um die Staatsaufgaben als Wohlfahrtsausschuß zu übernehmen. Daneben bildete sich aber ein Soldatenrat, und so wurde eiligst eine Regierung ohne Zustimmung der Großherzogs gebildet, die allein schon durch diesen Vorgang nicht der derzeitigen Verfassung entsprach. v. Bodman gelang es mit Unterstützung bürgerlicher Parteien und Teilen der Sozialdemokraten Friedrich II. zu überzeugen, gegen die „durch die Zeitumstände geschaffene Lage einen Widerspruch“ nicht zu erheben und „Kenntnis von der Errichtung einer provisorischen Volkserhebung“ zu nehmen. Gleichzeitig wurden die bisherigen Minister „in Gnaden“ aus ihren Ämtern entlassen.

v. Bodman führte am 11. November den neuen Innenminister Dr. Haas im bisherigen Stil ein und informierte ihn über einen vorbereiteten Putsch gegen den Großherzog, der gebeten wurde, mit seiner Familie sich ins Schloß zurückzuziehen. Mit Mühe gelang es, 87 Soldaten zusammenzubringen, um die am Abend tagenden Ausschüsse im Rathaus und im Innenministerium zu schützen. Als man nach 22 Uhr Schüsse aus der Richtung des Schlosses hörte, fürchteten einige eine Gegenrevolution. Sirenen heulten und Flugabwehrgeschütze gaben Schüsse ab, bis man die wahren Vorgänge erkannt hatte.

Es handelte sich um einen Putschversuch des Obermatrosen Klumpp, der im Zivilleben berufliche Schwierigkeiten hatte und sich nun als Politiker berufen sah. Mit einem Trupp zog er zum Schloß und forderte den Oberhofmeister v. Göler auf, daß der Großherzog herunterkommen solle. Das Personal war völlig verwirrt und hörte Rufe wie „Raus mit dem größten Lump in Baden, raus mit der Alten, der Luise.“¹⁴

Der Zeitzeuge W. E. Oeftering schreibt 1920 in seinem Bericht „Der Umsturz 1918 in Baden“: „Draußen wurde wieder eine Ladung losgeknallt. Die Revoluzzer zogen auf den vorderen Schloßplatz unter die ersten Bäume und schossen gegen das Schloß. Die Kugeln schlugen auf die Mauer, klirrten auf den Dachkanal, drangen durch Fenster und Holzwerk in einzelne Räume und beschädigten Bilder, Vasen und Hausrat.

Die von der Schloßwache gegen Klumpp abgeschickte Handvoll Leute verhielt sich untätig. Dagegen rückten von der Stadt her die Sicherheitspatrouillen auf den Schloßplatz und schossen aufs Geratewohl gegen die vermeintlichen Reaktionäre. Sie rüsteten sich zu einem Sturm aufs Schloß, als der wachhabende Sergeant Doll vom Wachlokal durch den Kugelregen auf sie zurannte und sie von der Nutzlosigkeit ihres Angriffs überzeugt, – worauf er vor Aufregung in Ohnmacht fiel.

In der Nacht klang das Schießen recht bedrohlich. Die Stille verdoppelte die Möglichkeit der Gefahr. Von den Schloßdienern und Köchen verbarg sich mancher im Keller. Der Abzug Klumpps ließ befürchten, daß er mit Verstärkung wiederkommen und Gewalt anwenden würde. Vergebens wartete der Großherzog auf das verabredete Eintreffen eines Mitglieds der Volksregierung... So entschlossen sich [die Fürstlichkeiten, d. h. Friedrich und seine Mutter Luise, seine Gattin und seine zu Besuch weilende Schwester Victoria, Königin von Schweden] zur Flucht.

Sie machten sich reisefertig, gingen eilends durch die rückwärtigen Gemäcker nach dem östlichen Flügel... stiegen hier durch ein Fenster in den Fasanengarten, wo in einiger Entfernung die Kraftwagen bereitstanden. Als sie Platz nahmen, tönte das erste Heulen der Sirenen durch die Nacht und füllte sie mit der Ungewißheit neuen Schreckens. Mit welchen Empfindungen die Herrschaften davonfuhren, mag jeder ermessen. Vor allem war es für die greise Großherzogin Luise, die des Reiches Aufgang und Herrlichkeit und nun seinen jähen Zusammenbruch erlebt hatte, unendlich bitter, bei Nacht und Nebel aus der Residenz flüchten zu müssen.¹⁵ Eine andere Zeitzeugin schrieb: „Ein Possenstreich! Aber er genügte, um die fürstliche Familie durch drastische Belehrung

zur Flucht zu veranlassen, was sich das ganze Land mit Trauer und Scham zur Last legte; deshalb war von diesem Vorfall im neuen Parlament noch viel die Rede.“¹⁶

Die fürstliche Familie suchte zunächst im Schloß Zwingenberg bei Eberbach Zuflucht, wo die eingangs beschriebene Szene zwischen Geiß und v. Bodman ablief. Tags darauf erklärte die Volksregierung, daß Baden eine „freie Volksrepublik“ sei. Friedrich fürchtete, daß der bisherige Zufluchtsort zu nahe Mannheims mit seiner radikalen Arbeiterschaft liege und zog nach Schloß Langenstein im Hegau, Besitz des Verwandten Graf Douglas. Im Sonderzug begleiteten ihn vier der neuen Minister. Im Kreis der Volksregierung hielt man mittlerweile Friedrichs Regierungsverzichtserklärung für nicht mehr ausreichend, da die Soldatenräte nur dann eine Unterstützung der Reichsregierung Ebert-Scheidemann unterstützen würden, wenn eine endgültige Einführung der Republik in Baden erfolgte. So wandte man sich wiederum an v. Bodman, dessen Mission Friedrich als „neue Zumutung anfangs tief bewegte und entrüstet“ zurückwies, hoffte er doch, daß die künftige Landesversammlung sich letztlich für ihn entscheiden würde. Schließlich mußte er dem Drängen nachgeben, um Schlimmeres zu verhüten. Am 22. November, drei Monate nachdem am 22. August Friedrich noch eine Feier zum hundertjährigen Gedenken an die badische Verfassung von 1818 veranstaltet hatte, verlas v. Bodman vor der Regierung das Schreiben, in dem es heißt: „Nachdem mir nun bekannt geworden ist, daß viele Badener sich durch den Treueid, den sie als Beamte, Soldaten oder Staatsbürger geleistet haben, in ihrem Gewissen gehemmt fühlen, bei der Vorbereitung der Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung sich so zu betätigen, wie sie es nach den tatsächlichen Verhältnissen und insbesondere nach der Lage im Reich für geboten erachten, entbinde ich die Beamten, Soldaten und Staatsbürger ihres Treueids und verzichte auf den Thron... Mein und meiner Vorfahren Leitstern war die Wohlfahrt des badischen Landes. Sie ist es auch bei diesem meinem letzten schweren Schritt. Mein und der Meinigen Liebe zu meinem Volke höret nimmer auf! Gott schütze mein liebes Badner Land!“¹⁷

Verschiedene Minister dankten dem Großherzog, daß durch seinen Schritt die Wahl für die Nationalversammlung nun erleichtert wurde, weil es nicht mehr um das Pro und Contra einer Monarchie ginge. In der Kundmachung der Volksregierung vom 22. 11. hieß es: „Das badische Volk anerkennt die Liebe zur badischen Heimat, die der Großherzog auch wieder in den Entschlüssen der letzten Tage bestätigt hat.“

„Nichts sei gegen die Person des Großherzogs gesagt“, hieß es schon zuvor in der sozialdemokratischen „Mannheimer Volksstimme“ vom 15. 11. „Er tat nichts, was ihn hätte verhaßt machen können; wo das politische Leben strömte, da strömte es an ihm vorbei; es war nie Mittelpunkt, nie auch war er der Träger der Geschichte: nicht im Bösen – das fällt zu seinem Gunsten; nicht im Guten – das fällt zu Lasten der Institution . . . Und darum fällt mit dem Monarchen kein Amt, sondern eine Würde; keine Leistung, sondern bloß eine Repräsentation; kein befruchtendes Leben, sondern nur ein Schatten, der hereinragte aus den Zeiten ältester Vergangenheit; ein Fremdes in unseren Tagen, ein kaum mehr Verstehbares.“¹⁸

Anmerkungen

- 1 GLA Karlsruhe 233/27960, vgl. Gerhard Kaller, Die Revolution des Jahres 1918 in Baden und die Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats in Karlsruhe, in „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, (ZGO), Band 114, Karlsruhe 1966, S. 301 ff.
- 2 Walther Peter Fuchs, Studien zu Großherzog Friedrich I. von Baden, Stuttgart 1995, S. 142.
- 3 John G. Röhl, Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München 1993, S. 219.
- 4 8. 7. 1895, zitiert nach Leonhard Müller, Friedrich II. als Erbgroßherzog von Baden (1857–1907), in ZGO Band 145, 1997, S. 323–347.
- 5 Röhl, a. a. O. S. 305.
- 6 W. P. Fuchs, Großherzog Friedrich I. von Baden und die Reichspolitik 1871–1907, Band 2, Stuttgart 1975, S. 32.
- 7 Paul v. Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1920, S. 60.
- 8 Fuchs a. a. O. 4. Band, S. 313/314.
- 9 Peter Brandt/ Reinhard Rürup, Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19, Sigmaringen 1991, S. 70.
- 10 W. E. Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden, Konstanz 1920, S. 208.

- 11 Wilhelm Müller-Loebnitz, Die Badener im ersten Weltkrieg 1914–18, 1938, S. 479.
- 12 Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871–1918, Stuttgart 1992, bearb. von Hans Jürgen Kremer, 2. Teil 1900–1918, S. 489.
- 13 Gerhard Kaller, Die Revolution von 1918 in Baden, in „Oberrheinische Studien“ II, Karlsruhe 1973, S. 178.
- 14 Kaller, a. a. O. S. 180 ff.
- 15 Oeftering, a. a. O. S. 193. Auf der Auktion 1995 im Schloß Baden-Baden erwarb das Badische Landesmuseum jenes Bild von Friedrich dem Großen, das von einer Gewehrkugel getroffen wurde.
- 16 Marianne Weber, Lebenserinnerungen, Bremen 1978, S. 180.
- 17 Oeftering, a. a. O. S. 239.
- 18 Oeftering, a. a. O. S. 223

1918 – in welcher Welt lebte wohl die großherzogliche Familie? Ein Brief von Friedrichs Mutter, Luise von Baden, Tochter Kaiser Wilhelms I. an einen Grafen (erste Zeilen schwer lesbar, aufbewahrt im Familienarchiv des preußischen Königshauses, Rep. 51 W Nr. 2a, Zentrales Staatsarchiv) beleuchtet die Stimmungslage. Da man selbst vor der Revolution geflohen ist, findet man auch kein Urteil über einen Kaiser, der mit so markigen Worten deutsches Soldatentum beschwören konnte und sich nun bei Nacht und Nebel in die Niederlande weggestohlen hat.

Friedrich, zunehmend kränker, hat sich nach Freiburg und Badenweiler zurückgezogen und, im Unterschied zu manchen anderen Fürsten, bei materiellen und finanzieller Folgeverhandlungen sich mit Anstand vom Land Baden getrennt. Luise, geboren am 3. Dezember 1838, 1923 gestorben, war nach wie vor sozial engagiert und auch in der Nachkriegszeit politisch interessiert. Sie wünschte sich: „Ich möchte 150 Jahre alt werden, um die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes zu erleben.“ (Friedrich Hindelang, Großherzogin Luise von Baden, 1925, S. 10)

Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Str. 10
76199 Karlsruhe

Verehrter Graf.

Endlich. Endlich. Die erste heißersehnte Gelegenheit, auf sicherem Wege zu Ihnen zu gelangen. Wie habe ich es mir gewünscht und jetzt wo es mir gewährt ist, verstumme ich vor der Fülle dessen was ich so gerne sagen möchte in der vollen Empfindung des Unsagbaren. Ihr mit so sehr wertvolle Lebens... (?) zu meinem alten Geburtstag zeugt von Ihrem gebrochenen Herzen. Glauben Sie mir, mein altes preußisches Herz ist auch gebrochen, und ich vermag kaum über das zu reden, was wir erlebt haben. Und wenn man nur versucht daran zu rühren, so verstummt man vor dem Unermeßlichen dieser Prüfung, deren ganze Wirklichkeit vor uns liegt. Aber die trotz all dieser furchtbaren Wirklichkeit doch immer noch unfasslich ist. Der Schmerz ist zu tief, um sich aussprechen zu können. Unser König, unser Kaiser! Mein König, mein Kaiser! Unsere Armee, unser geeintes Deutschland, das Lebenswerk meines geliebten Vaters und meines theuren Großherzogs. Alles, Alles vernichtet, Alles zerstört, Alles umgestürzt! Der Wunsch unserer Gegner erreicht: Vernichtung. Nicht durch das Schwert, aber durch die Revolution, die teuersten vaterländischen Werte verloren, Alles ja alles umgewandelt. Ich muß mich zurückhalten aber der Jammer meines alten 80jähr. Herzens mußte doch einmal zum Ausdruck kommen und bei wem lieber, als bei Ihnen, verehrter Graf, auch der 80jährige und älteste und treuste Diener unseres geliebten Königs und seines Hauses. Es ist so wohlthuend, sich ganz zu verstehen. Wir haben es gethan, als wir auf der Höhe standen vaterländischer, militärischer, königlicher und kaiserlicher Größe, so sicher und so ruhig, so fest und so zuversichtlich. Und jetzt verstehen wir uns wieder in der Zertrümmerung unsere hei-

ligsten Ueberlieferungen und in dem unaussprechlichen Leid, das wir zu ertragen haben. In einer dunklen und dunkelsten Gegenwart und vor einer noch dunkleren Zukunft.

Und dennoch! Wir dürfen nicht verzagen, und trotz Allem müssen wir fest glauben, daß auch diese maßlosen Prüfungen und Heimsuchungen von Gott zugelassen sind, um uns tief zu demütigen, bis einmal eine Zeit kommt, in der wir erkennen und verstehen, was Gottes Absichten gewesen sind. Was wären wir ohne Gottvertrauen, und was sind wir ohne Gottvertrauen? Der Fels, um den es stürmt und braust, der aber doch steht nach Gottes Willen.

Wie mag es Ihnen gehen und all unseren Getreuen nah und fern? Darf ich Sie bitten, überall Grüße zu vermitteln in der Gemeinsamkeit einer Heimsuchung, die stumm werden läßt. Haben Sie Nachricht von unserem theuren Kaiser, unserer theuren Kaiserin? Sind sie wirklich vereint im fernen Holland? Gibt es Mittel und Wege, um Briefe dorthin gelangen zu lassen und können Sie solche nennen? Ich fürchte nein. Aber vielleicht können Sie ein Wort dorthin befördern, wohin meine ganze Sehnsucht mich zieht, denn ich leide tief darunter, mit keinem Wort zu unserem geliebten Kaiser zu gelangen. Er hatte die unbeschreibliche Güte, mir zu meinem Geburtstag zu telegraphieren mit der Unterschrift: Wilhelm Hohenzollern. Wie viel heiße Thränen habe ich darüber vergossen. Ich weiß nicht, ob und wie ich antworten darf angesichts alles dessen, was sich zusammenzuziehen droht.

Für heute ein treues Lebewohl. Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlichst. Mehr als je unser altes glaubensstarkes, unerschütterliches Wort: Gott mit uns!

In alter Treue und Dankbarkeit Luise,
Großherzogin“

Aloys Henhöfer und die Anfänge der evangelischen Gemeinde Durmersheim

vor 150 Jahren

Aloys Henhöfer, badischer Erweckungsprediger zwischen 1818 und 1862, war ein Wanderer zwischen den Konfessionen. Sein Wirken begann er als katholischer Priester. Doch schon nach fünf Jahren brachte ihn die Haltung seiner Heimatkirche gegenüber seiner Erweckungsarbeit dazu, um Aufnahme in die evangelische Landeskirche nachzusuchen. Dennoch fühlte er sich zeitlebens beiden Kirchen verbunden. So sprach er von der christkatholischen Kirche, wenn er die wahre katholische Kirche beschreiben wollte, eben die Kirche, die sich allein auf Christus gründet.¹ Dieses Bekenntnis Henhöfers zur wahren, christkatholischen Kirche aus Protestanten und Katholiken soll das Vorzeichen für alles folgende sein. Am Schluß wird dieser Gedanke noch einmal aufgenommen.

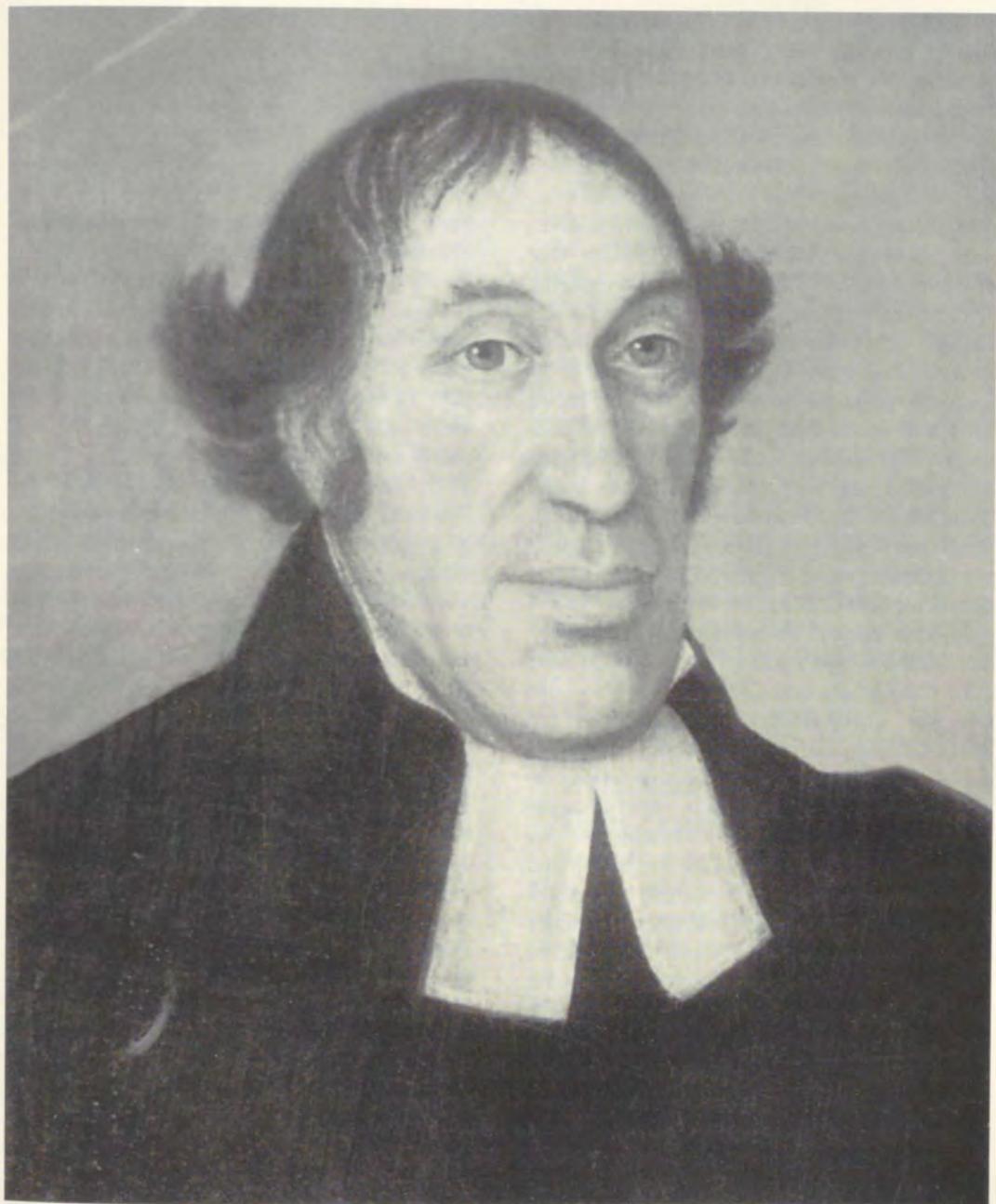
1994 erhielt das evangelische Gemeindehaus in Durmersheim den Namen „Aloys-Henhöfer-Haus“.² Denn Henhöfer war so etwas wie der Pate bei der Entstehung dieser ersten evangelischen Gemeinde in der Diaspora der südlichen Hardt vor rund 150 Jahren. Er war allerdings nicht der Gründer, der Vater dieser Gemeinde. Der „Vater“ war wohl jener Johann Friedrich Rudisüle, von dem nachher zu reden sein wird.

Im folgenden sollen in drei Abschnitten chronikartig 1. das Leben Aloys Henhöfers, 2. die Anfänge der evangelischen Gemeinde Durmersheim vor 150 Jahren und 3. Henhöfers Einfluß auf die Entstehung dieser Gemeinde dargestellt werden.

I. HENHÖFERS LEBEN UND WIRKEN

Das Leben und Wirken Henhöfers ist relativ vollständig erforscht, besonders seit seinem 200. Geburtstag 1989. Seit 1987 erschienen allein neun im Buchhandel lieferbare Veröffentlichungen³, welche zeigen, wie die Beschäftigung mit Henhöfer in letzter Zeit wieder gewachsen ist. Seit 1989 fanden allein fünf Ausstellungen über Henhöfer statt: 1989 eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe⁴, die im selben Jahr in Spöck und in Graben verändert, nämlich teils verkleinert, teils ergänzt, wiederholt wurde; 1991 eine Ausstellung in Rastatt⁵ und 1993 eine Ausstellung in Völkersbach. – Es gibt ferner zwei autobiographische Lebensläufe von Henhöfers Hand. Er selber hat also zweimal seinen Werdegang und die Einflüsse, unter denen er besonders in seiner Jugend stand, beschrieben. Diese Lebensläufe sind ebenfalls vor einigen Jahren im Druck erschienen.⁶

Am 11. Juli 1789 wurde Henhöfer in Völkersbach bei Rastatt geboren. Durch die Erziehung seiner Mutter war seine Jugend geprägt von einer spätbarocken Frömmigkeit, wie sie vor allen Dingen durch die Jesuitenmission nach Völkersbach und in andere Orte der Gegend gelangt war. Mit 13 Jahren kam er nach Rastatt auf die Schule des Piaristenordens, auf das spätere Lyceum, und hat dort sein – wir würden heute sagen: – Abitur gemacht. Es folgte das Theologiestudium an der Universität Frei-



Aloys Henhöfer um 1840

burg. Im September 1814 machte Henhöfer Examen und wurde unter die Priesteramtskandidaten aufgenommen. Es schloß sich die eineinhalbjährige Zeit im Priesterseminar in Meersburg an, wo er zunächst die vier niederen

Weihen und später die drei höheren Weihen und 1815 die Priesterweihe empfing. Anschließend erhielt er, wie es damals durchaus üblich war, nicht sogleich ein Pfarramt in einer Gemeinde. Er wurde vielmehr zunächst Hof-

meister, also Hauslehrer, in der Familie des Julius Freiherrn von Gemmingen auf Schloß Steinegg bei Pforzheim. Ab 1817 hatte er im benachbarten Mühlhausen an der Würm vertretungsweise Gottesdienste zu halten. 1818 schließlich wurde Henhöfer Pfarrer dieser Patronatsgemeinde Mühlhausen, und weil es in diesem Ort offensichtlich nötig war, hielt er zunächst vor allen Dingen Moralpredigten. Aber er war selbst nicht glücklich dabei. Im Spätjahr 1818, beeinflusst unter anderem durch ein Gemeindeglied, den Schreiner Johann Brougier, kam es bei ihm zu einer Erweckung. Die Folge war, daß er jetzt eine andere Art von Predigt hielt, aber es war auch jetzt zunächst eine Buß- und Gesetzespredigt. Erst allmählich wurde daraus, wie er es in seinem Lebenslauf beschreibt, 1819/20 eine Gnaden- und Evangeliumspredigt, wiederum unter dem Einfluß anderer, nämlich württembergischer evangelischer Pietisten aus dem benachbarten Korntal, die ihm eine Schrift eines katholischen Priesters brachten, nämlich das Büchlein von Martin Boos mit dem Titel „Christus für uns und Christus in uns“⁷ – also über den Christus für uns, den Christus pro nobis, und den Christus in uns, der uns erneuert. – 1819 begannen jedoch einige Gemeindeglieder aus Mühlhausen, sich über die neue Predigtweise ihres Pfarrers zu beschweren. Sie hatten kein Verständnis für das, was in ihm und mit ihm vorgegangen war. Klagen von Mühlhausener Gemeindegliedern über Henhöfer wurden vor das Bruchsaler Generalvikariat, die Vertretung des Speyrer Bischofs, gebracht. Henhöfer verteidigte sich dagegen in seiner ersten Druckschrift, sie trägt den Titel: Grundsätze im Predigtamt.⁸ Aber die Konflikte hörten nicht auf, die Klagen mehrten sich vielmehr; und so wurde Henhöfer im April 1822 nach Bruchsal zum Verhör bestellt und mußte dort im Priesterseminar im Arrest bleiben, suspendiert von seiner Pfarrstelle. Im Sommer verfaßte er dann sein „Christliches Glaubensbekenntnis“⁹, wie er es nannte, seine erste Hauptschrift, in der er seinen Weg zu einem neuen erweckten Leben beschrieb und begründete. Die Auseinandersetzungen mit der vorgesetzten katholischen Kirchenbehörde gingen weiter. In einem Rechtfertigungsschreiben, in dem er, fast so wie Luther es auf dem Reichstag zu Worms getan hat, sich auf die Heilige Schrift berief, formu-



lierte er etwa: Das, was ich aus der Heiligen Schrift und der Lektüre der Bibel erkannt habe, davon kann ich nicht mehr Abstand nehmen; jetzt kann ich nicht mehr zurück, und notfalls muß ich aus der Kirche ausgeschlossen werden. Henhöfer hat also seinen Ausschluß aus der katholischen Kirche selber kommen sehen, und dieser erfolgte auch ziemlich prompt 14 Tage später, im August 1822.

Es vergingen jetzt Wochen und Monate der Ungewißheit, sowohl für Henhöfer selber als auch in seiner Gemeinde, unter seinen Anhängern wie unter allen Gemeindegliedern. Es waren dann im Januar, also erst mehrere Monate später, einige Gemeindeglieder, die als Erste um Aufnahme in die evangelische Kirche baten. Die Familie des Freiherrn von Gemmingen mit einer großen Zahl von Kindern schloß sich an und beantragte ebenfalls die Aufnahme in die evangelische Kirche. Doch Henhöfer selber zögerte immer noch, bis schließlich auch er Anfang März darum bat, in die evangelische Kirche aufgenommen zu werden. Er wäre lieber katholisch geblieben, er hätte lieber innerhalb der katholischen Kirche weiter gewirkt und eine neue Art von Gemeindeleben ins Leben gerufen und gefördert. Aber es blieb ihm kein anderer Weg, als den Übertritt zu wählen. So traten dann am 6. April 1823 zweihundert katholische Mühlhausener, die Familie des Freiherrn von Gemmingen und Henhöfer selber in der Schloßkapelle Steinegg zur evangelischen Kirche über.

Im selben Jahr im Juli wurde Henhöfer evangelischer Pfarrer in Graben in der nördlichen Hardt. Die ersten Jahre dort in Graben waren für ihn besonders schwere Jahre, nämlich Jahre einer inneren Krise. Er fühlte sich gar nicht heimisch in dieser neuen Kirche, und er versuchte, seinen Schritt zu rechtfertigen durch eine weitere Schrift: „Geschichtlich-treue Rechtfertigung der Rückkehr zur evangelischen Kirche“¹⁰ – er spricht also bezeichnenderweise von einer *Rückkehr* zur evangelischen Kirche.

1827 wurde Henhöfer Pfarrer in Spöck und Staffort, einer Doppelgemeinde nicht weit von Graben, wo er dann über 35 Jahre lang bis zu seinem Tode wirken sollte. 1828 heiratete er Luise Dahler aus Durlach; die Ehe blieb kinderlos. 1830–34 folgte das erste öffentliche Auftreten Henhöfers und seiner Freunde und Anhänger unter den Nachbarpfarrern, die er inzwischen gewonnen hatte, im sog. Katechismusstreit, der durch eine Veröffentlichung der vom Liberalismus und Rationalismus geprägten Landeskirche ausgelöst worden war. 1832 veröffentlichte Henhöfer seine wichtigste Schrift, das Buch mit dem Titel „Die biblische Lehre vom Heilswege und von der Kirche“.¹¹ 1833 starb Henhöfers Mutter, die nach dem Tod seines Vaters zu ihm nach Spöck gezogen und dort bis zu ihrem Tode Katholikin geblieben war – es wird erzählt, der Sohn habe sie am Arm zur katholischen Kirche zur Messe geführt; er hat sie nicht zum Übertritt bewegt.

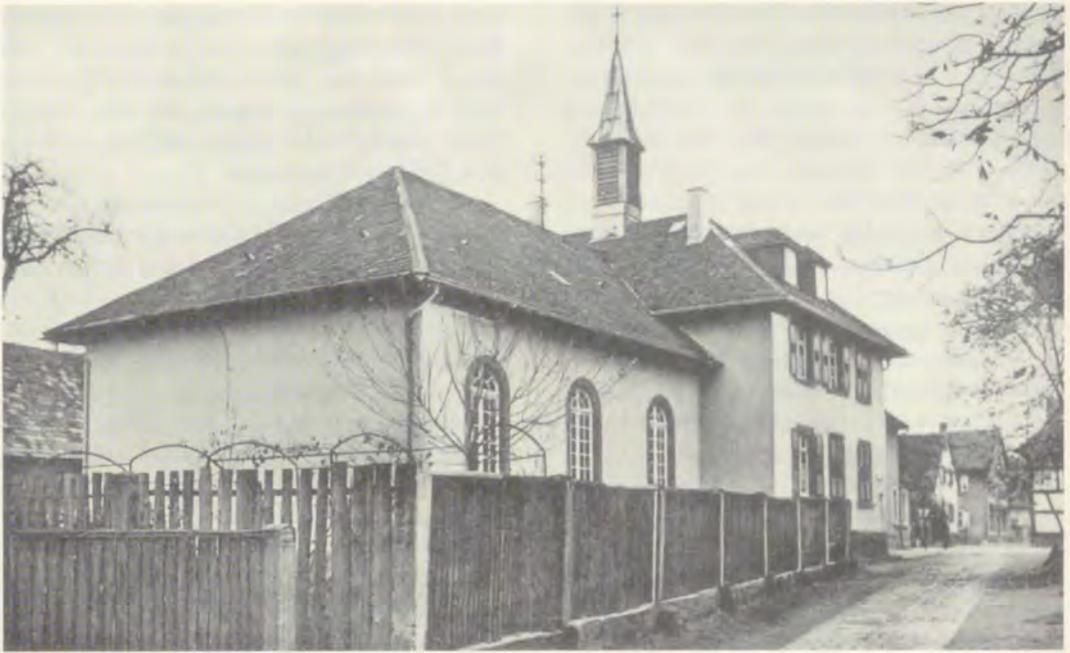
In den folgenden Jahren nun griff Henhöfers Wirken immer weiter über seine Gemeinden Spöck und Staffort hinaus. 1839 wurde mit unter seinem wesentlichen Einfluß der Evangelische Missionsverein in Baden gegründet, ein Hilfsverein für die Basler Mission. 1849 wurde in Durlach von Freunden Henhöfers der Evangelische Verein für innere Mission Augsburgerischen Bekenntnisses, der sog. AB-Verein, gegründet. Er selber ist nicht in erster Reihe dabei beteiligt gewesen, wie er überhaupt als Pfarrer und Seelsorger doch mehr ein Mann des stillen Wirkens und der Predigt gewesen ist. Es waren inzwischen andere, die in dieser Zeit mehr und mehr an seine Stelle traten: Seminardirektor Wilhelm Stern in Karlsruhe oder auch der Nonnenweierer Pfarrer Karl Daniel Justus Rein. – Im selben Jahr 1849, also während der Revolutionswirren, wurde in Baden im Oktober noch ein zweiter Verein für innere Mission gegründet, der sog. Badische Landesverein für innere Mission. Beide Vereine haben, obwohl man sich darum bemühte, nicht zueinander und zu einer Vereinigung gefunden, aber sind später auch verschiedene Wege gegangen. – 1851 wurde mit Henhöfers Einfluß und Beteiligung die Hardtstiftung in Neureut ins Leben gerufen, ein Rettungshaus für junge Menschen, und vorher und nachher entstanden durch Vertreter der Erweckungsbew-

gung viele andere Rettungshäuser und weitere Werke der Inneren Mission in Baden, so daß das Wirken Henhöfers und seiner Freunde auch in diesem Bereich in den 50er Jahren immer deutlicher hervortrat und sich nach seinem Tode noch fortsetzte.

1856 wurde Henhöfer Ehrendoktor der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. 1860 verfaßte er seinen zweiten Lebenslauf. 1861 erschien sein letztes Buch, ein Buch mit dem etwas seltsamen Titel „Der Kampf des Unglaubens mit Aberglauben und Glauben“.¹² Gemeint ist, daß die evangelische Kirche, seine Landeskirche in dieser Zeit 1860/61 vom Unglauben geprägt war, nämlich von einem theologischen Liberalismus und Rationalismus, und sich nicht nur gegen den Aberglauben – darunter verstand man die katholische Kirche –, sondern auch gegen den Glauben wandte – und darunter verstand Henhöfer die Frömmigkeit und das biblische Verständnis des Glaubens, wie er und seine Freunde es vertraten. – Am 5. Dezember 1862 starb Henhöfer in Spöck.

II. DIE ANFÄNGE DER EVANGELISCHEN KIRCHENGEMEINDE DURMERSHEIM

Auch über die Anfänge der evangelischen Kirchengemeinde Durmersheim gibt es relativ viele ungedruckte und gedruckte Zeugnisse, die sowohl von evangelischer als auch von katholischer Seite vor allem im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfaßt wurden.¹³ Sie sind meist voneinander abhängig und enthalten oft Ähnliches, so daß viele Verfasser manches von den vorhergehenden übernommen haben. Bei dem katholischen Bericht von 1874 ist auffallend, daß im Blick auf die Evangelischen von einer Sekte gesprochen wird.¹⁴ Das muß aus der Zeit heraus verstanden werden. Als Sekte bezeichnete man solche, die sich von der offiziellen Kirche, wie sie in Durmersheim zunächst allein existierte, trennten und eine eigene Gruppe bildeten. Es ist also damals das Wort Sekte anders gebraucht worden als heute, da als Sekten Gruppen gelten, die ausgesprochene Irrlehren vertreten. Auch die Bezeichnungen Pietisten oder Erleuchtete – Erleuchtete meint so viel wie Erweckte – sind



Einhundert Jahre ev. Kirche 1855/1955 Durmersheim

Charakterisierungen dieser neuen Bewegung in Durmersheim, die immer wieder auftauchen und aus der Zeit heraus zu verstehen sind. Doch soll hier nicht auf diese verschiedenen und zum Teil durchaus parteiischen Darstellungen, die 1846 beginnen und bis in unser Jahrhundert reichen, eingegangen, sondern wiederum chronikartig die Entstehung der evangelischen Gemeinde Durmersheim geschildert werden.

Vorweg sei festgestellt, was oft vergessen wird, daß vor dem Dreißigjährigen Krieg, genauer bis 1622, die Gegend evangelisch gewesen ist, dann aber in der Gegenreformation durch die Jesuitenmission rekatholisiert wurde, so daß etwa zu den Zeiten der Entstehung der evangelischen Gemeinde die Bewohner der südlichen Hardt bereits über 200 Jahre wieder katholisch waren.

1840 kam der 33jährige Webermeister Johann Friedrich Rudisüle aus Michelfeld im Kraichgau, einer Gemeinde, die bereits seit 1525 evangelisch war, als erster und zunächst einziger Evangelischer in den Ort Durmersheim und brachte evangelisches Gedankengut mit. Er ist möglicherweise hugenottischer

Abstammung gewesen, wie man aus dem Namen schließen kann. 1841 heiratete Rudisüle eine katholische Einheimische, Babina Dutenhöfer. In den folgenden Jahren 1841/42/43 entstanden durch Kontakte Rudisüles nach Karlsruhe, aber auch durch Anfechtungen Einzelner in der Bevölkerung – angesichts „der gewohnheitsmäßigen Äußerlichkeit und des toten Formelwesens in der katholischen Kirche“ – Gruppen, die sich zu Versammlungen und Erbauungsstunden in Privathäusern trafen, weil sie mit dem kirchlichen Leben, mit der Frömmigkeit, wie sie von der Kirche vertreten wurde, nicht zufrieden waren. Besonders gegen die Beichte soll ein Widerwillen geherrscht haben. So waren es mehrere, die sich immer mehr von ihrer Kirche entfremdeten und sich zusammenschlossen. Gebetsvereine entstanden, und der Spott der anderen, die nicht mitmachten, ja sogar tumultuarische Auftritte ließen nicht lange auf sich warten, bis hin zu Handgreiflichkeiten. Wieweit das tatsächlich so gewesen ist, ist schwer zu sagen; die verschiedenen Schilderungen aus den beiden gegensätzlichen Perspektiven sind da durchaus unterschiedlich.

1844 begannen die Erweckten, sich in Bibelstunden mit der Heiligen Schrift zu beschäftigen. Ein Hunger nach Gottes Wort war erwacht. Immer wieder ist auch davon die Rede, daß sie sich mit Traktaten beschäftigten und diese auch anderen Menschen brachten; von „Pamphleten“ wird in diesem Zusammenhang berichtet. Und es könnte sein, daß sie auch schon in dieser Zeit 1844/45 Schriften von Henhöfer gelesen und untereinander ausgetauscht haben. Unter anderem wird von jener Schrift „Christliches Glaubensbekenntnis“¹⁵ gesagt, daß sie in diesen Bibelstunden und Gebetsvereinen gelesen und besprochen worden ist. Zwei andere Schriften Henhöfers aus dieser Zeit mögen es ebenfalls gewesen sein, eine Schrift, die er 1844 anonym veröffentlicht hatte: „Kurzer Unterricht über Beicht und Messe für katholische und protestantische Christen“¹⁶ und „Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt – ein Zeugnis für Priester und Volk“¹⁷, 1845 erschienen.

Seit diesem Jahr 1845 gingen die Durmersheimer nach Karlsruhe zu Vikar Peter in den Gottesdienst. Carl Peter¹⁸, der spätere Nachfolger Henhöfers als Pfarrer in Spöck, war damals als erweckter Prediger bekannt. Ein Jahr später, so wird berichtet, sind die Durmersheimer dann auch nach Spöck gezogen, am Sonntag, zu Fuß sechs Stunden weit hin und sechs Stunden zurück, um Henhöfer als Prediger im Gottesdienst zu hören. 1847 schließlich traten elf Erwachsene nach dem Unterricht in den Unterscheidungslehren und mit Genehmigung des Evangelischen Oberkirchenrats zusammen mit ihren Kindern in Rastatt zum evangelischen Glauben über und wurden vom Rastatter Pfarrer Lindenmeyer in die evangelische Kirche aufgenommen. Friedrich Gustav Lindenmeyer¹⁹ spielte eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Durmersheimer Gemeinde und ist im Grunde der erste, wenn auch nicht am Ort residierende, jedoch zuständige Durmersheimer Gemeindepfarrer gewesen. 1848 wurde eine Kleinkinderschule der Evangelischen in Durmersheim eingerichtet, mit 25 Kindern, darunter auch katholische Kinder. Ende 1849 hat Durmersheim unter 2027 Einwohnern 102 Evangelische, das sind etwa fünf Prozent. Die ersten vier Kirchenältesten, deren Unterschriften in den Akten immer wieder zu finden sind,

waren der Landwirt Eligius Hippler, der Landwirt Bruno Heck, der Schreiner David Kühn und aus Au der Schmied Joseph Axtmann. 1850, als bereits eine evangelische Privatschule mit 32 Kindern und einem eigenen Lehrer existierte – der Lehrer hieß Konrad Brunner und stammte aus Adelshofen –, wurde im September durch den Einsatz von Jesuitenpatres versucht, die abtrünnigen Evangelischen für die katholische Kirche zurückzugewinnen. Aber dieser Versuch der Rekatholisierung hatte wohl keinen Erfolg. Es entstanden im Grunde nur weitere Wirren und Unruhen, über die der Gemeinderat an das Oberamt in Rastatt berichtete. Aber die evangelische Sache oder die Gruppe der evangelischen Genossen, wie es hieß, wuchs weiter.

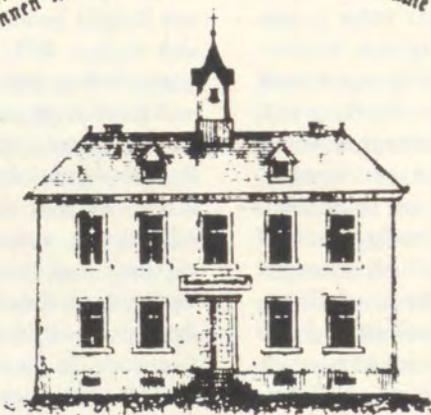
1851 wurde zum ersten Mal der Plan eines Mehrzweckbaus gefaßt. Es sollte ein gemeinsames Schul-, Pfarr- und Lehrerhaus mit einem Betsaal gebaut werden. Die für die Bezahlung des evangelischen Lehrers und für den Bau eines solchen Schul-, Pfarr und Lehrerhauses mit Betsaal benötigten Geldmittel kamen, wie sich denken läßt, fast ausschließlich von auswärts. Bereits Anfang der 50er Jahre wurde einmal jährlich in der ganzen Landeskirche für Durmersheim eine Kollekte gesammelt, in Rastatt sogar einmal monatlich. Vor allem aber kamen Spenden und Zuschüsse vom Gustav-Adolf-Verein, von seinem Hauptverein in Leipzig und vom landeskirchlichen Gustav-Adolf-Verein. Auch Freunde von der Deutschen Christentumsgesellschaft in Basel unterstützten die Gemeinde. In diesem Zusammenhang ist auch die Rede von einer Unterstützung, die aus England gekommen ist. Ein Dr. phil. William Marriott²⁰, Privatlehrer der englischen Sprache in Basel, der von 1852 an eine scharf antirömisch orientierte Zeitschrift „Der wahre Protestant“ herausgegeben hat, engagierte sich nämlich sehr in der Unterstützung evangelischer Glaubensgenossen in Deutschland. Während der Jesuitenmission im September 1850 weilte er in Durmersheim und hörte in der St. Dionyskirche mit an, was der Jesuitenmissionar Pfarrer Haßlacher dabei sagte, und verfaßte anschließend eine Schrift darüber.²¹ Dieser Marriott hat sich demnach vielfach für den evangelischen Glauben eingesetzt und dabei anscheinend immer wieder über Gelder verfügt, mit denen er, wie

Die Einweihung des neuen evangelischen Betsaales

zu
Durmersheim

am 5. September 1855.

*Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen
gegeben, darinnen wir sollen selig werden als der Name Jesus Christus.*



Zur frohen Erinnerung und zum Besten der neuen evangelischen
Gemeinde Durmersheim und Au bei Rastatt
herausgegeben.

BAD. EVANGEL.
GEMEINDE-RAT.

Karlsruhe.
Druck von Friedrich Gutsch.

aus den Briefen hervorgeht²², Einzelpersonen wie Gemeinden und Einrichtungen unterstützt hat. Es mögen Gelder aus seinem privaten Vermögen gewesen sein, aber wohl auch Gelder, die durch Gesellschaften in England für die Länder des Kontinents, also Mitteleuropas, aufgebracht wurden. Schon im ausgehenden 18. Jahrhundert und dann eben im 19. Jahrhundert sind überhaupt viele Unterstützungsgelder aus England nach Deutschland geflossen. Die Erweckung hatte in England ja bereits eine 150jährige Tradition und war geprägt durch mehrere, zum Teil überkonfessionelle Gesellschaften. Erinnert sei nur an den Methodismus und zum Beispiel an die British and Foreign Bible Society, gegründet 1804. Und seit 1801 ein Basler, nämlich der ehemalige Sekretär der Deutschen Christentumsgesellschaft Carl Friedrich Adolf Steinkopf²³, als lutherischer Auslandspfarrer nach England gegangen war und Kontakte hergestellt hatte, war eine enge Verbindung zwischen diesen englischen Societies und dem mitteleuropäischen Kontinent hergestellt, so daß auf dem Wege über die Christentumsgesellschaft in Basel und später über die Basler Mission so manche Unterstützungen aus England nach Deutschland gekommen sind, in ein Land, das damals mit wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatte, verursacht auch durch die Revolutionskriege am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts und dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, was England erspart geblieben war.

Ab 1852 wurde alle vierzehn Tage durch einen Rastatter Vikar ein Gottesdienst gehalten, zunächst in Privathäusern. 1854 folgte die Grundsteinlegung des Schul- und Pfarrhauses mit Betsaal. 1854 gab es 178 Evangelische in Durmersheim und Umgebung, nämlich 120 in Durmersheim, 39 in Au und 19 in der Umgebung. Am 5. September 1855 wurde das evangelische Schul- und Pfarrhaus mit Betsaal eingeweiht. Henhöfer hielt die Festpredigt, aber es sind noch mehrere weitere Redner mit Namen bekannt, die damals bei dieser Einweihungsfeier und im Gottesdienst mitgewirkt und gesprochen haben - Wilhelm Stern aus Karlsruhe, Friedrich Kayser aus Gernsbach, Nathanael Köllner aus Mühlhausen bei Pforzheim, Karl Mann aus Brötzingen bei Pforzheim und die Rastatter Stadtpfarrer Lindenmeyer und

Vikar Schmitthenner.²⁴ Seit 1859 residierte dann ein zu Rastatt gehöriger Vikar in Durmersheim und hielt regelmäßig, also wöchentlich Gottesdienste. 1864 wurde die evangelische Gemeinde Durmersheim durch Oberkirchenrat Karl Mühlhäußer visitiert. Eine Denkschrift dazu verfaßte Vikar Wilhelm Riehm.²⁵ Inzwischen waren es 204 Evangelische. Es gibt übrigens auch ein Verzeichnis der Namen der Evangelischen dieser Zeit von 1863.²⁶ Ende des Jahres 1867 schließlich wurde Durmersheim als evangelische Gemeinde selbständig. Ab 1868 gibt es offiziell und rechtlich die Evangelische Kirchengemeinde Durmersheim als eigenständige Gemeinde.

III. HENHÖFERS EINFLUß AUF DIE ENTSTEHUNG DER EVANGELISCHEN GEMEINDE DURMERSHEIM

Johann Friedrich Rudisüle, 1840 aus Michelfeld im Kraichgau nach Durmersheim gekommen, wird vorher wohl in seiner Heimatgemeinde schon etwas von dem bekannten Erweckungsprediger Aloys Henhöfer gehört haben, der 1840 schon dreizehn Jahre lang in Spöck und Staffort gewirkt und durch sein Wirken über die Gemeinde hinaus Aufsehen erregt hatte. Vielleicht ist Rudisüle von Michelfeld aus sogar in Spöck gewesen und hat Henhöfer predigen hören. Allerdings soll er bei seinem Zuzug nach Durmersheim noch nicht erweckt gewesen sein.

1845 wurde in den Durmersheimer Bet- und Erbauungsstunden auch Henhöfers Schrift „Christliches Glaubensbekenntnis“ von 1822 gelesen. Außerdem kursierten pietistische Flugschriften gegen katholische Glaubenslehren, darunter möglicherweise auch die beiden Schriften Henhöfers, die schon erwähnt wurden: Kurzer Unterricht über Beicht und Messe für katholische und protestantische Christen von 1844 und: Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt - ein Zeugnis für Priester und Volk von 1845. Vielleicht ist als Folge der Lektüre dieser Henhöfer-Schriften der Wunsch entstanden, diesen Mann, von dem man gelesen hatte, nun selber zu hören und kennenzulernen, so daß die Durmersheimer am Sonntag zu Fuß nach Spöck, sechs Stunden hin und sechs

Stunden zurück, in den Sonntagsgottesdienst Henhöfers gingen, um ihn selber zu erleben. Henhöfer muß ein besonders anrührender, erweckender, erwecklicher Prediger gewesen sein, obwohl man seinen Predigten, zum Beispiel auch der Einweihungspredigt in Durmersheim von 1855, wenn man sie im Druck liest, das nicht so recht abspüren kann.

1847 ist möglicherweise unter Henhöfers Einfluß, und in der Nachfolge des Übertritts einer großen Gruppe von Gemeindegliedern in Mühlhausen 1823, eine erste Gruppe von elf Familien aus Durmersheim und Au in Rastatt zur evangelischen Kirche übergetreten.

Bei der Einweihung des neuen Betsaals in Durmersheim hielt dann der weitbekannte und vielgefragte Festprediger Pfarrer Henhöfer aus Spöck die Festpredigt über die Seligpreisungen Jesu. Ob Henhöfer allerdings vorher oder nachher als Besucher oder als Prediger in Durmersheim gewesen ist, ist unbekannt, ist vielleicht sogar auszuschließen, weil er in ganz Baden bis hin nach Basel viel in Anspruch genommen worden ist und ganz abgesehen von seinen Pflichten als Gemeindepfarrer einer Doppelgemeinde und als Vikarsausbilder sicherlich nicht die Möglichkeit hatte, alle die Gemeinden zu besuchen und als Gastprediger dort Gottesdienst zu halten, die unter seinem Einfluß entstanden sind, und das waren ja viele, auch unter dem Einfluß der meisten der 23 Vikare, die Henhöfer ausgebildet hatte.

In seiner Jugend bis etwa zu seinem 13. Lebensjahr ist Henhöfer allerdings oft in Durmersheim oder genauer in Bickesheim gewesen, und zwar zusammen mit seiner frommen Mutter auf Wallfahrt zur Kirche Maria Bickesheim, zu Fuß die bewaldeten Schwarzwaldhänge von Völkersbach hinunter und durch die Hardtwälder des Rheintals. Seine Mutter Theresia Henhöfer, die bis zu ihrem Tod 1833 ja katholisch blieb, war übrigens eine geborene Axtmann und hatte vielleicht verwandtschaftliche Beziehungen nach Au, wo der Name damals verbreitet war.

1860 errichtete Henhöfer eine Stiftung von 1000 Gulden zugunsten der evangelischen Schullehrerstelle in Durmersheim, ein Kapitalienfond, von dessen Erlös der evangelische Lehrer bezahlt werden sollte. Er war ja kinderlos geblieben; und auch seine erste Gemeinde,

Mühlhausen an der Würm, hat von ihm bei seinem Tode ein Vermächtnis erhalten.

1844 wurde in Trier der sog. Heilige Rock ausgestellt. Im selben Jahr protestierte ein suspendierter schlesischer Kaplan mit Namen Johannes Ronge gegen – wie er schrieb – diesen Götzendienst, rief eine deutschkatholische Bewegung hervor und gründete deutschkatholische Gemeinden, die sich gegen den Ultramontanismus, also die zu einseitige Orientierung nach Rom, wandten. An diese beiden Ereignisse von 1844 und 1845 knüpfte Henhöfer in seiner Schrift „Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt – ein Zeugnis für Priester und Volk“ an. Im Blick auf diese beiden Zeitereignisse betont er²⁷: Zur wahren und heiligen katholischen Kirche gehören nur diejenigen, welche wiedergeboren sind. Durch Christus, durch Buße und Glauben werde der neue Mensch erzeugt und geboren. Das sei katholische Lehre. Das Haupt der wahren und heiligen katholischen Kirche sei kein Mensch, sondern Christus selbst. Die wahre katholische Kirche sei allgemein. Sie sei nicht bloß eine deutschkatholische, griechisch-katholische oder römisch-katholische, sondern eine christkatholische Kirche. Denn zu allen Zeiten und an allen Orten habe es eine Kirche des Glaubens oder wahrhaft bekehrte und wiedergeborene Menschen gegeben.

So wie Henhöfer in seinen jungen Jahren 1819 bis 1823 eigentlich in der katholischen Kirche bleiben und dort der evangelischen Wahrheit zur Geltung verhelfen wollte, so waren für ihn bis zuletzt die äußeren Kirchengrenzen nicht das Entscheidende. Er wandte sich immer wieder sowohl gegen den Aberglauben, den er in der katholischen Kirche fand, als auch gegen den Unglauben, den er in seiner neuen protestantischen Landeskirche in Form des theologischen Liberalismus und Rationalismus fand.

Anmerkungen

- 1 Aloys Henhöfer, Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Zeugnis für Priester und Volk, Heidelberg 1845, S. 46 f.
- 2 Diese Skizze ist die veränderte und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags, den der Vf. während der Namensgebungsfeier am 16. November 1994 gehalten hat.

- 3 (1) Wilhelm Heinsius, Aloys Henhöfer und seine Zeit. Neu hrsg. von G. A. Benrath. Karlsruhe 1987 (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evang. Landeskirche in Baden = VVKGB, Bd. 36) 317 S., Abb. Ursprünglich eine Heidelberger theologische Dissertation von 1920, erschien das Werk zuerst 1925. Da es sich nach wie vor um die umfassendste und zuverlässigste Biographie Henhöfers handelt, wurde sie neu herausgebracht und vor allem, erarbeitet von Gerhard Schwinge, ergänzt durch eine neue, bis zum damaligen Zeitpunkt nahezu vollständige Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur sowie durch Abbildungen, eine Zeittafel, eine Karte und ein Personen- und Ortsregister.
- (2) Gerhard Schwinge (Hrsg.), Die Erweckung in Baden im 19. Jahrhundert. Vorträge und Aufsätze aus dem Henhöfer-Jahr 1989, im Auftr. des Vereins für Kirchengeschichte hrsg., Karlsruhe 1990 (VVKGB 42), 207 S., Abb. - Der Band enthält zehn Beiträge, davon drei zu Henhöfer im engeren Sinne, eine Chronik der Veranstaltungen und Veröffentlichungen des Gedenkjahres sowie ein Personen- und Ortsregister.
- (3) Gerhard Schwinge, Aloys Henhöfer und die badische Erweckungsbewegung. Eine Ausstellung der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Evang. Landeskirche in Baden, erb. von G. S., Karlsruhe 1989, 76 S., Abb. - Ausführliche Beschreibungen von 150 Exponaten in 11 Abteilungen, 21 Abbildungen und ein Personen- und Ortsregister.
- (4) Gerhard Schwinge, Katalog der Henhöfer-Bibliothek in der Landeskirchlichen Bibliothek Karlsruhe, Karlsruhe 1989 (VVKGB 40), 127 S., Abb. - Genaue bibliographische Beschreibung der über 550 Titel der Privatbibliothek Henhöfers (mit den Ergänzungen aus der Mühlhausenschen Pfarrbibliothek), überwiegend Erbauungs- und Predigtliteratur des 16.-19. Jahrhunderts, mit einer Einleitung zur Biographie Henhöfers sowie zu Geschichte, Bestand, Provenienz und Benutzung der Bibliothek und mit Registern der Verfasser und anonymen Sachtitel, der übrigen beteiligten Personen, der Besitzeinträge, Benutzungsspuren, Widmungen und weiteren Provenienzen sowie Titelblatt-Abbildungen.
- (5) Aloys Henhöfer, Zeit des Heils. Worte von Aloys Henhöfer, Bilder von Veronika Besau, einleitende Worte und Auswahl der Texte Ludwig Wien, Karlsruhe 1989, 52 ungez. S., farb. Abb. - Kurze Predigtzitate.
- (6) Aloys Henhöfer, Erst der Glaube, dann die Tat. Henhöfers Botschaft vom Heilsweg, zus. gest. von Reinhard Berggötz, Lahr-Dinglingen 1978, 103 S. - Einleitung und Brevier meist kurzer Texte, unter zwölf Überschriften geordnet.
- (7) Reinhard Berggötz, Vom Evangelium ergriffen. Erweckung als Herausforderung, Lahr-Dinglingen 1988, 132 S. - Vorträge und Berichte aus den Jahren 1986-1988: Henhöfers Weg - Henhöfers Predigt - Erweckung und Gemeindebau - Henhöfertag - Henhöfertagslieder - Drei badische Stätten erwecklicher Verkündigung: Neusatz, Adelshofen, Hägelberg.
- (8) Gustav Adolf Benrath, Aloys Henhöfer (1789-1862), Pfarrer in Spöck, „Verkünder des reinen Evangeliums“, Karlsruhe 1988, 20 S., Abb. - Ein Lebensbild.
- (9) Eckhard Hagedorn, Erweckung und Konversion. Der Weg des katholischen Priesters Aloys Henhöfer (1789-1862) in die evangelische Kirche. Karlsruhe 1993 (VVKGB 48), 492 S. - Diese Mainzer evang.-theol. Dissertation von 1992 zeichnet aufgrund neu entdeckter und ausgewerteter Quellen, die sich in Karlsruhe, Freiburg und Konstanz befinden, in acht Kapiteln den Weg und das Wirken Henhöfers bis 1823 nach.
- 4 Siehe den dritten Titel in Anm. 3.
- 5 Vgl. den Ausstellungsbericht: Gerhard Schwinge, Aloys Henhöfer (1789-1862) - ein Schüler des Rastatter Lyceums. Vom Meßdiener in Völkersbach zum theologischen Ehrendoktor der Universität Heidelberg, in: Badische Heimat 1991, S. 715-727, Abb.
- 6 Eckhard Hagedorn, Henhöfers autobiographische Rückblicke, zus. gest. von E. H., in: Theologische Beiträge 20 (1989) 149-164. - Einleitung und synoptischer, mit Anmerkungen versehener Abdruck.
- 7 Martin Boos, Christus, das Ende des Gesetzes. Christus für uns und in uns, unsere Gerechtigkeit und Heiligung. (1. Aufl. nicht ermittelt, vermutlich 1816 oder 1817). 2. Aufl., Bethanien [= Nürnberg] 1818, 150 S. (Bis 1871 11 Auflagen.)
- 8 Grundsätze im Predigtamt des katholischen Pfarrers Henhöfer in Mühlhausen, Pforzheim 1820, 24 S.
- 9 Christliches Glaubens-Bekennniß des Pfarrers Henhöfers von Mühlhausen, seiner Gemeinde und seinen ehemaligen Zuhörern und Freunden gewidmet, Tübingen 1822, XVI, 147 S. - 2., unveränd. Aufl., vermehrt mit einer Geschichtlichen Rechtfertigung der Rückkehr zur evangelischen Kirche. Anhang: Worte der christlichen Liebe und des Trostes an die sämtlichen Bewohner des Gemmingenschen Gebiets, von ihrem Grundherrschaft Julius von Gemmingen an sie gerichtet bei seinem Übergang in die Evang.-prot. Kirche 1823. Heidelberg 1824, LXXXII, XVI, 156 S. - Die Ergänzung (Geschichtliche Rechtfertigung...) und der Anhang (Julius von Gemmingen: Worte der christlichen Liebe...) erschienen auch selbständig, vgl. Anm. 10.
- 10 Geschichtlich-treue Rechtfertigung der Rückkehr zur evangelischen Kirche. Von A. H., evang. Pfarrer zu Graben im Großherzogthum Baden. Heidelberg 1824, LXXX S. Vgl. Anm. 9.
- 11 Speyer 1832, 136 S.
- 12 Heidelberg 1861, 57 S.
- 13 In chronologischer Reihenfolge:
1842-1851: verstreute Notizen in der Karlsruher Zeitung.
1846-1852: amtliche Berichte des Gemeinderats Durmersheim sowie des katholischen Pfarrers Kleindienst an das Großherzogliche Oberamt in Rastatt sowie Ortsberichtsberichte des Großherzoglichen Amtmanns (im Generallandesarchiv Karlsruhe = GLA); auszugsweise veröffentlicht in: Fritz Schlick, Durmersheim - Würmersheim, 100 Jahre Ortsgeschichte, 1850-1950, dargest. anhand von Dokumenten, Durmersheim (Selbstver-

lag) 1988, 224 S., Abb. Karten; dort S. 8-15 und S. 200-204.

1850, Okt.: [William] Marriott, „Wenn man Euch Bibeln bringt, werft sie ins Feuer!“ Worte des katholischen Missionars Haßlacher in der Predigt, gehalten am 29. Sept. 1850 in der Dorfkirche zu Durmersheim bei Rastatt, Basel 1850, 23 S.

1852, 5. 11.: Eigenhändige Unterschriften der evangelischen Familienväter zu Durmersheim [19] und Au am Rhein [6], bestätigt für das Evang. Pfarramt Rastatt durch Vikar Schmitthenner und Stadtpfarrer Lindenmeyer (im GLA) [im Zusammenhang mit dem Plan zur Errichtung eines Schulhauses mit Betsaal].

1854: Bericht von [William] Marriott in seiner Zeitschrift „Der wahre Protestant“ 3 (1854) 116-135.

1855, Sept.: Die Einweihung des neuen evangelischen Betsaales zu Durmersheim am 5. September 1855, Karlsruhe 1855, 16 S.

1860, 28. 2.: Ausfertigung der notariellen Schenkungsurkunde durch das Stadtamtsrevisorat Karlsruhe, mit der Henhöfer der evangelischen Gemeinde Durmersheim 1000 Gulden „zur Dotierung der dortigen evangelischen Schul-Stelle“ vermachte, 10 Seiten (im Stadtarchiv Karlsruhe).

1863, 30. 10.: Verzeichnis der evangelischen Gemeindeglieder zu Durmersheim, Au und Umgebung nach dem Stand vom 30. Oktober 1863, 195 Personen in 40 Familien (im Landeskirchlichen Archiv Karlsruhe = LKA, SpA 1666).

1864, April: Bericht des Pfarrverwesers Wilhelm Riehm: Die neuevangelische Gemeinde in Durmersheim und Au am Rhein, 19 Seiten (in LKA, SpA 1666); veröffentlicht in: Durmersheim in Vergangenheit und Gegenwart, Teil II: Fortschreibung der Ortschronik Durmersheim, im Auftr. der Pfarrgemeinde St. Dionys hrsg. von Rudi Kistner u. Fritz Schlick, Elchesheim-Illingen 1980, S. 359-378.

1867, Sept.: Bericht [von Wilhelm Riehm?]: Die evangel. Gemeinde in Durmersheim und Au a. Rh., ein Beitrag zur vaterländischen Kirchengeschichte, in: Evang. Kirchen- und Volksblatt 1867, Nr. 36 vom 8. 9., S. 165-167 und Nr. 37 vom 15. 9., S. 170-171 (mit längeren Zitaten aus „Der wahre Protestant“ 854, siehe oben).

1874: [Franz Joseph Mone:] Die Secte der sogenannten Erleuchteten auf der obern Hardt von 1840-1873. Aus dem Freiburger Kath. Kirchenblatt abgedruckt, Freiburg 1874, 37 S.

1898: Adolf Höflin, Kirchengeschichtliche Darstellung der evang. Gemeinde Durmersheim, Pfarrsynodalarbeit des Pfarrers Adolf Höflin, 1898, 49 Seiten (in LKA, PA 204); auszugsweise veröffentlicht in: Fritz Schlick, Durmersheim-Würmersheim, 100 Jahre Ortsgeschichte, 1988, S. 195-199. 1910: Wilhelm Schuster, Wie die Hardtleute evangelisch wurden. Aus der kirchlichen Geschichte Durmersheims und der oberen Hardt, Karlsruhe 1910, 12 Seiten.

1938: Franz Neumaier, Die „Pietisten“, in: ders., Durmersheim in Vergangenheit und Gegenwart [Teil I], Durmersheim 1938, S. 115-120.

14 Siehe Anm. 13, 1874.

15 Siehe oben Anm. 9.

16 Heidelberg 1844, 32 Seiten.

17 Vgl. Anm. 1.

18 Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens, Teil II, Lahr 1939 (VVKGB 13), S. 454.

19 Neu (wie Anm. 18), S. 374.

20 Ernst Staehelin, Die Christentumsgesellschaft in der Zeit von der Erweckung bis zur Gegenwart. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen, ausgew. u. komm. von E. St., Basel 1974 (Theol. Zeitschrift, Sonderband IV), S. 102 f.

21 Siehe Anm. 13, 1850.

22 Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Spittler-Archiv = SpA, V, 26.

23 Ernst Staehelin, Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen, ausgew. u. komm. von E. St., Basel 1970 (Theol. Zeitschrift, Sonderband II), S. 12 und 74; Ders. 1974 (wie Anm. 20), S. 140 f.

24 Die Einweihung des neuen evangelischen Betsaales zu Durmersheim am 5. September 1855, Karlsruhe 1855, 16 S.

25 Siehe Anm. 13, 1864.

26 Siehe Anm. 13, 1863.

27 Vgl. Anm. 1.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Schwinge
Schillerstr. 2
76448 Durmersheim

In der Ritterrüstung spiegelt sich die Zeitenwende

Des Kaisers Feldhauptmann Franz von Sickingen starb vor 475 Jahren auf der Veste Nanstein

Friedrich III. aus dem Hause Habsburg gilt als „Methusalem“ unter den deutschen Regenten: 1415 geboren, trug er das Szepter von 1440–1493; Kaiser Maximilian löste ihn ab und unmittelbar danach traten die Sickingen in dessen Gesichtskreis. Inzwischen war die Mitte Europas in Bewegung geraten: Die Landesfürsten und die größeren Städte wurden ständig mächtiger; Leidtragende und Verlierer waren zusehends die Landbevölkerung und der Landadel.

Konflikte zeichneten sich allerorts ab; Krisen und Attacken machten auch vor der Kirche nicht halt. Außengrenzen des Reichs gerieten ins Wanken: Schweizer Kantone versuchten sich selbständig zu machen; mutige Landsknechtsscharen setzten den ehemals für unbesiegbar gehaltenen Ritterheeren empfindlich zu; selbst der Deutschorden zeigte Schwachstellen.

In vielen Bereichen war nicht zu übersehen, daß der Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit Opfer fordern würde. Dieser Wechsel bedeutete Umbruch auf allen Gebieten des Lebens. Pläne zur Reichsreform begleiteten ständische Revolutionen, so Bauernaufstände oder Ritterfehden. In Oberdeutschland entwickelte sich unverkennbar der Frühkapitalismus: Die Fugger und Welser avancierten zu Geldgebern Europas. Versuche der Kirche, das Schisma, die Kirchenspaltung zu verhindern und die Glaubensfrage von oben her mit einer Kirchenreform zu lösen, gerieten ins Stocken. Kopernikus und Kepler präsentierten das heliozentrische Weltbild. Reformation, Humanismus und Renaissance läuten eine neue Zeit ein, begünstigt durch Johannes Gutenbergs bewegliche Lettern.

Außer italienischen Humanisten meldeten sich deutsche Denker zu Wort, so Erasmus von Rotterdam, Johannes Reuchlin aus Pforzheim oder Philipp Melanchthon aus Bretten, der *praeceptor Germaniae*, der Freund Martin Luthers, des Bahnbrechers der neuen Zeit. Weniger bekannt geworden ist der etwas jüngere Reformator David Chyträus aus Menzingen, Schüler Philipp Melanchthons und Mitstreiter Luthers im Nordosten Deutschlands und in Österreich.

Chyträus (1530–1600) wollte mit seiner vielgerühmten „Oratio“, einer Kraichgaurede, seinen Gönnern wie Peter von Mentzingen den Dank abstaten; sie ist 1555 erstmals erschienen.

Sebastian Münster hat den Kraichgau als „Land der Edelleute“ besungen, Chyträus sprach lediglich von „vielen ritterlichen oder adeligen Familien“. Ihre Freiheit und Macht sei dank der Weisheit und Tapferkeit ihrer Vorfahren so groß, daß viele von ihnen einzig die Jurisdiktion (Rechtsprechung) des Kaisers anerkennen. Innerhalb des Ritterkreises sei hervorragend und zu nennen das Geschlecht der Sickingen, das derer von Helmstadt und neben anderen pries Chyträus die Menzingen und Gemmingen, deren Nachkommen noch heute im Kraichgau begütert sind. Daß der Reformator an erster Stelle die Sickingen genannt hat, verdient Beachtung.

Seit wann Sickingen im Kraichgau? Dem Ort Sickingen begegnen wir im Lorscher Codex bereits vor mehr als 1200 Jahren, dem Geschlecht – wahrscheinlich Ministerialen – erst im 13. Jahrhundert. Die allerletzte Sickingen aus Wien besuchte noch nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadt Landstuhl in der Pfalz, die

sich inzwischen stolz „Sickingenstadt“ nennen darf. Diese Sophie von Sickingen ruht neben Anverwandten seit gut einem halben Jahrhundert in einem einfachen, kaum gepflegten Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof. Die letzte Namensträgerin nannte sich Reichgräfin.

Charakteristisch für das Ende des rühmreichen Geschlechts ist der Brief aus dem Jahr 1932 des ehemaligen k.k. Oberleutnants Graf Josef v. Sickingen an einen Historiker, der sich um Sickingen-Archivalien bemüht hatte: „Sehr geehrter Herr! Auf Ihr geschätztes Schreiben vom 7. d. Monats, welches ich erst heute zu beantworten in der Lage bin, muß ich Ihnen mitteilen, daß ich selbst über meine Vorfahren ganz desorientiert bin, und ich nicht weiß, ob und wo Akten über dieselben existieren. Nur das eine ist bekannt, daß mit mir die Familie endlich ausstirbt“.

„Bedenk das End“ so lautete fast fünf Jahrhunderte zuvor der Wahlspruch der Sickingen, der nicht immer beherzigt worden ist. Das jahrhundertlang mächtige Familiengebäude der weitverzweigten Sippe der Sickingen mit den fünf silbernen Kugeln im Wappen (in Sickingen „Schneeballen“ genannt), geriet Mitte des 18. Jahrhunderts ins Wanken. Von der kurpfälzischen Amtsstadt Bretten, wo die Sickingen die meisten Amtmannsstellen (auch Vogt oder Faut genannt) besetzt hatten, verabschiedete sich das Geschlecht 1785. Mit Erlaubnis des Pfalzgrafen Carl Theodor verkaufte Josef Carl Freiherr von Sickingen die Oberamtmannsstelle um 18 000 Gulden: er hatte überdies 60 Wagen Holz herausgeschlagen!

Wenige Jahre später gab es keine Kurpfälzer in Bretten mehr und auch das Haus Sickingen-Sickingen mußte die Waffen strecken: 1818 wurde der Sickingenbesitz in Sickingen versteigert; ersteigert hat es ein Konsortium, das innerhalb zweier Jahre 26 000 Gulden „gut“ gemacht hat. Mit 18 Jahren schlug nämlich Alfred Maria Fortunat von Oberndorf zu und wurde für 160 000 Gulden glücklicher Besitzer von Burg und Dorf Sickingen, in das er frohgemut investiert hat.

Die Gräfin von Langenstein „erlöste“ den Heißsporn; ihr gehörte Sickingen ein Jahrzehnt. Dann verkaufte sie die Grundherrschaft Sickingen an ihren Sohn. Graf Wilhelm Douglas, der Neffe von Graf Langenstein, erbte

Sickingen 1873. Gut 100 Jahre später, nachdem auch die Waldungen verkauft waren, zogen sich die Douglas aus Sickingen zurück. Ein Weinberg im Humst, zwischen dem Oberderdinger Ortsteil Sickingen und Kürnbach, ist den Douglas als Erinnerungsstück noch verblieben.

Über sechs Jahrhunderte sind die Sickingen im Kraichgau nachzuweisen; deren bedeutendsten Söhne haben einige Kapitel deutscher, ja europäischer Geschichte mitgeschrieben; in mehreren Epochen standen ihnen die Sickingentöchter nicht nach – und dies schon lange vor Franz v. Sickingen (1481–1523), dem wiederholt der Ehrentitel „Letzter Ritter“ zusteckt worden ist, ähnlich Kaiser Maximilian.

Franzens 475. Todestag am 7. Mai 1998 brachte erstmals in der Geschichte die wichtigsten Sickingenplätze einander näher: Die Programme im Sickingenjahr 1998 wurden im wesentlichen von Sickingenstadt Landstuhl in der Pfalz, von Bad Münster am Stein-Ebernburg, von Oberderdingen-Flehingen mit dem Ortsteil Sickingen und der ehemals kurpfälzischen Amtsstadt Bretten gestaltet. Ebernburg war Geburtsort von Franz, auf den nicht nur die Eltern sehlichst gewartet hatten, weil ohne ihn das vorwärts drängende Geschlecht vom Aussterben bedroht war.

Nicht nur Franz rettete die „Fünf Schneeballen“ in die neue Zeit hinüber, auch dessen Sohn Franz Conrad und dessen vielgerühmte Gattin Luzia von Andlau (im Elsaß) mußten sich dieser historischen „Aufgabe“ entledigen.

Mehr als frühere Sickingen-Gedenktage stellte der 475. Sterbetag des wohl bedeutendsten Vertreters des Kraichgauer niederadligen Geschlechts in ihrer historischen Tragweite heraus. Kurioserweise sucht man vergebens nach früheren Kontakten zwischen Stammsitz und neuer Macht in der Pfalz, im Westrich oder Hunsrück. Erst die Begegnung der Fanfarenzüge von Flehingen-Sickingen und des Landstuhler Bereichs brachte allmählich die Sickingenorte einander näher. Die Städte Landstuhl, Bad Münster am Stein/Ebernburg begründeten im Sickingenjahr sogar eine Städtepartnerschaft.

Bei der denkwürdigen Partnerschaftsfeier im Beisein von Oberbürgermeister Paul Metzger, Bretten, und Bürgermeister Erwin Breitinger, Oberderdingen, zeichnete der rheinland-

pfälzische Staatsminister Walter Zuber Franz von Sickingen als eine Persönlichkeit, die andere gewinnen und überzeugen konnte, als einen Mann mit vielseitigen Interessen und Fähigkeiten, einen klugen und erfolgreichen Geschäftsmann, einen meist siegreichen Heerführer im Dienste wechselnder Herrn mit Blick für seine eigenen Interessen und als Persönlichkeit, die in einer entscheidenden Phase des Umbruchs und der Neuordnung deutsche Politik wesentlich beeinflußt hat.

Prägend war für Franziskus die Begegnung mit dem „Politiker unter den Reformatoren“, Ulrich von Hutten, der sich über den kirchlichen Reformprozeß hinaus gegen die Willkür adeliger und kirchlicher Herren ein starkes Kaisertum gewünscht hat. In Franz v. Sickingen, der zu den mächtigsten gehörte, hat Hutten den Mann gefunden, dem er Power und Know-how zutraute, dieses Ziel zu erreichen.

Hier, am Fuß der Ebernburg, zählen Fakten, und die sprechen eine klare Sprache, unterstrich der Minister: Sickingens Ebernburg wurde in den Folgejahren zur Zufluchtsstätte für verfolgte Anhänger der Reformation; hier in der Schloßkirche las Johannes Oekolampad 1522 die erste Messe in deutscher Sprache.

Walter Zuber stellte heraus, daß sich die Ebernburg zum Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung entwickelt hat. Hutten nannte sie „Herberge der Gerechtigkeit“, und dieser Anspruch prägt explizit bis heute den Geist des Hauses.

Auch Martin Luther hätte hier nach Sickingens willen Schutz finden können, aber er entschied sich gegen Schutz und für die Auseinandersetzung auf dem Reichstag in Worms mit den Worten: „Nach Worms bin ich gerufen, nach Worms will ich ziehen und wenn soviel Teufel in Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, so wollt ich doch hinein!“

Laut Interpretation des Staatsministers mag sich Sickingen dadurch ermutigt gefühlt haben in seinem Weg, den reformatorischen Prozeß über den kirchlichen Bereich hinaus politisch zu verstehen, den lutherischen Glauben zu verbinden mit der politischen Idee eines erneuerten Reichs und dafür zu kämpfen.

Wie Zuber veranschaulichte, verfolgten die Fürsten bei ihrem Kampf gegen Sickingen vor allem das politische Ziel, den niederen Adel zu

entmachten und Gefahr von dem eigenen Stand abzuwenden; so bedeuten Sickingens Niederlage und Tod im Mai 1523 auf dem Nanstein gleichzeitig eine Niederlage für das Luthertum, denn die Macht der Territorialfürsten wurde gefestigt.

Staatsminister Zuber beteuerte, daß Sickingen unbestreitbar zu den herausragenden Persönlichkeiten unserer Geschichte gehört, welche die reformatorischen Werte von Freiheit und Gleichheit über den Glaubensbereich hinaus politisch verstanden und danach handelten. Daß Sickingen dabei möglicherweise auch persönliche Vorteile im Blick hatte, kann und soll diese Haltung nicht entwerten – zumal nicht bei einem Mann, für den Fehden dem Broterwerb dienten, so befremdlich uns das heute auch auf Anhieb erscheinen mag.

Der Staatsminister bezeichnete es als großes Verdienst, daß in den Sickingenstädten und -gemeinden die Erinnerung an diesen freiheitlich gesinnten Mann der Tat immer hochgehalten wurde. Dieses lebendige Geschichtsbewußtsein hat gerade im Revolutionsgedenkjahr 1998 Beispiel- und Vorbildcharakter.

Mit ein Höhepunkt des Sickingenjahrs 1998 war die Gedenkfeier am 475. Todestag des bedeutendsten Ritters an der Schwelle der Neuzeit auf dem Nanstein unter Mitwirkung der „Sickingen Herolde“ von Landstuhl und der Vertreter aller vier Sickingenplätze, die in der Sterbekammer auf der Veste und bei einer Totenmesse in der St. Andreaskirche mit dem Sickingen-Epitaph Franziskus die letzte Ehre erwiesen haben.

Der Oberderdinger Bürgermeister Erwin Breitinger würdigte dabei Franz als „wirkfähigste Persönlichkeit auf dem politisch-militärischen Parkett seiner Zeit“, als jemand, mit dem man rechnen mußte, als eine kraftvolle Persönlichkeit der beginnenden Renaissance. Franzens aktive Zeit begann mit dem Tode seiner Frau Hedwig, deren Bruder Bischof von Speyer war. Zurück blieb auf Nanstein auch das Bekenntnis: „Allein Gott die Ehr, lieb den Gemeinen Nutz – Beschirm die Gerechtigkeit“.

Die Schwäche des Reiches, signifikant u. a. in dem Bemühen auf den Reichstagen um den „Ewigen Landfrieden“ oder um die Erhebung des „Gemeinen Pfennigs“ als einer Reichssteuer, mit der u. a. die Truppen zum Schutz des

Reiches vor den Türkeneinfällen finanziert werden sollten, diese Schwäche war Franzens Stärke, die Ohnmacht von Kaiser, Papst und ermattem Rittertum machten ihn mächtig. Er war Jäger und Gejagter zugleich, politisch tot, ehe er geboren.

Franziskus gilt als einer der letzten Streiter in der Ritterrüstung und einer der ersten Landsknechtsführer; er präsentierte sich wie ein Meteor, der grell aufleuchtete und rasch verblaßte, ein Pfeil, den die bis zum Zerreißen überspannte Sehne im Übermut ins Verderben schnellte: Franz blieb ein schuldlos schuldiger Zeuge seiner Zeit. Franz wagte alles und verlor alles, zuweilen verzweifelt streitend, obgleich nichts mehr zu gewinnen war – nur noch zu bewahren gewesen wäre.

Und Erasmus von Rotterdam (1466–1536), der bedeutende Humanist, wird noch immer gerne zitiert: „Die Wissenschaften dürfen den Namen Franz v. Sickingen nie untergehen lassen, wollen sie nicht der Undankbarkeit bezichtigt werden“. Wiederholt wird dieser Sickingen als „bedeutendste Figur des niederen Adels“ zitiert, aber auch mit „100 Jahre vor Wallenstein als Großunternehmer der Kriegsmaschinerie“ titulierte, dem die Landsknechtsscharen willig gefolgt waren, wie es mehrere Lieder aus den rauhen Kehlen der „verlorenen Haufen“ verhiessen, die inzwischen die Ritter in den starren Rüstungen bezwungen und ersetzt hatten.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatten sich, so Reinhard Baumann in einer Landsknechtsbetrachtung, immer mehr Ritterbürtige dem Solddienst zu Pferd und zu Fuß verschrieben, wobei die Übergänge vom Landsknechtsführer zum Unternehmer fließend gewesen sind. Als Unternehmersdynastie galten auch die Frundsberg.

Daß die Grabplatte des Albert Langhofwart mit „1262“ in der Sickingen Grabkirche als erstes zuverlässiges Zeugnis der Familie von Sickingen bewertet wird, ist kaum umstritten. Phantasiedaten aus Turnierbüchern haben gelegentlich nur Erinnerungswert. Nicht bezweifelt wird die Jahreszahl 1340 in Verbindung mit einer Burg nahe der heutigen katholischen Pfarrkirche in Sickingen. Historische Tatsache ist die sogenannte Speyerer Fehde einige Jahre später, bei der die Burg außer anderen Kraichgauvesten von Truppen der

Stadt Speyer in Schutt und Asche gelegt worden ist.

Im 14. Jahrhundert schwärmten bereits Sickingen weit über den Kraichgau hinaus. Die erste Blütezeit des innerhalb weniger Jahrzehnte mächtig gewordenen Geschlechts leitete um 1400 die Wahl von Kurfürst Rupprecht zum deutschen König ein, wobei das Augenmerk auch Pfandschaften geglont hat.

Schwarz Reinhard v. Sickingen (1373–1439) fungierte als Landvogt im Elsaß und als Statthalter in Italien sowie als Amtmann von Speyer und Lauterburg. Hamann (auch Hanemann) v. Sickingen (1365–1424) war ebenfalls Landvogt im Elsaß, des weiteren Vogt bzw. Amtmann zu Ladenburg, Lindenfels, Bolanden, Zweibrücken und zu Stein und sogar Viztum (Verwalter des Fürsten) zu Neustadt/Pfalz. Fast gleichzeitig rückte Eberhardt I. zu des Fürsten Viztum und Hofmeister auf, während Reinhardt v. Sickingen zum Bischof von Worms geweiht worden ist.

Steil war die Karriere der direkten Vorfahren Franz v. Sickingens, des Großvaters von Franz, Reinhard VIII., gest. 1472, der Schonette (die Schöne), die Tochter Trabolds von Sien geehlicht hat. Der Vater Franzens, Swicker (1459–1505) wirkte als Pfälzer Rat, Amtmann zu Ebernburg, dann zu Kreuznach und Bacharach und war Großhofmeister zwischen 1501 und 1505; nach anderen Quellen soll er bei der Landshuter Fehde tödlich verletzt worden sein.

Sohn Franz hat seinen Vater 1505–1513 als Amtmann zu Kreuznach abgelöst. 1509 verehelichte sich Franziskus, wie erwähnt, mit Hedwig von Flersheim, Tochter von Hans v. Flersheim und Otilie Kranich von Kirchheim. Franziskus war der einzige Sohn inmitten von fünf Töchtern (Schonette, Gertrud, Katharina, Barbara und Agnes).

Nach einer Totenmesse mit dem katholischen Geistlichen Monsignore Graf Adelmann von Adelmansfelden am 9. Mai 1998 in der Grabkirche des Geschlechts in Sickingen zeichnete Bürgermeister Breitingen bei einem Empfang der Gemeinde das Wirken Franz v. Sickingens nach und glaubte in den Werken Nikolo Machiavellis, etwa „Il principe“, der „Fürst“ Parallelen entdecken zu können. Ein solcher Fürst müsse neben natürlicher Klugheit, angeborener Führernatur und ausgesprochenen

Fähigkeiten auf militärischem und politischem Feld auch Eigenschaften entwickeln können wie Ehrgeiz, List oder eine gehörige Portion Skrupellosigkeit. Nach Breitingers Meinung sei möglich, den Condottiere von der Ebernburg in Macchiavellis Werk hineinzudenken.

Die „Helden“ aus der Toscana waren indes im Ringen um die Macht geschickter als Franz v. Sickingen. Laut Machiavelli müßten Menschen die Vergangenheit ehren und der Gegenwart gehorchen, sich gute Herren wünschen und diese, so wie sie auch sein mögen, ertragen.

Das Bild, das Dutzende Historiker vom „Gernkönig am Rhein“ bis in unsere Zeit hinein gezeichnet haben, ist vielfältig und vielfarbig, es reicht von hoher Anerkennung, von Mut und Übermut, von glänzenden Erfolgen bis hin zum Elend in der Felsenkammer über Landstuhl, das der kein Risiko scheuende Draufgänger und Vabanque-Politiker fast konsequent und kompromißlos unumstößlich angesteuert hat.

Generationen von Sickingen vor ihm, längst über den Kraichgau, die Kurpfalz, den Hunsrück, den Mittelrhein und Franken hinausgewachsen, hatten das Fundament gestaltet. Das Fideikommiß, das später konsequent praktiziert worden ist, brachte die Sickingen ebenso rasch voran, wie aktive Ganerben als Glieder einer Erbengemeinschaft, die den Grundbesitz in verschiedenen Formen mächtig ausweiteten. Und viele Sickingenfamilien schienen Generationen vor Franziskus mühsam und risikofreudig ein mächtiges Fundament bereitet zu haben, das dem ungestümen Stürmer und Dränger in einer friedlosen Zeit tollkühne Eskapaden zu unberechenbaren Zielen ermöglicht hat.

Wer den windungsreichen Weg dieses Ritters ohne Furcht und Fortune nachzeichnen will, steht von Zeit zu Zeit an einem Kreuzweg, nicht wissend, welche Richtung der ungestüme Stürmer in einer hektischen, zuweilen rechtlos scheinenden Zeit tatsächlich einschlagen wollte oder gegangen ist. Wie mit den Aktivitäten des Fehdeführers und kaiserlichen Feldhauptmanns wird von Zeitgenossen bis zu Biographen unserer Tage mit Zahlen fast willkürlich jongliert, etwa hinsichtlich der Stärke der Landsknechtshaufen, deren Bewaffnung oder Beute bis zu deren Sold.

Die Rolle des Patrons und Schutzherrn der Entrechteten spielte Franz offensichtlich mit Eifer und Wohlbehagen, wohlwissend, daß Recht für den einen krasses Unrecht für den anderen bedeutete. Rechtssprüche durch das Schwert hatten es zu allen Zeiten in sich!

Schon die Zweiteilung seines 42 Jahre andauernden Erdenwandels in einen Abschnitt vor der Heirat mit Hedwig von Flersheim und danach, läßt Zweifel offen. Einige Historiker glauben beweisen zu können, daß der schmerzliche Tod Hedwigs im Jahre 1515 nicht die wiederholt angezeigte Kehrtwende in der Politik Franzens bedeutet hätte, denn einige Pläne seien schon früher geschmiedet worden. Sickingen war von Jugend an engagiert gewesen, vermeintlich unschuldig Bestrafte oder Wehrlose selbstlos zu unterstützen und ihnen zum Recht zu verhelfen, auch auf die Gefahr hin, neues Unrecht zu begehen.

Der überraschende Tod Hedwigs im Kindbett bedeutete für Franziskus jedenfalls Neubeginn. Ohne die Flersheimerin war der vereinsamte Rittersmann nicht mehr zu bremsen. Franziskus ging rücksichtslos in die Offensive und nach acht zuweilen unkontrollierten Jahren in den Tod. Ähnliche Spuren wie Franz hat im ausklingenden Mittelalter wahrscheinlich kein anderer Mächtiger jener Ära hinterlassen. Und alle Spuren führten in den Tod.

Ausgerechnet die reiche und starke Reichsstadt Worms wurde ihm zum ersten Prüfstand, die Stadt, in der der Ewige Landfrieden ausgerufen worden war, die aber Ausdruck der Ohnmacht von Kaiser und Reich werden sollte. Luther verbrannte die Bannbulle aus Rom und ignorierte die Acht des Kaisers. Kaiser und Reichsgerichtsbarkeit agierten oft mit schneller Feder, aber mit mattem Arm.

Nach Attacken in Richtung reiche Kaufmannszüge überfiel Sickingen schonungslos die Kaiserstadt wiederholt, ohne sie ganz in die Knie zwingen zu können. Er agierte als Patron des Wormser Bürgers Balthasar Schlör, dem in Worms Unrecht geschehen sein soll, der ihm indessen bis in den Tod hinein treue Dienste geleistet hat.

Je mehr Anschläge auf Kaufmannszüge, desto tiefer schien er überzeugt gewesen zu sein, einen Rechtsanspruch auf solche Sachwalter zu haben. Franz legte das vermeintliche

Fehderecht auf seine Weise aus, obwohl nach dem „Ewigen Landfrieden“ von Worms (1495) jede Fehde Unrecht war und ausdrücklich nicht mit rechtlichen Normen zu vereinbaren gewesen ist; das Reichskammergericht war indessen überlastet und das Reich war zu schwach, um Rechtsbrecher wirkungsvoll zu verurteilen.

Um die Jahrhundertwende zeichnete sich zudem in einer nahezu rechtlosen Zeit eine Wirtschaftskrise ab, die sich auf die Welt des Sickingen offensichtlich noch nicht total ausgewirkt hat. Der Ritter Franziskus mußte eher als begütert zu bewerten sein; vom Niederadel wie seine frühen Vorfahren hatte er sich längst abgehoben. Zum einen warfen seine Aktivitäten im Bergbau (auch Silbergewinnung), in den ausgedehnten Waldungen, in Diensten der Fürsten und des Kaisers beträchtliche Summen ab, erst recht die Fehden in seinen letzten Lebensjahren. Der Ritter hatte sich zum Fehdeführer entwickelt, dem die Landsknechte bei Bedarf in Scharen zugeströmt sind.

Viele Historiker glauben den Gipfel der Macht Franz v. Sickingens mit der Wahl Karl V. 1519 in Verbindung bringen zu können. Hier ragte er weit über den Durchschnitt seiner Standesgenossen hinaus und hier hat die konsequente Familienpolitik der Sickingen die reichsten Früchte getragen. Die Heiratspolitik der Sickingen-Vorfahren führte dazu, daß weite Gebiete auch in der linksrheinischen Pfalz von Sickingen beherrscht wurden, nicht zuletzt durch konsequente Familiengesetze. Wie erwähnt, waren das u. a. Ganerbschaften, bald auch das Fideicommiss: Ziel war die Erhaltung und Ausdehnung des Familienganzen. Die Erbfolgeordnung orientierte sich an den Grundsätzen der Primogenitur, des Majorats bzw. Seniorrats.

Zwei Jahre vor dem Ableben der Ehefrau Franzens, Hedwig von Flersheim, ließ Sickingen 1513 vor der mächtigen Stadt Worms die Muskeln spielen: Er bestritt die erste größere Fehde wegen Unrechts der Stadt an Balthasar Schlör, der später ein aufrechter und willkommener Berater Franzens geworden ist. Die Bürger der Reichsstadt kamen in der Folge nur selten zur Ruhe. 1514 wurde von Sickingens Haufen bei Oppenheim ein Wormser Kaufzug überfallen und reiche Beute gemacht. Zeitweise belagerten an die 7000 Mann Sickingens die

wehrhafte Stadt Worms, die sich ihm nicht zu Füßen geworfen hat.

Um Graf v. Geroldseck zu seinem Recht zu verhelfen, wurde später der Herzog von Lothringen bekriegt. Überraschend näherte sich dann Sickingen dem König der Franzosen, Franz, der offensichtlich an der Nachfolge des alternden Kaisers Maximilian interessiert war. Sickingen avancierte urplötzlich zu einem Marschall Frankreichs, was ihn nicht gehindert hat, 1519 für den Habsburger Karl gegen Franz zu agieren.

Eines der fehdereichsten und von Erfolg gezeichneten Jahr war 1518, als Sickingen angeblich mit 20 000 Mann gen Metz gezogen ist, um die bürgerlichen Rechte und Freiheiten der Bewohner bestätigt zu erhalten. Die Brandschatzung wird mit 20 000 Gulden festgeschrieben, zusätzlich Monatssold für Sickingens Heerhaufen.

Dann traf der Fehdebrief des Sickingen beim Landgraf von Hessen, Philipp, in Darmstadt ein: Franziskus schraubte hier die Entschädigungssumme auf angeblich 35 000 Gulden hoch. Im gleichen Jahr stellte sich Sickingen in die Dienste des Schwäbischen Bundes, um die Strafexpedition gegen den jungen Herzog Ulrich von Württemberg zum Erfolg zu führen. Franziskus lernte bei diesem Einsatz auch Johannes Reuchlin und später Ulrich von Hutten kennen. Auch hier soll Sickingens Kasse nach der Vertreibung Ulrichs „gestimmt“ haben.

Einer der Höhepunkte der fast sensationellen Karriere war das Engagement des Sickingen bei der Kaiserwahl 1519 in Frankfurt. Sein Partner war Georg von Frundsberg; beide haben für Ordnung und Sicherheit rings um die Mainmetropole gesorgt. Ingeheim war befürchtet worden, der Franzosenkaiser könnte bei der Kaiserwahl mit einem stattlichen Heerhaufen in Erscheinung treten und Karl doch noch die Krone entreißen. Hier bei Frankfurt hat Franziskus nach Meinung vieler Historiker die letzte Sprosse auf der Erfolgsleiter erklommen. Von hier ging es abwärts, rasant in die Tiefe.

Abermals hatte anno 1521 Franziskus in Richtung Frankreich zu ziehen. Als kaiserlicher Feldhauptmann standen ihm nach zeitgenössischen Berichten 15 000 Mann zur Verfügung; das Kommando hatte er laut kaiserlicher Weif-

sung mit dem Grafen von Nassau zu teilen. Das konnte nicht gut gehen, zu verschiedenen waren die Temperamente der Truppenführer. Sickingen wollte offensichtlich in das Innere Frankreichs vordringen, während der Nassauer erst bei den Grenzfestungen der Franzosen aufzuräumen gedachte.

Die Anfangserfolge der kaiserlichen Verbände ließen trotzdem aufhorchen: Das 450 Jahre später fast legendär gewordene Sedan wurde von den kaiserlichen Verbänden ebenso erobert wie Mouzon. Die eigentliche Entscheidung fiel jedoch vor der stark befestigten Stadt Mezière, die belagert, aber nicht eingenommen worden ist. Zu den hartnäckigen Verteidigern soll der französische Nationalheld Pierre du Terrail, genannt Bayard, gezählt haben, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“.

Die deutschen Landsknechte vor Mezière wurden demoralisiert; sie waren letztlich Opfer des Streits unter den beiden „Feldherren“ geworden. Angeordnet wurde schließlich der Rückzug der Truppen, die allmählich den Gehorsam verweigerten, weil die Verpflegung und der Sold ausgeblieben waren. Franziskus hatte anstelle des Kaisers diesen Frankreichfeldzug vorzufinanzieren, weil des Habsburgers Kassen wieder einmal leer waren. Und nicht nur die Landsknechte mußte der Sickingen vorfinanzieren, auch der umfangreiche Geschützpark war ruiniert. Viele Rohre waren nur noch bedingt zu gebrauchen.

Laut Schilderung einiger Historiker war Franziskus schon bei der Kaiserkrönung von Karl V. zur Kasse gebeten worden. Bei den Angaben über die Höhe der Beiträge aus Sickingens Kasse scheinen allerdings Zweifel angebracht zu sein, denn die gelegentlich genannten 200 000 Gulden bei der Krönung (ohne Pfand und ohne Zinsen) und ähnlich hohe Beträge für den „Vorschuß“ an die Landsknechte bzw. für die Instandsetzung des ramponierten Geschützparks könnten doch etwas zu hoch gegriffen gewesen sein. Oder hatte der päpstliche Nuntius Aleander in Depeschen nach Rom doch nicht peinlich übertrieben, als er Franziskus „den wahren König Deutschlands“ genannt hat?

Als der Sickingen und der Nassauer vor Mezière mit ihrer Kriegsmaschinerie stecken blieben, ließ der Habsburger den Söldnerführer

Franziskus brutal fallen und zum Rückzug blasen. Mezière bedeutete für Franz Schicksalsstadt und wohl auch verstärkte Hinwendung zur reformatorischen Bewegung im Gefolge von Hutten und der früheren katholischen Geistlichen auf seiner Ebernburg, Martin Bucer, Johann Oecolampadius, Kaspar Aquila und Johannes Schwebel. Vor allem Bucer spielte später im Dienste der Reformation vor allem in Straßburg eine bedeutende Rolle. In der Ebernburger Burgkapelle wurde wahrscheinlich erstmals die Messe teilweise in Deutsch gelesen und das Abendmahl in beiderlei Gestalt gefeiert. Die familiären Beziehungen zu seiner überwiegend katholischen Verwandtschaft hielt Franciscus weiterhin aufrecht.

Auch nach dem militärischen Debakel in kaiserlichem Auftrag gegen Frankreich setzte sich Sickingen nicht zu Ruhe, wie im Reich gelegentlich geunkt worden ist: Er fühlte sich weiterhin wohl in der Rolle, mitzuhelfen bei der Reform der Ritterschaft und des Reiches. Fürsten rückten indessen in seinen Zielscheiben voran; Hutten plädierte nachhaltig gegen die geistlichen Fürstentümer.

Tatsächlich ist es Sickingen gelungen, im August 1522 die Ritterschaft in Landau in einem Bund zu vereinen: Wer anders als er selbst konnte dort zum Hauptmann gewählt werden? Auch in Franken versammelten sich die Ritter 1522/1523, um allgemeine Forderungen für den bedrohten Ritterstand zu formulieren. Die Lage Sickingens stand dagegen kaum zur Debatte. Ihr Bundeshauptmann Franz war vergessen worden, zumal diesen der Bannstrahl ein weiteres Mal getroffen hatte.

Längst war Ritter Franz zusehends isoliert; nur noch die getreuesten seiner Freunde aus der Ritterschaft standen hinter ihm, mehr aus Pflichtbewußtsein und familiärer Verbundenheit als aus Überzeugung, dem alten Ritterstand neuen Glanz verleihen zu können. Franz mißachtete alle Warnungen, die Zukunft durch Fehdebriefe und Landsknechte gewinnen zu können, zumal ihn der Ausgang des mißlungenen Feldzugs gegen Frankreich militärisch und finanziell beträchtlich geschadet hatte. Haupt­sächlich Schlör zählte zu den nachhaltigsten Warnern und Mahnern. Offensichtlich hatten auch die Bitten des Ritters an den Kaiser, die beträchtlichen Kosten des Frankreichfeldzugs

einschließlich des Aufwands für die Instandsetzung der Feuerwaffen zu ersetzen, abermals wenig Erfolg, denn außer Franz waren noch andere Geldgeber der Habsburger zufrieden zu stellen.

Die Überraschung war Ende August 1522 nicht allzu groß, als Franz v. Sickingens Fehdebrief beim Trierer Kurfürsten Erzbischof Richard von Greiffenclau eingetroffen ist. Trotz verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen der Familie von Flersheim – Sickingens Frau Hedwig war Flersheimerin – und Greiffenclau war das Verhältnis zwischen Franziskus und Richard seit langem gestört.

Warum aber zielte der Sickingen nach dem Fiasko des Frankreichfeldzugs ausgerechnet auf Trier? Die Gründe liegen nicht eindeutig auf dem Tisch. Richard von Greiffenclau hatte zwar bei der Kaiserwahl in Frankreich für den Habsburger votiert, galt indessen weiterhin als Anhänger des Franzosenkönigs. Wie einer der ersten Biographen des Sickingen, Stephan Würdtwein auf dem Reichstag zu Augsburg wiederholt vermerkte, hat der Trierer Erzbischof mehrmals ins Treffen geführt (wörtlich) „weil Franz den Landgrafen von Hessen überzogen hatte, es sei zu viel von Franzen vorgenommen: jetzt eine Stadt, dann die andere, dann auch die Fürsten selbst anzugreifen, was zuletzt daraus werden sollte, wann man solchen Sachen wollte zusehen.

Er gebe solches Herren und Fürsten zu bedenken, und wann man ihm gefolgt hätte, mehr Ernst gegen Franzen wär vorgenommen worden: als nun aus diesem und anderem hat Franz Ursach genommen, dem Erzbischof offene Briefs ihm zu befehden zugeschrieben, und ihn mit 500 Pferden und 5000 zu Fuß überzogen, hat sich für das Städtlein St. Wendel gelegt, dasselbige beschossen, und die Bürger in der Stadt ziemlich geängstigt, daß wo nicht Erzbischof Reichard in eigener Person in die Stadt Trier kommen, es nahe gewesen, er hätte die Stadt gewonnen.

Der Erzbischof aber, welcher ein verständiger Herr, und auch selbst etlicher massen des Kriegs erfahren, macht eine solche Anstellung der Gegenwehr in der Stadt, daß Franz nicht lange säumte, sondern mit fliegenden Fahnen aus dem Feld zog, dann es schickt Landgraf Philipp von Hessen dem Erzbischof darum

100 Pferd und 3 Fähnlein Knecht, alle gelb gekleidet, und Pfalz hatte Einung mit dem Erzbischof, darum hatte er sich nicht lange aufgehalten sondern begab sich den nächsten Weg nach Ebernburg, bezahlte sein Volk und liess sie heimziehen.

Es hatte gleichwohl Franz keine Gedanken, daß ihm Pfalz deswegen ungnädig sein sollte, ob er gleich mit Trier in Einung stand, darum er auch an Churpfalz geschrieben und begehret, daß sein Kriegsvolk, welches er jetzt abgedankt und bezahlet, so durch die Pfalz ihren Weg heimwärts nehmen würden, passieren zu lassen, sie würden allenthalben ihre Zehrung bezahlen: als sie aber in die Pfalz kamen, seynd ihrer aber etliche erstochen und die anderen der Güter, so sie im Erzstift Trier bekommen, wiederum beraubt und geschlagen worden.“

Alle drei Landesfürsten zogen dann, so Würdtwein, gemeinsam gegen die Stadt Cronberg im Taunus und belagerten dort Schloß und Städtlein. Hier in Cronberg – Hartmut war ein enger Freund Franzens – schien sich das Kriegsglück endgültig gewandelt zu haben: Den Winter über streiften die Reiter der Landesfürsten gegen die Sickingenschen – und Franz sowie dessen ältere Söhne suchten verzweifelt nach Bundesgenossen. Doch der Stern Franziskus war endgültig verblaßt. Wilhelm von Zabern, der Fauth von Heidelberg, später der Pfalz Marschall, ließ sich bei der Verfolgung von Franz nicht abschütteln.

In St. Wendel ist der Sickingen noch nicht vergessen: Bei Stadtführungen und in der Literatur wird noch immer darauf hingewiesen, daß am Turm der bedeutendsten Kirche der Stadt eine sichtbare Kugel aus einem Sickingenschen Geschütz die Jahrhunderte überdauert hat. Die Belagerung und Beschießung der Bischofsstadt Trier hatte acht Tage gedauert, zumal die erhofften Verstärkungen aus der Ritterschaft ausgeblieben waren. Franz gab urplötzlich auf.

Wie es in der Kasse Franzens ausgesehen haben mußte, veranschaulichte die spontane Entlassung seiner Truppen nach dem Rückzug von Trier: Hier fehlten nicht nur die 100 000 Gulden des Kaisers, die Karl V. nach dem Feldzug gen Frankreich an Franz zu entrichten hatte. Neue Truppen forderten neue Gelder. Und die Ritterschaft verweigerte ihrem Wortführer Zug um Zug die Gefolgschaft. Die Landauer

und Schweinfurter Rittertage zeigten die Wende an.

Äußerst motiviert stellten sich dagegen die drei Landesfürsten der Kurpfalz, Hessens und Triers dar. Im zeitigen Frühjahr 1523 war ihr Schlachtenplan entworfen: Jeder hatte, so wurde festgehalten, 500 Reisige (schwerbewaffnete Reiter) und 1500 Fußknechte ins Feld zu stellen, also Aufgebote, die Franz auf der Höhe seiner Macht ohne Anstrengung allein bereitgestellt hätte. Franziskus mußte sich allmählich verstecken, er wurde Flüchtling.

Die Taktik der Fürsten, aus der eindeutigen Überlegenheit an Truppen wie auch an Geschützen entwickelt, ließ Franziskus keine Chance mehr: Die Fürsten wollten beweglich sein; sie nahmen sich Burg für Burg Sickingens vor und verstanden sich zudem auf Täuschungsmanöver. Aufgrund abgefangener chiffrierter Briefe hatten die Angreifer keinen Zweifel mehr über den Aufenthalt des gesuchten Störenfrieds: Sickingen hatte sich auf den Nanstein hoch über Landstuhl zurückgezogen, der Burg mit den sichersten Mauern.

Die Ebernburg bei Kreuznach schien zunächst erstes Ziel der Kurpfalz, Hessens und Triers zu sein. Das Täuschungsmanöver vor dieser mächtigen Festung wäre nicht notwendig gewesen: Allein Franz war aufzuspüren und der saß in der Falle über Landstuhl. Seine „Artillerie“ hatte keine Chancen gegen die moderne Ausstattung der Fürsten, ihr standen über 70 Geschütze aller Kaliber gegenüber.

Die Trierer, Hessen und Kurpfälzer hatten sich verpflichtet, jeweils einen Mörser, vier Kartäunen, fünf Notschlangen, zwölf Falkonetts, zwei Böller, 40 Hakenbüchsen oder Arkebusen und dazu Pulver und Kugeln bereitzustellen. Offensichtlich waren die Vereinbarungen eingehalten worden.

In der dritten Aprildekade 1523 erwies sich der allseits gefürchtete kühne Recke als eindeutiger Verlierer, von den meisten Freunden verlassen und dem Untergang preisgegeben. Stolz wie eh und je weigerte sich Sickingen jedoch, die Fakten zu erkennen: In erster Linie war er offensichtlich von der Triple-Allianz Trier, Hessen und Kurpfalz überrascht, der er nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Der Bannstrahl gegen Sickingen verfehlte ebenfalls seine Wirkung nicht. Auch Ulrich von

Hutten war mit der Reichsacht belegt worden: Im November 1522 setzte er sich in Richtung Basel ab, behaftet mit einer unheilbaren Krankheit, die ihm keine Lebenschance gelassen hat.

Die „Herberge der Gerechtigkeit“, die Ebernburg, hatten auch die Luther-Anhänger inzwischen verlassen, und auf Nanstein (Nanstul) waren die letzten verbliebenen Recken bemüht, den Burgherren zum Verlassen der Veste zu bewegen. Sie wollten die vielfach als uneinnehmbar bewertete Festung solange behaupten, bis Franz mit einem Ersatzheer herbeigeilt wäre. Nach ihrer Meinung war der Burgherr draußen in seinem Land wichtiger als auf der Felsenburg. Aber flüchten wollte Ritter Franz keineswegs. Lediglich Balthasar Schlör mit einer kleinen Schar und dem jüngsten Sohn Franzens, Franz Conrad, glückte der Ausfall.

Hauptziel der Belagerer war zunächst der mächtige Batterieturm im östlichen Teil der Veste, dessen Mauern mit annähernd sechs Metern angegeben wurden. Das Mauerwerk war hier jedoch erst vor fünf Jahren aufgerichtet worden und hatte die erwartete Festigkeit noch nicht erreicht. Nach wenigen Stunden der Beschießung stürzten Teile des „Bollwerks“ zusammen.

Schon der dritte Tag der Belagerung mit dem konzentrischen Feuer auf Batterieturm und Schildmauer zeigte das Ende der Veste an. Wie der Burgherr Franziskus tatsächlich getroffen worden ist und wie er sein Leben ausgehaucht hat, wird wohl niemand mehr mit Sicherheit wiedergeben können. Viele angebliche Zeitzeugen ließen ihrer Phantasie freien Lauf.

Am glaubhaftesten scheint noch die Version zu sein, daß sich Sickingen über das Ausmaß der Zerstörungen informieren wollte – und das nach einem heftigen Gichtanfall. Angeblich sei eine steinerne Stückkugel in einen Haufen von Holzbalken und -brettern „gefahren“; ein Splitter bzw. ein Holzbrocken sei Franz in Brust und Bauch gedrunken, so daß Lunge und Leber „freigelegt“ wurden.

Ob das tatsächlich die Sterbekammer Franzens gewesen ist, die heute in einem Felsen der Burg den Besuchern gezeigt wird? Niemand wird das exakt beweisen wollen. Jetzt, offensichtlich auf den Tod verwundet, sei der Wille

des „letzten Ritters“ noch ungebrochen gewesen.

Ob es tatsächlich der 1. Mai 1523 gewesen ist? Tagsdarauf sandte er, so wurde interpretiert, einen chiffrierten Brief an Balthasar Schlör nach draußen mit der Bitte um Hilfe. Daß Franziskus hier auf dem Nanstul saß, wurde den Belagerern erst zu diesem Zeitpunkt glaubhaft bestätigt.

Da weiteres Blutvergießen sinnlos gewesen wäre, wurde am 5. Mai mit den siegreichen Fürsten verhandelt. Am 7. Mai 1523 zogen die fürstlichen Sieger in die zertrümmerte Burg ein. Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Sickingens Lehnsherr, näherte sich als erster dem schwer verwundeten Sickingen; dann folgte Landgraf Philipp von Hessen, vor Erzbischof Richard von Trier. Die stereotype Antwort, warum Franz die Fürsten von Trier, Heidelberg und Darmstadt mit Krieg überzogen habe, lautete nach zeitgenössischen Berichten zusammenfassend: „Davon wär viel zu reden. Nichts ohne Ursach! Doch jetzt hab ich mit einem größeren Herrn zu reden.“ Am 7. Mai starb der gefürchtete, aber auch viel umjubelte Ritter im Alter von 42 Jahren. Der drei Fürsten Gefangener wollte er nicht sein, er ist es auch nicht geworden.

Rätselraten war der Nachwelt aufgeboten, wo Franziskus bestattet worden ist. Angeblich sei er in einem einfachen Kasten aus Brettern von der Veste Nanstein hinunter in das Städtchen geschafft und in der alten Marienkapelle beigesetzt worden. Andere Quellen wollen wissen, Franzens Behelfssarg sei vor der Kapelle der Erde anvertraut worden.

Wieder andere nennen die katholische Stadtkirche St. Andreas als Franzens Begräbnisstätte, aber hier verblieb lediglich ein wuchtiges Epitaph, das angeblich während der Franzosenkriege des Ritters Haupt eingebüßt hat, das später etwas primitiv ergänzt worden ist.

Als Gestalter des Epitaphs gilt wahrscheinlich Conrad Forster (Seetiger - Zeiss)

Künstlerisch höher zu bewerten sind in der Heimat des Geschlechts, in der St. Magdalenenkirche in Sickingen, das Grabmahl der Luzia von Andlau, Franzens Schwiegertochter und Sohn Hans sowie das Doppelepitaph mit vier überlebensgroßen Vollplastiken, der Enkel und Urenkel des letzten Ritters und einer Weltgerichtsszene in sieben Meter Höhe, alles Arbeiten, wie man sie in einer Dorfkirche aus dem Jahr 1523 (wohl zufällig das Sterbejahr des bedeutendsten aller Sickingen) kaum erwarten wird.

Längst thront Franziskus auch in „Walhall“ in der Nähe von Regensburg neben anderen Großen Deutschlands, aber auch auf Denkmälern mit Reformatoren. Wohl eines der bekanntesten ist am Fuße der Ebernburg von Prof. Karl Kauer gestaltet worden; Ulrich von Hutten weist mit einer Schriftenrolle hinein in eine neue Zeit, während Franz v. Sickingen das Schwert bereit hält.

Nach den denkwürdigen Veranstaltungen auf der Ebernburg und auf dem Nanstein, oder in Sickingen (jetzt Oberderdingen), aber auch in Bretten, der ehemals wichtigsten Amtsstadt der Kurpfalz mit Amtsmännern aus dem weitverzweigten Geschlecht der Sickingen, werden die „Fünf Schneeballen“ als Wappen der Sickingen und Flehingen in neuem Glanze erstrahlen. Die Totenmesse für Franz und das Geschlecht, zelebriert von Graf Adelmann von Adelmansfelden wird über den Kraichgau hinaus noch lange in Erinnerung bleiben.

Anschrift des Autors:
Karl Banghard
Kürnbacherstr. 7
75038 Oberderdingen

Vom Pferdejungen zum Weltbestseller-Autor

Autodidakt Grimmelshausen

Die Ortenauer Klöster Ettenheimmünster und Allerheiligen haben für das größte deutsche literarische Genie des 17. Jahrhunderts, Grimmelshausen, eine bedeutende Rolle gespielt. Nicht nur geschäftlich und seelsorglich, sondern noch aus einem anderen, für ihn höchst wichtigen Grund: Dort stapelten sich die Bücher, an die er sonst nicht herangekommen wäre.

Grimmelshausen war ein manischer Vielleiter. In diesen Klöstern lag das Objekt seiner Begierde. Er verkaufte den Mönchen landwirtschaftliche Produkte seiner Pächter und blieb gleich dort, um sich Bücher auszuleihen und in den Klosterbibliotheken zu lesen. Wir können nach fast zwei Jahrhunderten intensiver Grimmelshausenforschung heute sicher sein, daß diese Ortenauer Klöster einen großen Teil der literarischen Bildung Grimmelshausens mitgetragen haben.

Grimmelshausen war schon als junger Soldat ein gewandter Briefeschreiber, eine Eigenschaft die man sich wohl kaum erwirbt, wenn man nur mit der Muskete umgeht. Als Regimentsschreiber in Offenburg verfaßte er Briefe an hohe militärische und landesherrliche, sprich regierungsamtliche Stellen. Bedenkt man die Lebensspanne, die Grimmelshausen in Offenburg verbrachte, nämlich die Zeit zwischen seinem 17. und 27. Lebensjahr, kann man wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Grundlagen seiner literarischen Bildung in Offenburg gelegt wurden. Leider war sich die Literaturforschung da nicht immer so sicher. Lange Zeit waren Grimmelshausen und sein Leben völlig unbekannt. Da er die meisten seiner Welterfolge unter Pseudonymen schrieb, war er nicht zum geringen Teil selbst daran

schuld, daß sich sein persönlicher Ruhm nur so zögernd verbreitete und sich die Schleier des Geheimnisses und des Vergessens über sein Leben senkten. Warum er unter Pseudonymen schrieb, wissen wir nicht genau. Es war damals einfach so üblich. Schreiben galt unter Adligen, die damals die gebildete Welt ausmachten, als zweitrangige Tätigkeit, die man besser verschwieg. In erster Linie war man Adelige und Herrscher, dann vergnügte man sich eventuell (und im geheimen) beim Schreiben. Und die gebildeten Bürgerlichen waren anfangs wenig selbstbewußt. Sie ahmten die Adligen nach.

Daß Grimmelshausens Anfangsjahre so lange im dunkeln lagen, hat aber noch einen anderen ganz einfachen, lebenspraktischen Grund. Bis er seine Welterfolge schrieb, etwa mit 40 Jahren, war er ja niemand Besonderes. Es bestand gar kein Grund, sich um ihn oder sein Leben zu kümmern, etwas zu dokumentieren, zu notieren, zu erfahren, zu erforschen. So verwischte sich die Spur. In seinen frühen Jahren war Grimmelshausen Pferdejunge, Musketier, Schreibstubensoldat, kein Grund, viel Aufhebens um sein Leben zu machen. Als sein Nachruhm erblühte und man überhaupt erst herausfand, wer sich hinter seinen zahlreichen Pseudonymen verbarg, war es zu spät. Da lagen schon Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte zwischen seinem dürftigen äußeren Leben und der Wißbegierde der Forschung, die nun auf einmal wissen wollte, wie der Mann beschaffen war, der den Nerv so vieler Leser getroffen hatte, was ihn dazu brachte, diese Welterfolge zu schreiben, wie es dazu gekommen war, daß er so andauernd Erfolg hatte. Ferner hatte man der gebildeten und deshalb beachteten Welt nicht sein können, als er es als Landsknecht gewesen

war. Als die literarische Welt begriff, wen sie vor sich hatte, war es äußerst mühsam, die Spuren, die zu seinem Leben in der Ortenau führten, wieder freizulegen. Kein Hauch, kein Wink führte zu dem Geistesvirtuosen, der so souverän mit Bildungsversatzstücken jonglierte, daß nicht nur Zeitgenossen der Mund offen stehen blieb. Diese atemberaubende geistige Spanne wird ein weiterer Punkt gewesen sein, daß sich die Grimmelshausenforschung so lange schwergetan hat, sein Leben zu verstehen und ohne Brüche zu zeichnen. Germanistik und Geschichtsforschung sind ja Cousins der Kriminalistik. Vom Täter fehlte lange jede Spur. Der Pferdejunge wurde der Literatur nicht verdächtigt.

Doch heute ist man sich sicher, daß Hans Christoph Grimmelshausen schon von Kindesbeinen an gelesen hat, was die Augen hergaben. Obwohl Krieg war. Dreißigjähriger Krieg. Und Grimmelshausen mitten hineingeboren wurde in dieses mörderische Abschlachten über dreißig Jahre hinweg. Heute erinnert man sich wieder daran, was jeder erfahrene Soldat schon immer gewußt hat: Daß man nämlich gerade im Krieg viel Zeit hat. Viel zu viel Zeit. Der Krieg besteht nicht nur aus Schlachten, sondern zu 90 Prozent aus Warten. Warten auf die Schlacht, Warten auf die Verlegung, Warten auf neue Befehle, Warten auf einen Marsch und so weiter, warten, warten, warten. Deshalb muß es für Grimmelshausen ein leichtes gewesen sein, zu lesen, gerade auch im Krieg, während andere vielleicht, wie man das von der Bundeswehrzeit her kennt, in diesen Stunden vor sich hin „gammelten“, oder Karten spielten oder werweißwassonstwas trieben. So muß das Talent Grimmelshausen herangewachsen sein, unter Büchern. Anders ist es auch nicht zu erklären, daß er dann mit 45 Jahren einen Bestseller nach dem anderen veröffentlichte. Sie kamen nicht aus dem Nichts. Grimmelshausen hat auch in Offenburg schon geschrieben, daran kann heute kein vernünftiger Mensch mehr Zweifel haben. Weiß man, daß Grimmelshausen in seiner Offenburger Soldatenzeit schon handfeste literarische Interessen hatte, und dies kann die literarische Forschung heute anhand der Aussagen, Themen und Motive seiner Bücher einigermaßen schlüssig nachzeichnen, erscheint es nur zu logisch, daß sich eines

Tages sein angesammelte Wissen, seine Lesefreude, seine Liebe zu Texten und Gedrucktem aller Art, sein wacher Verstand und sein Mut, der ihn zu prägnanten Formulierungen zwang, in dichterischen Produktionen Bahn brechen mußte. Es sollte allerdings noch 20 Jahre dauern, bis er sein erstes Buch vorlegte. Da aber zwischen literarischer Erst-Produktion und Buchveröffentlichung naturgemäß oft lange Zeitspannen liegen, dürfen wir mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß solchen Meisterwerken, wie er sie dann ab etwa 45 Jahren veröffentlichte, viele Versuche vorausgegangen sein müssen, auch während seiner Soldatenzeit in Offenburg. Offenburg also die Backstube eines Genies? Hier wächst der verträumten Reichsstadt eine neue Rolle zu.

Die Familie Grimmelshausen stammt aus dem Thüringischen. Sie war adelig und lutherisch, eine damals durch landesherrliche Nachhilfe selbstverständliche Konfession im Geburtslande Luthers. Das Stammschloß der Grimmelshausen lag bei dem Dorf Grimmelshausen an der oberen Werra. Im hessischen Gelnhausen, einer alten Kaiserpfalz und Reichsstadt, zwischen Schweinfurt und Frankfurt gelegen, kaufte sich ein Sproß der Familie Ende des 16. Jahrhunderts das Bürgerrecht und betrieb eine Bäckerei. Wohl wegen des nicht ganz standesgemäßen Berufes verzichtete er auf die Führung seines Adelstitels und nannte sich nur noch Christoph mit Nachnamen. Dies war der Großvater unseres Dichters. Er war das, was wir heute einen Querkopf nennen. Anordnungen des Stadtpatriziats nahm er so gut wie nie widerspruchslos hin, die Bußgelder, die er deshalb zahlen mußte, sind Legion. Bei ihm wuchs Johann (Hans) Christoph von Grimmelshausen auf. Wenn wir seine späteren Werke, vor allem den „Simplizissimus“, jetzt schon zu Rate ziehen, kommen wir nicht umhin, den Charakter dieses Helden mit dem des Großvaters zu vergleichen. Im Simplizissimus vereinen sich geradezu sprichwörtlich gewordene Querköpfigkeit mit Naivität, Schläue und Moral. Er ist einer, der sich ständig zu fragen scheint: Das kann doch wohl nicht der Weisheit letzter Schluß sein, was ich hier zu sehen bekomme.

Die Mutter des Dichters hatte nach dem Tod des Vaters einen Friseur (das heißt Barbier, ein damals sehr angesehener Beruf, etwa mit dem

eines Arztes, oder, etwas darunter, mit einem Medizinisch-Technischen Assistenten zu vergleichen) geheiratet und war mit ihm nach Frankfurt gezogen. Ihre beiden Söhne aus erster Ehe, Hans und Caspar, blieben in der Obhut ihres Schwiegervaters, eben jenes querköpfigen Bäckers, zurück.

Der Krieg war schon drei Jahre alt, als Hans geboren wurde. Als Grimmelshausen 13 war, erreichte die Kriegsfurie Gelnhausen. Mord, Verwüstung, Raub, Vergewaltigung, Plünderung und Brandschatzung zogen mit den Soldaten in seine Heimatstadt ein. Der halbwüchsige Lateinschüler und Bäckerknecht Grimmelshausen war wie viele andere Gelnhausener in die Wälder geflohen. Er wurde von kaiserlich-österreichischen Truppen aufgegriffen und zum militärischen Dienst gezwungen, zunächst als Pferdejunge, später als Verpflegungsbesorger, was sich etwas harmloser anhört, als es ist. Gemeint war damit, daß man den Bauern Lebensmittel abnahm, was nicht immer ohne Gewalt abging. Man nannte das beschönigend „Fouragieren“ (von französisch „Fourage“ = Pferdefutter). Die Truppe hatte keine eigenen Versorgungslinien, sie mußte sich, wie es damals üblich war, „aus dem Lande“ ernähren. Das war nicht zum geringsten die Ursache für die meisten Greuel des Dreißigjährigen Krieges. Dadurch wurde die Zivilbevölkerung in den Krieg hineingezogen, denn natürlich zeigte sie nicht immer große Bereitschaft, den Soldaten ihre Habe zu geben und Unterkunft zu gewähren. Ein toter Bauer kann sich auch nicht mehr wehren. Außerdem kann er seine Felder nicht mehr bestellen. Man hinterläßt so dem nachrückenden Feind mehr oder weniger nur „verbrannte Erde“. So einfach gestaltete sich der Krieg „aus dem Lande“. Hält man Goebbels Wort vom „totalen Krieg“ gegen Berichte aus dem Dreißigjährigen Krieg, schleichen sich „Déjà vu“-Erlebnisse ein.

Als der Westfälische Friede geschlossen wurde, war Hans 27 Jahre alt, ein Alter, in dem andere in besseren Zeiten ihr Studium abschlossen, sich beruflich die ersten Sporen verdienten und eine Familie gründeten. Hans schloß seine Studien ebenfalls ab, es waren aber andere Lehrinhalte gewesen, die ihn umgetrieben hatten. Und dennoch sollte er Glück im Unglück haben. Mitten im Krieg fiel er in Offen-

burg in die Hände gebildeter Offiziere, die seine Begabung erkannten und erstaunlich selbstlos förderten, einfach nur um der guten und schönen Sache willen. Der junge, begabte, aber doch reichlich verwilderte Hans dauerte sie wohl. Sie nahmen sich seiner an und machten aus ihm einen gebildeten und gesitteten Mann, der ohne Mühe die anspruchsvolle Aufgabe eines Verwalters erfüllte, zum Bürgermeister ernannt wurde und einen literarischen Welterfolg nach dem anderen produzierte.

Doch gehen wir wieder der Reihe nach vor: 1638, Grimmelshausen war nun 17 Jahre alt geworden, griffen die Franzosen unter dem sächsischen Herzog Bernhard von Weimar (ein Krieg von europäischen Ausmaßen, Machtpolitik vermischte sich ungeniert mit religiösen Interessen) Breisach am Kaiserstuhl an. Das kaiserlich-österreichische Regiment, in dem der junge Grimmelshausen als Musketier diente, stellte sich den Franzosen und wurde bei Lahr vernichtend geschlagen. Reste der Truppe flohen über den Schwarzwald ins Schwäbische, wurden aufgegriffen, neu aufgestellt und wieder gegen die Franzosen geführt. Und abermals besiegt. Nun wurde der Regimentskommandeur abgelöst und durch den Offenburger Reinhard von Schauenburg ersetzt, der die glückliche Idee hatte, den Krieg von seiner Heimatstadt aus weiterzuführen, wo er eine Stadtwohnung besaß. Oder, natürlich, umgekehrt: Schauenburg wurde mit der Aufgabe betraut, den Franzosen von Offenburg aus Paroli zu bieten, weil er mit der Gegend vertraut war, er stammte ja aus der Ortenau.

Offenburg war sehr gut befestigt, und Schauenburg verschanzte sich hier mit seinem Regiment. Ringsumher wüteten die Franzosen, aber sie konnten Offenburg nicht einnehmen. Andererseits konnte der Schauenburger den Franzosen keine entscheidende Schlappe beibringen. Die Stadt hatte strategische Bedeutung, unterbrach sie doch den Zugang nach Straßburg, oder andersherum, behinderte sie das Eindringen aus dem schon französisch besetzten Elsaß über den Rhein nach Deutschland. Die alte Reichsstadt lag so urplötzlich, durch das Kriegsgeschehen bestimmt, an der Grenze zwischen der habsburgischen und der französischen Einflußzone. In Offenburg kreuzten sich wichtige Verbindungsstraßen: Sie führ-

ten zum einen über die Schwarzwaldpässe bei Freudenstadt, Triberg und Schiltach nach Schwaben, Bayern und Österreich, und zum anderen von Frankfurt nach Basel und von dort weiter über die Alpenpässe nach Italien. Wer das katholisch-kaiserliche Offenburg hielt, konnte dem evangelisch-französischen Straßburg (was für eine merkwürdige Allianz) das Wasser abgraben und es rechtsrheinisch isolieren.

Grimmelshausen wurde in Offenburg in die Regimentsschreibstube versetzt. Sein Talent, zu schreiben, war aufgefallen. Er war in Gelnhausen einige Jahre auf der Lateinschule gewesen, die etwa unserem heutigen Gymnasium entspricht, und hatte durch exzessives Lesen seine Kenntnisse und seinen Umgang mit der deutschen und der lateinischen Sprache vorangetrieben. Der Leiter der Offenburger Regimentskanzlei und damit Chef des Stabes war ein Offizier namens Witsch, der an der Freiburger Universität den akademischen Grad eines Magisters der alten Sprachen erworben hatte, also eine klassische Bildung besaß. Er erkannte Grimmelshausen Begabung und förderte sie nach Kräften. Auch der Wachoffizier Henninger aus dem elsässischen Saverne, dessen Tochter Grimmelshausen nach dem Krieg heiraten sollte, nahm so etwas wie Vater- und Lehrerstelle bei dem Kriegswaisen ein. (Seine Verwandten blieben für ihn verschollen. Er hat zwar nach dem Krieg versucht, nach ihnen zu forschen, muß aber dabei kein Glück gehabt haben. Gleichwohl wissen wir heute, daß sein Bruder Caspar nach dem Krieg als Hauptmann in Hanau bei Frankfurt, nicht weit von seinem Geburtsort Gelnhausen, lebte.) Wir gehen wohl nicht ganz fehl in der Annahme, daß Grimmelshausen seine religiöse Prägung zum großen Teil Henninger verdankt. Sein künftiger Schwiegervater war tiefgläubig.

Auch Oberst Reinhard von Schauenburg, der im Renchtal begütert war, muß viel von dem jungen Grimmelshausen gehalten haben, sonst hätte er ihn wohl kaum nach dem Krieg zum Verwalter seiner Liegenschaften gemacht, obwohl Grimmelshausen nicht viel von Landwirtschaft verstand. Aber der junge und mit der Tochter einer seiner Offiziere frisch verheiratete Dichter las sich verbissen ein und veröffentlichte später sogar einige Traktate über die

Landwirtschaft, freilich auf die ihm eigene Art, ironisch, verspielt, sarkastisch und doch prägnant lehrreich.

Die Schauenburger saßen seit dem 10. Jahrhundert als Gefolgsleute und Verwandte der Zähringer, den Ahnherren des späteren Hauses Baden, auf der Schauenburg bei Oberkirch. Sie beherrschten den wichtigen Paß vom Schwäbischen nach Straßburg. Die Zähringer waren ursprünglich ein mächtiges schwäbisches Herzogsgeschlecht, das die Bodenschätze in den Schwarzwald gelockt hatte, zu deren Sicherung sie am westlichen Schwarzwaldrand eine Menge Burgen und Klöster bauten. Sie und die daraus hervorgegangenen Markgrafen von Baden (Markgrafen nicht etwa, weil Baden, an der Grenze, an der Mark, lag, sondern weil sie auch noch in Verona begütert waren, und das lag an der Grenze des deutschen Reiches. Zur Zeit der Zähringer lag Baden noch mitten im deutschen Reich.) regierten zu ihren besten Zeiten über große Teile des oberalemannischen Gebietes. Von Bern und Zürich über Belfort bis Baden-Baden reichte ihre Einflußzone. Sie konnten durchaus ein Wort bei der Kaiserwahl mitreden, waren sogar einmal selbst im Gespräch. Eine ähnlich große Ausdehnung erreichte das Haus Baden erst wieder nach der großen Staaten-Flurbereinigung unter Napoleon 1803.

Der Sage nach soll ja ein Köhler im Schwarzwald einem Zähringer einen Goldtopf gezeigt haben, wonach sich dieser als saniert betrachtete. Dies könnte die sagenhafte Ausschmückung der oben erwähnten Tatsachen sein. Wie wir aus dem heutigen Rußland wissen, genügt es nicht, Bodenschätze zu besitzen, sondern man muß auch die finanziellen Mittel haben, sie zu heben. Dies vielleicht denen, die jetzt glauben, die Zähringer hätten sich im Schwarzwald bereichert, den alemannischen Bewohnern quasi etwas geraubt. Die geologische und bergmännische Erschließung des Schwarzwaldes hat allen zum Vorteil gereicht. Mit ihr zogen gewissermaßen „Versorgungsbetriebe“, die Infrastruktur, auch der geistigen Art (Klöster), ein. Das Land wurde dichter bevölkert, interessant und reich. Nicht nur die Zähringer profitierten davon, die gewissermaßen das Risikokapital vorschossen. Diesen letztendlich dann doch stark wirtschaftlich geprägten Gesamtvorgang „Kultivierung“ zu nennen.

sträubt sich mir die Feder, und doch muß ich es tun. Der Vorrang der Wirtschaft wird auch hier deutlich. Der Geist folgt nach, er ist gewissermaßen ein Abfallprodukt oder Nebenprodukt der wirtschaftlichen Ausbeutung des Schwarzwalds. Der Mensch muß erst essen, danach singt er (vielleicht) ein Lied.

Auch Offenburg war lange eine Bergwerksetapensiedlung, wenn das lange Wort gestattet ist. Erst jüngste Grabungsfunde von Historikern des Offenburger Ritterhausmuseums belegen, daß im Mittelalter Brunnen angelegt wurden, wie sie nur Bergleute zu bauen verstanden. Es wurde auch eine Art von Gläsern gefunden, wie sie nur reiche Leute besaßen. Und woher kam wohl der Wohlstand? Wohl kaum vom Handel mit indischen Gütern. Wohl eher mit Gütern aus dem Schwarzwald. Hier kommen Holzkohle, Kohle, Metalle und Holz in Frage, auch Mineralien können eine Rolle gespielt haben. Dank Kaiser Vespasian führte spätestens seit dem 2. Jahrhundert eine römische Straße von Straßburg über Offenburg in das Kinzigtal und über Wolfach, Schiltach, nach Rottweil, beste Voraussetzungen also, den mittleren Schwarzwald zu erschließen, und Offenburg sowie Straßburg, wo man sich auf Rheinschiffahrt verstand, als Umschlagplatz zu benutzen. Denn hier kreuzten sich, wie gesagt, seit altersher die Wege.

In Zunsweier (wo man erst in diesem Jahrzehnt ein römisches Kastell entdeckte) und in Berghaupten befanden sich Bergwerke, in denen man Erz und Kohle förderte. In Prinzbach wurde nach Silber gegraben. In dem Dreieck zwischen Offenburg, Wolfach und Lahr können Heimatforscher und Historiker zahlreiche aufgegeben Bergwerke nachweisen, Stollen finden sich fast in jedem Berg im Schwarzwald. Da die Kelten und Römer auf diesem Gebiet über ein erstaunliches Wissen verfügten, darf ruhig angenommen werden, daß der Schwarzwald schon zu Keltenzeiten ausgebeutet wurde. Die Alemannen profitierten von dieser Pionierarbeit, wie sie ja auch von ihren Vorgängern von den vielen Mineralquellen erfuhren, die es im Schwarzwald gibt. Angenommen werden darf auch mit einer gewissen logischen Sicherheit, daß schon in der Bronzezeit nach Metall gegraben wurde und diese Heilquellen genutzt wurden. Natürlich wurden die Abbau-

methoden im Mittelalter verfeinert, aber das ist ja eine Binsenweisheit, daß das Wissen im Lauf der Zeit umfangreicher und die Technik raffinierter wurde. Wer sich die erste Besiedelung des Schwarzwaldes imaginiert, wird nicht fehlen, wenn er an Bergleute und Soldaten denkt. Da sie versorgt werden mußten, ergab sich alles andere von selbst. Um die Heilquellen gruppierten sich schon in der Bronzezeit feste Häuser, wenn auch zunächst nur am Schwarzwaldrand. Das gilt auch für die Metallabbaustellen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde dann tiefer in den Schwarzwald eingedrungen, bis er im Spätmittelalter gut erschlossen war.

Jetzt mal ganz allgemein: Wenn von Pionierarbeit der Alemannen und Franken am Oberrhein gesprochen wird, ist Vorsicht am Platze. Mit ihnen fingen Leben und Geschichte nicht an. Verständlich ist natürlich, daß sich die deutsche Geschichtsschreibung auf deutsche Siedler konzentriert, über die sie naturgemäß – auch vom zeitlichen Abstand her gesehen – das solideste Wissen verfügt. Leider muß man auch sagen, daß gesicherte Geschichtsschreibung erst mit dem Hochmittelalter einsetzt, aus der Zeit davor haben wir zwar Funde, aber aus dünn besiedelten Gegenden wenig Texte. Und Funde richtig einzuordnen ist fast ein Glücksspiel, bei dem der Verstand allenfalls Hilfestellung geben kann. Man braucht ihn aber auch nicht derart außer acht zu lassen, daß jegliche Geschichtsschreibung des Oberrheins über das Mittelalter hinaus zu unterlassen wäre.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Franzosen die Geschichte des Oberrheins etwas anders erzählen als wir. Für sie fängt die Historie mit den Kelten (Galliern) an, die sich mit den Römern und den Franken (die für die Franzosen ganz unzweifelhaft Franzosen sind) verbänden und von zugewanderten Oststämmen zweifelhafter, unzivilisierter, germanisch-hunnisch-barbarischer Herkunft (das sind die Alemannen unserer Geschichtsschreibung) nach und nach auf die unangenehmste Weise marmoriert wurden, ehe Ludwig der Vierzehnte mit einem Geniestreich die alten französischen Verhältnisse im Elsaß wiederherstellte. Dabei seien die echten Elsässer mit fliegenden Fahnen zu ihren gallisch-fränkischen Urbrüdern übergelaufen. Wir stellen diesen vermeintlichen Akt der Befreiung eher als rechts-

verletzende Okkupation dar. Es ist eben eine Sache des Standpunkts, zu welchem Volksstamm, der im Elsaß heimisch geworden ist, man sich hingezogen fühlt. Schade, daß es keinen übergeordneten Volksstamm gibt, der alle Volksstämme umschließt. Das würde das Problem lösen. Wie man sieht, ist die Politik dabei ein europäisches Dach zu schaffen. Vielleicht kann die Geschichtsschreibung dann künftig darauf verzichten, aus dem Blickwinkel eines Volksstammes zu schreiben.

Wenn man keinen verengten Blickwinkel hat, fällt es schwerer, über andere herzufallen.

Im 17. Jahrhundert war Frankreich eine Weltmacht, die sich nicht nur militärisch dominant präsentierte, sondern auch kulturell anziehend wirkte und deshalb vielbewundert wurde, so wie heute vielleicht die USA. Der französische Lebensstil galt als vornehm, man ahmte ihn nach, es galt als chic, französisch zu sprechen, zu denken, französisch zu sein. Es gab allerdings auch deutsche Gegenbewegungen, an deren Spitze wir den Ortenauer Dichter Moscherosch finden - der übrigens merkwürdiger- oder gar nicht merkwürdigerweise perfekt französisch sprach und schrieb - doch bleibt im Prinzip festzuhalten, daß Straßburg freiwillig und gerne französisch wurde, zumal die Staatsmacht damals als nicht allzu drückend empfunden wurde. Frankreich ließ dem Elsaß und speziell Straßburg anfangs viele Freiheiten. Nur nach und nach mischte es sich stärker ein. Auch befürchtete das evangelische und fast wie ein Fürstentum reichsunabhängige Straßburg vor dem Dreißigjährigen Krieg eine allzu herzliche Umklammerung durch die erkatholischen Habsburger.

Straßburg war vor dem Dreißigjährigen Krieg eine wichtige Stadt des europäischen Humanismus und in dessen Folge des Protestantismus gewesen. Es hatte im 17. Jahrhundert immer noch ein starke Stellung. Während des Dreißigjährigen Kriegs hielten sich nicht weniger als zwei Dutzend protestantische Fürsten und Grafen in der alten Reichsstadt auf. Das starke, allerdings auch annexionslüsterne und vor allem katholische Frankreich war den protestantischen Fürsten als Gegengewicht gegen die kompromißlos agierenden katholischen Habsburger willkommen. Spätestens hier verkehrte sich der Religionskrieg in einen reinen

Machtkrieg. Das evangelische Straßburg suchte Schutz gegen die Katholischen paradoxerweise beim katholischen Frankreich, das ebenfalls eine Umklammerung durch die Habsburger (Spanien, Österreich, die Niederlande, Burgund und Deutschland) fürchtete.

Der französische Kanzler Richelieu gab sich anfangs in Religionsdingen weniger dogmatisch als die Habsburger Könige und Kaiser. Das Edikt von Nantes, mit dem in Frankreich den Hugenotten Religionsfreiheit gewährt wurde, verleitete Straßburg, sich an die vermeintlich tolerante Nation anzulehnen. Die Ernüchterung folgte bald, wurde aber wieder wettgemacht durch die anziehende französische Kultur, der sich allerdings wiederum viele Deutsche zu entziehen trachteten. Das hat in Deutschland eine lange Tradition. Man muß nur daran erinnern, wie die Germanen die römischen Bauten verfallen ließen und ihre Holzhütten neben die hochtechnisierten römischen Paläste bauten. Konnten oder wollten sie die hochentwickelte Architektur der Römer nicht übernehmen und weiterpflegen? Sie konnten es wohl eher nicht und machten daraus nach Art der Ignoranten auch noch eine Tugend.

Man kann nach allen Erfahrungen mit den Germanen verstehen, daß die europäische Völkergemeinschaft ein mißtrauisches Auge auf die Deutschen wirft und dieses Volk am liebsten verschwinden lassen wollte. Aber ein 80-Millionen-Volk kann man nicht einfach verschwinden lassen, das ist eines der Hauptprobleme der europäischen Politik gewesen. Bundeskanzler Kohl hatte das verstanden und trug dem Rechnung, indem er sich in die europäische Völkergemeinschaft einfügt und sich ihr anpaßt. Zum ersten Mal in der europäischen Geschichte tauchte Hoffnung auf, daß sich die eigenwilligen, rückständischen und barbarischen Deutschen in die Gemeinschaft zivilisierter Nationen einfügen. Für wie lange? Das weiß man bei den Deutschen nie. Immer wieder bekommt diese Nation Anfälle von Besserwisseri, so daß man eigentlich darauf warten müßte, bis wieder einigen deutschen Führern einfällt, die Welt am deutschen Wesen genesen zu lassen. Was aber die Deutschen für den besseren Teil, für die besseren Ideen halten, ist nichts weiter als Rückständigkeit, die natürlich in den Augen ihrer

Träger Fortschrittlichkeit ist. So hat es das Leben eben eingerichtet, daß man seine eigene Unzulänglichkeit auch noch für einen Vorteil hält.

Folgt man der französischen Geschichtsschreibung – und es ist ja für Deutsche durchaus amüsant und vor allen Dingen lehrreich, zu erfahren, wie sie die Dinge sehen – dann wurden in den Jahrhunderten vor Christus die Gallier am Oberrhein durch ständige Überfälle und Landnahmen der Alemannen genervt, bis endlich Cäsar 58 vor Christus in der Schlacht bei Mühlhausen für klare gallo-römische Verhältnisse sorgte (wobei er nach eigenen Angaben den Anführer der deutschen Invasoren, den deutschen Fürsten und Kriegsherrn Ariovist, buchstäblich in den Rhein warf) und Staatsrechte schuf, die von den Franken dann als die Nachfolger der gallo-römischen Herrschaftsstrukturen stabilisiert wurden. Immer daran denken: Franken sind Franzosen, wie schon der Name sagt. Für die Franzosen sind sie in prähistorischen Zeiten einmal germanischer oder vielleicht sogar griechischer Abkunft gewesen, wurden aber dann durch die überlegene gallo-romanische Kultur in einem jahrhundertelangen Prozeß französisiert. Die französisch gewordenen Franken hielten – freilich immer mühsamer – die Alemannen im Elsaß klein. Im Grunde ist für die Franzosen das Elsaß immer gallo-römisch-fränkisch, also eben französisch geblieben. Nur durch das unerlaubte Einsickern von Alemannen wurde eine unklare Rechtslage geschaffen. Durch unglückliche Erbfälle in dem Streit um das Reich Karls des Großen, eines, wir ahnen es schon, typischen Franzosen, konnte es dann geschehen, daß sich Ostfrankreich, das Ostfrankenreich, unter dem obskuren Namen Deutschland zusammen mit dem Elsaß vom französischen Mutterland trennte, woran jeder echte Franzose auch heute noch nicht so recht glauben mag. Deshalb betrachtet jeder Franzose die römischen Verträge zur Europäischen Gemeinschaft als ein Glück, das die alten Zustände wiederherstellt, als die Deutschen noch entwicklungsfähige Franzosen waren.

Doch kehren wir zu Grimmelshausen zurück. Eine Uta von Schauenburg, eine Verwandte unseres Regimentskommandeurs und Tante des Stauferkaisers Barbarossas, hatte das

Prämonstratenserklöster Allerheiligen im oberen Renchtal gegründet, an dessen Ausgang die Stammburg der Schauenburger lag, der sie ihren Familiennamen verdanken. Dieses Kloster besuchte Grimmelshausen öfter, wie gesagt, um Waren seiner Pächter (in erster Linie wohl Wein, der damals ein Volksallerheilmittel war) zu verkaufen, aber auch, um sich zu bilden. Die Mönche hatten eine Schule gegründet. Sie unterrichteten nicht nur interne Schüler, die im Kloster wohnten und schliefen, sondern auch Kinder und Erwachsene aus der Umgebung. Man kann sich die frühmittelalterlichen Klöster als Vorläufer von Volksschule, Volkshochschule, Gymnasium, Universität und Staatsverwaltung in einem vorstellen, wobei die Klöster bei der Urbarmachung und Kolonisierung des Schwarzwaldes auch noch Funktionen eines Technologieparks übernahmen, in dem Universitätswissen sozusagen der Wirtschaft zugänglich gemacht wurde, was aber leider heute in Deutschland nicht mehr so richtig klappt, denn jeder echte deutsche Professor ist ein (wirtschaftlich sorgenfrei lebender) „Idealist“, was immer das heißen mag, und findet Wirtschaft deshalb öde. An andere denkt er dabei nicht. Er sorgt für sich und tarnt sein Vergnügen mit dem Spruch: An der Grundlagenforschung darf nicht gerüttelt werden. Selbstverständlich darf an der Grundlagenforschung gerüttelt werden. Sie darf nicht zweckfrei sein und ist es auch nie gewesen. Sie dient immer dem Wohle der Menschen. Und hierbei kann sich ein grundlagenforschender Professor sehr wohl verirren, wenn er beispielsweise das Liebesleben der Maikäfer erforscht, nur weil es ihm persönlich großen Spaß macht. Die Menschheit hat nicht viel davon, wenn sie weiß, wann ein Maikäfer auf Brunft geht. Professoren streuen dem Steuerzahler gerne Sand in die Augen. Und weil der deutsche Steuerzahler seit absolutistischen Zeiten in Ehrfurcht erstarbt, wenn ein leibhaftiger Professor etwas sagt, können die Herren seit Jahrhunderten ihrem Privatvergnügen frönen. Die Forschungsthemen werden immer aberwitziger. Es ist nicht schlimm, wenn für Persil geforscht wird. Bei der Suche nach dem weißesten Weiß fallen soviel Grundlagenwissen und Entdeckungen ab, daß wir uns vergnügt die Hände reiben können. Aber bleiben wir bei Grimmelshausen. Der

Dichter war an religiösen und moralischen Fragen stark interessiert, das geht schon aus seinem Hauptwerk, dem *Simplizissimus* hervor, dessen Held sich ja ständig ironisch und sarkastisch mit solchen Themen herumschlägt. Allein durch die knappe, gedrängte, fast lakonische Beschreibung der eigentlich nicht darstellbaren Greuel des Dreißigjährigen Krieges (zum Erfolg des Werkes hat sicher eine gute Portion Voyeurismus beigetragen, wovon ja heute auch die Sensationspresse lebt) gerade in ihren dichterischen Übertreibungen (die Schandtaten werden übertrieben dargestellt und dann als Kunstgriff noch lakonischer beschrieben, als ob sie Alltag wären, über den man sich nicht sonderlich aufzuregen braucht), wird deutlich, daß Grimmelshausen ein Moralist war, wie es die meisten Satiriker sind. Die Tendenz bei Grimmelshausen jedenfalls ist eindeutig: Ist es möglich, daß Christenmenschen solche barbarischen Verbrechen begehen? Und warum tun sie das? Warum verrohen sie mit einer solchen Leichtigkeit und Geschwindigkeit?

Grimmelshausen hat eine stark religiös gebundene Frau geheiratet. Wie wir seinen Schwiegervater Henninger kennen, der in Offenburg Taufpate mehrerer Soldatenkinder war und später Ratsherr im elsässischen Saverne wurde, hätte er seine Tochter wohl kaum einem antireligiösen Menschen zur Frau gegeben. Grimmelshausen mußte für die Hochzeit sogar konvertieren, zum katholischen Glauben übertreten. Wobei übertreten in seinem Falle wohl kaum das richtige Wort ist. Er war ja vermutlich lutherisch getauft, das war in Gelnhausen nicht anders möglich, aber er hat doch eine nur sehr rudimentäre evangelische Erziehung genossen, auf jeden Fall war er nicht konfirmiert. Hier also von Konversion zu sprechen, ist nicht ganz angebracht. Er heiratete Katharina Henninger in der Offenburger Heilig-Kreuz-Kirche im Jahre 1649, ein Jahr nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges. Die Gesellschaft kaiserlicher und damit katholischer Truppen vor seiner Heirat wird nicht alleine dazu beigetragen haben, daß er zum katholischen Glauben übertrat, sondern die Richtung wird auch durch die Literatur in den Klöstern Allerheiligen und Ettenheimmünster sowie durch Gespräche mit den Mönchen gefestigt worden sein. Dort wurde ihm wohl kaum lutherisches

Gedankengut vermittelt. Oder ist er nur einfach katholisch geworden, um gut einheiraten zu können und eine achtbare Stellung zu bekommen?

Grimmelshausen hat in seinen Geschichten stets den wunden moralischen Punkt bloßgelegt, und zwar nicht durch belehrendes Moralisieren, sondern durch eine Situationsbeschreibung, die uns in den Stand versetzt, das Problem zu erkennen und erste Schritte zu seiner Beseitigung einzuleiten. Das eben macht den Dichter aus: Er beleuchtet den Weg. Durch seine differenzierte und differenzierende Ausdrucksfähigkeit treibt er auch unsere Ausdrucksmöglichkeiten und damit unsere Problem-Einkreisungs-Möglichkeiten voran, das heißt unsere Möglichkeiten des Verstehens: das Skalpell wird sozusagen schärfer. Ein Hund kann nur bellen, falls ihm etwas nicht paßt, ein Dichter und wir in seinem Gefolge können mehr.

In Offenburg gestaltete sich der Übergang vom Krieg zum Frieden auch für Grimmelshausen langsam und fast unmerklich. Soldaten, die schon im Regimentshauptquartier Verwaltungsfunktionen ausübten, arbeiteten nun einfach weiter für die Verwaltung der Stadt. Grimmelshausen wurde Verwalter großer Teile des Renchtals, sein Lehrer und Vorgesetzter Witsch wurde Ratsherr und dann sogar Chef der Offenburger Stadtverwaltung, ein Posten, den er wohl kaum bekommen hätte, wenn er sich nicht in der Regimentskanzlei das Vertrauen der Offenburger erworben hätte. Schauenburg blieb weiter in seiner Offenburger Stadtwohnung, bis er eine hohe Stellung beim Markgrafen erhielt. Er wurde Geheimer Rat und Amtmann.

Witsch und Henninger, die beiden Offiziere des Regimentstabes, die Grimmelshausen während seiner Soldatenzeit am nächsten gestanden hatten und sich auch in Friedenszeiten um ihn kümmerten, ermutigten ihn in seinen Bildungsbemühungen, halfen ihm bei der Auswahl und der Besorgung der Bücher, wiesen ihn auf bedeutende Werke hin und waren Gesprächspartner bei der Bewältigung des Wissensstoffs. Darauf hinzuweisen, daß Grimmelshausen hochbegabt war, erübrigt sich nach dem Erscheinen seiner Bücher. Doch damals war Grimmelshausen nur ein unvollkommen gebildeter junger Mann. Erkannt zu haben, welche

Möglichkeiten ihn ihm steckten und sie zu fördern, ist das Verdienst der Familien Schauenburg, Witsch und Henninger. Der junge Musketier, der sich rasch zu einem vielseitig gebildeten Mann entwickelte, hat sie nicht enttäuscht. Schauenburg hätte Grimmelshausen nicht zum Verwalter seiner durch den Krieg gerupften und verwahrlosten Ländereien gemacht, wenn jener keine Anstalten gezeigt hätte, den verwilderten Jungen, der „fouragierte“, hinter sich zu lassen und zum gesitteten und gebildeten Mann zu reifen, der selbständig Briefe an die Vorgesetzten des Obersten entwarf. Grimmelshausen hat in Offenburg eine geistige Entwicklung durchlaufen, deren vorläufiger Höhepunkt die Heirat mit der kultivierten, aber gleichermaßen in wirtschaftlichen Dingen gewandten Katharina Henninger war und der anschließende Antritt seiner Verwalterstellung auf der Schauenburg. Wenn er diese Tätigkeit auch nicht zur vollsten Zufriedenheit seines Dienstherrn ausübte, weil er angeblich zu weich mit seinen Pächtern umging, so ist doch seine Leistung bemerkenswert, denn er war ja von Hause aus kein Verwalter und verstand auch anfangs nicht viel von Landwirtschaft. Er mußte sich die notwendigen Kenntnisse mühsam erwerben.

Auch hier sehen wir eine gewisse Parallele zum Zweiten Weltkrieg: Natürlich rutschten nach dem riesigen personellen Aderlaß während des Krieges in der Nachkriegszeit Menschen in Positionen, für die sie nicht ausgebildet waren, aber sie schlugen sich wacker und bewältigten die Probleme, die in der Nachkriegszeit nicht leicht waren. Darauf war diese sogenannte „Aufbaugeneration“ mit Recht stolz. Das wurde zwar von der Nachfolgenera-tion, den sogenannten 68ern, höhnisch bestritten und kleingeredet, weil die Aufbaugeneration schließlich identisch war mit der Kriegs- und Tätergeneration im Dritten Reich. Doch wie leicht man in einen Krieg hineinrutschen kann, sieht man am Beispiel Grimmelshausens. Die mühsame Suche nach den Antreibern dieses Krieges, den 150-prozentigen, kann man auch einstellen. Sie haben aus guten ideellen Gründen gehandelt und sich geirrt. Das wissen sie selbst am besten. Die Frage erhebt sich also, wie man künftig Kriege verhindert. Meiner Meinung nach kann das nur auf der Basis einer internationalen Organisation geschehen, die

die Macht und auch den Willen hat, selbst 100-Millionen-Völker am Krieg zu hindern. Gerade das hat in Jugoslawien versagt. Die Völkergemeinschaft hatte zwar die Macht und auch die Kraft, aber nicht den Willen, eigenes Blut zu vergießen. So wartete man am Rande ab, bis sich die Kriegsparteien in Jugoslawien ausgeblutet hatten. Das mag zynisch erscheinen, aber jeder muß sich selbst fragen, wieviele Söhne und Töchter, ob er Vater oder Mutter für Jugoslawien hergegeben hätte. Die meisten waren noch nicht einmal bereit, sich ihre Sozialhilfe für Jugoslawien kürzen zu lassen, oder, als Millionär, eine Jugoslawien-Friedenssteuer zu akzeptieren. Aber meckern, was sie alles besser gemacht hätten in Jugoslawien, das können sie alle.

Gut zehn Jahre nach Antritt seiner Schaffnerstelle (Schaffner kommt von badisch anschaffen, befehlen, sagen, was gemacht wird) erscheint Grimmelshausens erstes Buch. Auch dies ein Hinweis darauf, daß ihn die Verwaltungstätigkeit nicht ganz ausfüllte, daß er sich schnell entwickelte und selbst anspruchsvolle Positionen rasch hinter sich lassen konnte. Verwalter war auch Goethes Schwager und Bürgermeisterenkel Schlosser hundert Jahre später in Emmendingen. Schlosser war Beamter und Schriftsteller. Daraus könnte man schließen, daß das vielgeschmähte Beamtentum eine vielleicht doch nicht ganz so anspruchslose Aufgabe ist.

Stil und Inhalt der ersten Bücher Grimmelshausens lehnten sich an Moscherosch an, eines juristisch und philosophisch gebildeten Schriftstellers, Pädagogen und Verwaltungsbeamten aus der Ortenau. Moscherosch war der Sohn eines Verwalters der Lichtenbergischen Besitztümer in Willstätt, keine 15 Kilometer von Oberkirch entfernt. Natürlich hat Grimmelshausen von ihm gewußt. Wie Tausende andere in Deutschland hat er dessen satirischen Roman „Philander“ amüsiert und begeistert verschlungen. Hier wurde ein neuer Ton in Deutschland angeschlagen. Ein frecher Ton. Ein Ton, der sich nicht mehr alles, was von Adeligen, also von der Herrschaft, kam, gefallen ließ. Und sogar unbefangen die Schwachstellen des adeligen Lebens aufzeigte. Merkwürdigerweise verschlangen gerade Adelige in Deutschland dieses Buch. Allerdings waren es mehr Frauen.

Vielleicht hatten sie mehr Zeit zum Lesen. Die Männer mußten regieren und waren deshalb nicht voll „amused“, wie es die englische Königin ausdrückt, wenn sie am liebsten in ihren Eichenschrank beißen würde.

Moscherosch hatte an der Straßburger Universität (25 Kilometer von der Schauenburg) den Magistergrad erworben und sich mit diesen deftigen, belehrenden und über weite Strecken autobiografischen Werken (zum Beispiel eben mit diesem „Philander von Sittewald“, Sittewald ist eine Umstellung der Buchstaben von Willstätt) einen klingenden Namen in der literarischen und gebildeten Welt gemacht. Er war 20 Jahre älter als Grimmelshausen und glaubte sich ihm wohl überlegen, denn nach seinem Tod polemisierte ein Bruder Moscheroschs, der Pfarrer in Bodersweier bei Kehl war, gegen Grimmelshausen. Er nannte ihn einen ungebildeten Kerl, der schließlich nur Dorfbürgermeister sei. Wahrscheinlich löste der Welterfolg, der selbst auch Grimmelshausen nach Erscheinen seines „Simplizissimus“ überraschte, bei dessen Vorgänger Moscherosch nicht nur pure Begeisterung und rückhaltlose Bewunderung aus. Jedenfalls machte ihn sein Bruder, der selbst schriftstellerisch tätig war, bei dessen Verleger madig. Damit dürfte er aber auf taube Ohren gestoßen sein, denn der Verleger und mit ihm viele Raubdrucker verdienten prächtig an dem Bestseller „Simplizissimus“. Ob allerdings Grimmelshausen viel von diesem Geldsegen hatte, der über seine Verleger hereinbrach, darf bezweifelt werden. Wir sehen ihn als Dorfbürgermeister von Renchen die niedere Gerichtsbarkeit (Ordnungswidrigkeiten, Bußgelder) ausüben, Gelder für seine Herrschaft, den Bischof von Straßburg, einziehen, und eben das Dorfleben gestalten und überwachen (ihm standen zwei Büttel zur Seite), das in öffentlichen Dingen aus der Aufsicht über Verträge, Bautätigkeit und Gewerbe bestand, wobei er bei allem dem Amtmann von Oberkirch unterstellt war, der etwa mit unserem heutigen Landrat zu vergleichen ist. Trotzdem ließ ihm diese Stellung Zeit, sich um die Herausgabe seiner Bücher zu kümmern. Er veröffentlichte ab seinem 45. Lebensjahr (1666) jährlich mehrere Werke, vom landwirtschaftlichen Kalender bis zu Fortsetzungen des Erfolgsromans „Simpl“. Natürlich versuchte er mit Fort-

setzungen weiteres Geld zu verdienen. Das literarische Personal seines ersten Romans „Simplizissimus“ blieb, die Handlung und die Titel wechselten ein wenig. Die literarische Branche damals wie heute ist hart. Hat man mal Glück gehabt, muß man es vertiefen. Ewig währt das Glück nicht. Und genau weiß man auch nicht, warum man Glück gehabt hat. Zufallstreffer sind schon eher die Regel. Man kennt das ja heute aus der Filmbranche gut. Kaum hat ein Film einen satten Überschuß eingespielt, werden wir über Jahre mit seinen Fortsetzungen traktiert. Bis eben wirklich nichts mehr geht.

Moscheroschs Überlegenheitsgefühl hatte keine reale Grundlage. Zwar war er im Gegensatz zu Grimmelshausen akademisch gebildet, aber sieht man sich einmal die Familien näher an, so hätte eher Grimmelshausen Grund gehabt, auf Moscherosch herunterzuschauen. Jener stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, aus denen sich sein Vater zum beamteten Verwalter hochgedient hatte. Moscheroschs Mutter war allerdings die Tochter eines Amtmannes, der eine Stellung in der Verwaltung des Hanauerlandes bekleidete, die heute vielleicht mit der eines hohen Kreisbeamten vergleichbar ist und damals in der Regel von Adligen besetzt wurde. Grimmelshausens Familie war seit Generationen adelig. Er war von Geburt an jemand, er mußte sich zu Nichts hocharbeiten. Er führte im Gegensatz zu seinem Großvater auch wieder den Titel, er nannte sich jetzt Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen, ohne dadurch die Gleichstellung mit seinen Dienstherren, den Schauenburgs und später dem Bischof von Straßburg, erreichen zu können. Vielleicht liegt eine der Aversionen auch darin, daß Grimmelshausen wenig von der Straßburger Literatenschule hielt, aus der Moscherosch hervorgegangen war und die ihm zu verfeinert erschien. Er mokierte sich des öfteren über deren Theorien. Ein weiterer Grund könnte darin gelegen haben, daß Moscherosch streng gläubig evangelisch war, Grimmelshausen aber zum Katholizismus konvertiert ist. Der soziokulturelle Krieg, der dahintersteckte, macht diesen heute nur noch geringen Unterschied schon bedeutender.

Wahrscheinlich handelt es sich bei der Aversion Moscheroschs gegen Grimmelshausen einfach nur um den vielleicht berechtigten Stolz

desjenigen, der Abitur gemacht und ein Studium abgeschlossen hat, gegenüber einem volksnahen Autodidakten, den man gerne in die Ecke zu den naiven Volkskünstlern gestellt hätte. Der Bildungsspötter und Bildungsideale hinterfragende Grimmelshausen lieferte gewiß Nährboden für eine solche Haltung. Dichtung war damals noch mehr als heute mit akademischer Qualifikation verbunden.

So können wir vielleicht sagen, daß sich in diesem Kollegenneid auch ein Stück jenes Kulturkampfes ausdrückte, der im 16. Jahrhundert mit Versuchen kleinbürgerlicher Schichten begann, Adelige und Patrizier aus wichtigen Positionen zu verdrängen. Die Reformation wurde von diesen Schichten initiiert und vorangetrieben. Ein neues Selbstbewußtsein gewann mit ihr an Boden, das sich auf Leistung und asketischer Lebensweise gründete. Dieses Selbstbewußtsein drückte sich im Protestantismus aus, mit dessen Hilfe man versuchte, die alten Leistungsträger zu diffamieren und aus ihren Stellungen zu drängen. Evangelisch sein war das Glaubensbekenntnis dieser neuen Elite, das nicht etwa zuerst vorhanden war, und aus diesem hätte sich dann ein neuer Lebensstil herausgeschält. Die Reformation entwickelte sich im Gegenteil erst aus dem neuen Lebensgefühl und Leistungswillen kleinbürgerlicher Schichten, die nach oben kommen wollten. Dieser neue Lebensstil befand sich im krassen Gegensatz zum Schlendrian der alten Eliten. Dabei ist zu bemerken, daß sich dieses Phänomen der neuen asketischen Lebensweise, die von einer hohen Arbeitsmoral getragen wurde, nicht auf Evangelische beschränkte. Bei katholischen Franzosen konnte man beobachten, daß sie sich „evangelischer“ benahmen, als diese es je fertiggebracht hätten. Man könnte mit Goethe sagen: Name ist Schall und Rauch, auf die neue Haltung kam es an.

Es ist eine der großen Kulturleistungen der Reformation, daß sie es geschafft hat, praktisch gegen die menschliche Natur jeden, ob hoch geboren oder niedrig, zur Arbeit anzuspornen, ja, im perversen Umkehrschluß sogar plausibel zu vermitteln, daß Arbeit ein Glück sei, das zu erreichen erstrebenswert ist. Verständlich wird diese Maxime nur, wenn man berücksichtigt, daß kleinbürgerliche Schichten eben hart arbeiten mußten, um die Stellungen der darin gebo-

renen Privilegierten zu erreichen. Der Aufstieg aus der Kreisklasse in die Bundesliga läßt sich kaum alleine mit Talent bewältigen. Und wer den ganzen Tag arbeitet – so einfach und genial funktionierte praktisch die neue, „evangelische“ Bewegung, hat überhaupt keine Zeit, zu sündigen. Ein bißchen beten noch, und ab ins Bett, das allerdings dann in späteren Jahrhunderten, als man es zu etwas gebracht hatte, durchaus luxuriös sein durfte. Gott hat, das meint Calvin und Max Weber hat es dankenswerterweise bestätigt, nichts gegen Geld, wenn es sinnvoll zum Wohle der Menschen und Gottes, also zum Wohle gottesfürchtiger Menschen verwendet wird. Ein allzu luxuriöses Bett ist natürlich wiederum nicht erlaubt, denn es könnte zur Wollust und zur Bequemlichkeit verführen. Also doch vielleicht lieber eine Pritsche, damit man nur so lange schläft, wie es unbedingt nötig ist, um wieder an die Arbeit eilen zu können. Daß ein solches Leben von materiellem Erfolg gekrönt sein kann, steht außer Frage. Einzig die Lust könnte ein wenig zu kurz kommen. Wenn aber die Arbeit eine Lust ist, dann ist auch dieses Problem gelöst.

Vielleicht spielte bei den beiden Dichtern aus der Ortenau auch eine Rolle, daß die eine Familie schon seit einer Generation in der Ortenau saß, der andere erst durch den Dreißigjährigen Krieg hier hereingeschneit war. Daß Grimmelshausen jedoch von Moscheroschs „Philander von Sittewald“ beeinflusst wurde, ist offensichtlich. Philander macht französische Hofsitten und ihre Übernahme durch die Deutschen lächerlich, ein Stück Kulturkampf wiederum, bei dem die Straßburger wegen der Annexionsgelüste Ludwig des Dreizehnten und Vierzehnten an vorderster Front standen. Moscheroschs Philander, der sich an einen spanischen Erfolgsroman anlehnt, aber durch dichterische Eigenleistungen über ihn hinauswächst, hatte denn auch sofort großen Erfolg. Der Simplizissimus wiederum ließ den „Philander“ weit hinter sich. Wie es eben so ist, wenn sich begabte Menschen an einem Vorbild entzündend: Sie sind der platten Nachahmung einfach unfähig. Sie nehmen etwas auf, begeistern sich daran, verändern es ihrer Natur gemäß, die recht stark und unabhängig ist, und schaffen so letztendlich etwas ganz Neues. Hierbei muß man natürlich bedenken, daß Literaten im

17. Jahrhundert ihre Bildung durch Übernahme fremder (lateinischer) Texte und Nachahmung unter Beweis zu stellen pflegten. Unsere heutigen strengen Plagiatsvorwürfe wären weitgehend auf Unverständnis gestoßen. Die deutsche Literaturkritik hat sich zeitweise viel auf die Erkenntnis zugute gehalten, daß „Simplizissimus“ und „Philander“ auf spanische Schelmenromane zurückgehen. Sei's drum. Die vermeintlichen Nachahmer übertrafen ihre Vorbilder bei weitem. Doch gesagt werden muß es: Moscheroschs „Philander“ begann als Übersetzung eines französischen Bestsellers, der sich wiederum auf ein spanisches Vorbild stützte.

Acht Jahre nach seinem Welterfolg starb Grimmelshausen in Renchen. Er hat Moscherosch nur um sieben Jahre überlebt. Noch einmal war in den letzten Lebensjahren des Renchener Bürgermeisters die französische Kriegsfurie samt ihrem Hegemonieanspruch über Mittelbaden gerast, in seinen letzten Tagen war Grimmelshausen noch einmal Soldat.

Erst als die Forschung im 19. Jahrhundert Stück für Stück die Identität des großen Dichters enttarnte, ging der Ruhm des Bürgermeisters von Renchen auf, ähnlich wie der des lange persönlich unbekannt gebliebenen Shakespeares aus dem englisch-ländlichen Stratford. In der Ortenau kennt ihn die breite Masse nur dem Namen nach. Einfach zu lesen ist er wegen seines altertümlichen Barockdeutsches nicht. Vielleicht sollte er mal wie die Bibel in modernes Deutsch übertragen werden, auch wenn dabei viel von seinem kraftvollen und schlagenden Duktus verlorengeht.

Als Resümee dieser kleinen Untersuchung könnten wir vielleicht sagen, daß es die heutigen „kleinen Leute“, also Menschen, die aus einflußlosen Familien stammen, auch Persönlichkeiten wie Moscherosch und Grimmelshausen zu verdanken haben, daß ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, in wichtige gesellschaftliche Positionen zu gelangen, und daß mit ihnen und ihren Werken umgekehrt einflußreiche Familien ohne Leistungsnachweis

an Bedeutung verloren, überhaupt Privilegien gesellschaftlicher Art eine zunehmend schwächere Rolle spielten. Um nach oben zu kommen, muß man allerdings bereit sein, hart zu arbeiten, wie es die Protestanten und fortschrittliche Kräfte damals erfanden, und auf sonstige „Vergnügungen“ weitgehend verzichten, das heißt, man muß moralische Regeln respektieren. Kurz gesagt, man muß ein Leben führen, das maßvoll mit allem umgeht, nur nicht mit der Arbeit, und sich an Richtlinien halten, wie sie eigentlich alle Konfessionen und die meisten Religionen recht gut vorgeben. Natürlich muß auch angefügt werden, daß diese religiös-moralischen Richtlinien, die ja im Grunde nur anzeigen wollen, wie man am besten durchs Leben kommt, nicht für die Ewigkeit gemacht sind, da sich ja auch die Lebensumstände ändern können. Kluge Köpfe in allen Kirchen bemühen sich deshalb darum, sie ständig zu aktualisieren. Nur, warum sollte man sie drängen? Man kann nur dankbar sein, daß sie sich darum bemühen. Und wenn sie nicht die Schnellsten sind, macht das auch nichts. Über eilt gehandelt ist in diesen Fragen gefährlich. Schließlich sind die Ansichten von gestern immer die zweitbesten, wenn nicht sogar die besten. Sie haben sich ja über lange Zeit bewährt. Ohne sie wäre alles nur noch schlimmer gekommen.

Quellen:

Curt Hohoffs „Grimmelshausen“, erschienen im Rowohlt-Verlag, und Walter Schäfers „Moscherosch“, herausgegeben vom Münchner Beck-Verlag (leider ist das Buch vergriffen, es ist meines Wissens aber noch in der Offenburger Stadtbücherei erhältlich).

Anschrift des Autors:
Max Köhler
Hauptstraße 84
77746 Schutterwald

Das „Mannheim-Archiv“

Konzepte einer zeitgemäßen Vergewärtigung der Stadtgeschichte im Stadtarchiv Mannheim¹

Seit vielen Jahren sieht das Stadtarchiv Mannheim eine seiner wichtigen Aufgaben darin, der stadtgeschichtlichen Forschung durch Vorträge, Führungen und Publikationen ein Forum zu bieten und die Ergebnisse dieser Forschungen auch in ansprechender und zuverlässiger Form der historisch interessierten Öffentlichkeit nahezubringen. Den unterschiedlichen Zwecken dienen die verschiedenen Publikationsreihen von den großen Monographien der „Quellen und Darstellungen zur Mannheimer Stadtgeschichte“ (bisher 5 Bände) über die kleineren Spezialstudien in den „Kleinen Schriften des Stadtarchivs Mannheim“ (bisher 12 Hefte erschienen), die auch ausgewählte Bestände des Stadtarchivs vorstellen sollen, bis hin zu den wissenschaftlich ambitionierten „Bildbänden zur Mannheimer Stadtgeschichte“ und den „Beiträgen zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte“, die einzelne Epochen in den Blick nehmen und im wörtlichen Sinne veranschaulichen. Ergänzt werden diese Reihen durch zahlreiche Sonderveröffentlichungen, in denen Quelleneditionen einen breiten Raum einnehmen.

In Zusammenarbeit mit dem Archiv Verlag in Braunschweig hat das Stadtarchiv Mannheim im Mai 1998 ein neues Unternehmen gestartet, das den interessierten Bürgern der Stadt einen neuartigen Zugang zur Geschichte Mannheims ermöglichen soll. Das Stadtarchiv will auf diese Weise ein modernes und differenziertes Bild der Stadtgeschichte vermitteln.

Das Stadtarchiv ist ein Spiegel der Stadtverwaltung, von Strukturen, Entscheidungen und Ereignissen, die im Verwaltungsschriftgut ihren Niederschlag finden. Es ist aber auch ein Abbild der Stadt und ihrer Gesellschaft mit allen ihren Lebensäußerungen in Wirtschaft,

Kultur und Politik. Bereits seinen Gründern um die Jahrhundertwende stand das Archiv als Mikrokosmos des gesamten städtischen, privaten wie öffentlichen Lebens vor Augen. Die im Mannheimer Stadtarchiv verwahrte Überlieferung reicht trotz der verheerenden Verluste im Zweiten Weltkrieg vereinzelt auch weit in die dörfliche Vergangenheit der Vororte zurück. Aus seiner Funktion als kollektives Gedächtnis des Gemeinwesens und seiner Bürger erwächst dem Stadtarchiv die Verpflichtung, die Zeugnisse der Vergangenheit den Menschen in dieser Stadt immer wieder aufs Neue zugänglich und bekannt zu machen. Die Kenntnis und Beurteilung der Geschichte unserer Stadt ist nie etwas Endgültiges; jede Generation muß aus ihrer Gegenwart heraus die Geschichte neu verstehen und neu deuten. Gerade darin liegt ja das Aufregende und die Vielfalt der historischen Forschung, daß die Quellen je nach den gestellten Fragen immer wieder neue Antworten geben.

Im Verlauf der nächsten Jahre wird eine trefende Auswahl der vielfältigen schriftlichen, bildlichen und gegenständlichen Zeugnisse zur Mannheimer Stadtgeschichte der interessierten Öffentlichkeit in monatlichen Folgen vorgestellt werden. Die Auswahl der Quellen trifft das Stadtarchiv. Ein wichtiges Kennzeichen der Edition liegt in der Verbindung hochwertiger Reproduktionen mit gründlichen, durchweg von ausgewiesenen Kennern erarbeiteten konzentrierten Begleittexten. In Bild und Wort entsteht so eine auch individuellen Ansprüchen gerecht werdende Einführung in die Stadtgeschichte mit all ihren Facetten, im wahrsten Sinne ein buntes Kaleidoskop der Geschichte der Stadt, in der zugleich der Blick auf das Detail und auf Hintergründe gelenkt wird. Die

übersichtliche und komprimierte Präsentation kommt dabei einem Bedürfnis des modernen Menschen nach rascher und zuverlässiger Information entgegen. Jede der monatlich erscheinenden Lieferungen enthält fünf Blätter, die von Zeit zu Zeit anstelle der Abbildungen auch Faksimiles von alten Plänen, Drucken etc. bringen können.

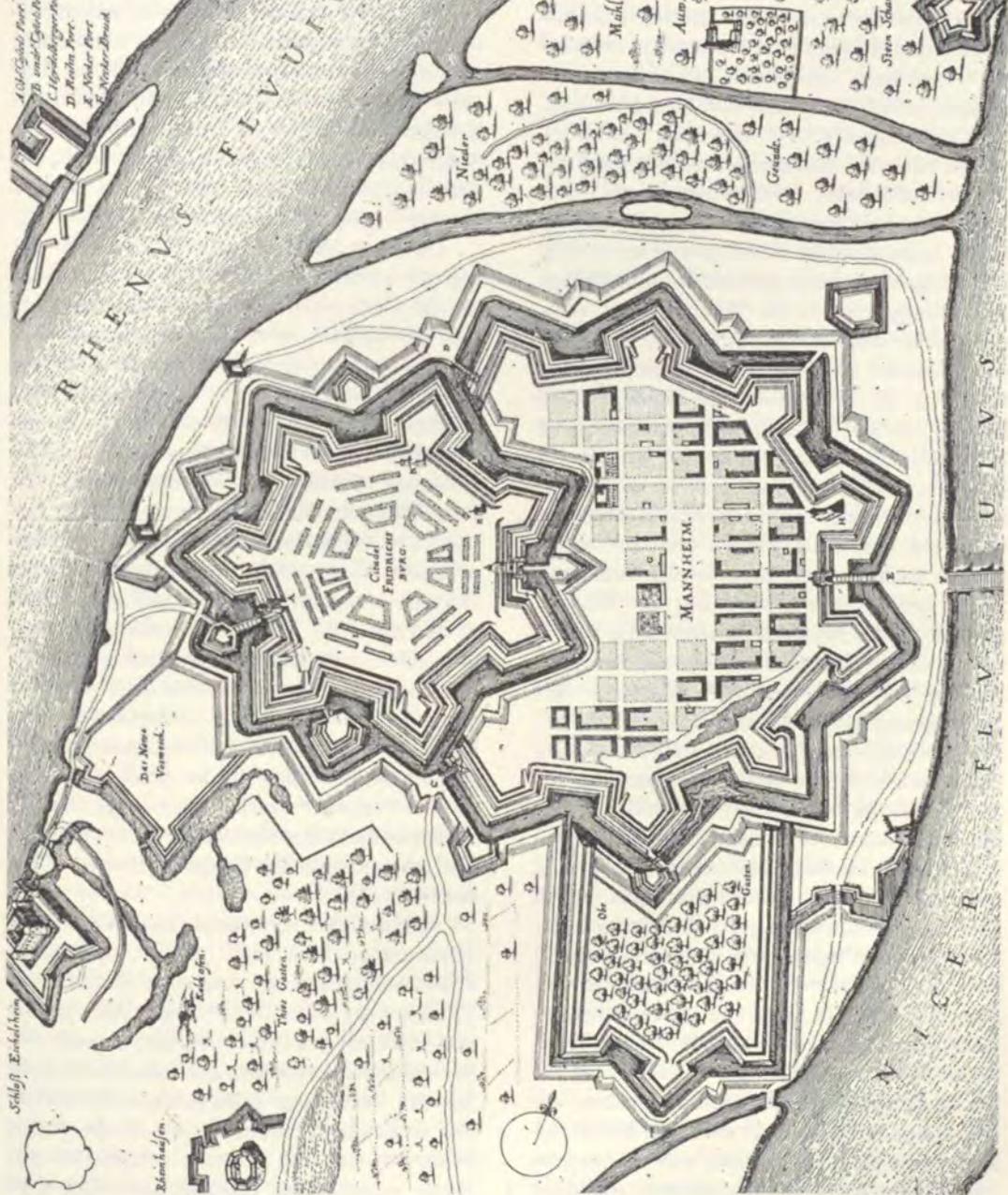
Mannheim ist die erste Stadt des badisch-pfälzischen Raumes, der der Archiv-Verlag die Möglichkeit bietet, ein modernes Gesamtbild ihrer Geschichte in Wort und Bild zu entwerfen. Das Stadtarchiv Mannheim öffnet damit ein weiteres Mal seine Magazine. Schätze aus der kommunalen Überlieferung wie aus privater Hand werden so einem großen Kreis interessierter Bürger und Geschichtsforscher vorgestellt und in ihrer Bedeutung für die Stadtgeschichte gewürdigt. Die Zusammenarbeit mit Archiven, Museen und Bibliotheken in der Region und weit darüber hinaus eröffnet die Möglichkeit, auch die Überlieferung mit einzu beziehen, die sich vor Ort nicht mehr erhalten hat oder wie sie der Blick von außen gewährt.

Fünf einführende Texte umreißen das historische Profil der Stadt und thematisieren wesentliche Aspekte der Stadtgeschichte. Anhand der vorgestellten vielfältigen Zeugnisse werden alle Bereiche der Geschichte unserer Stadt beispielhaft erörtert und die Ereignisse, Strukturen und handelnden Personen in den stadtgeschichtlichen Kontext gestellt. Es entsteht so ein Kompendium zur Stadtgeschichte, das durch seine Anschaulichkeit und breit gestreuten Themenbereiche zu einem vertieften Verständnis unserer Geschichte und Gegenwart beitragen kann. Stand lange die Glanzzeit der Mannheimer Regierungsjahre Carl Theodors, an dessen 200. Todestag wir 1999 erinnern, im Vordergrund des Interesses des gebildeten Bürgertums, so haben in den letzten Jahren doch zunehmend auch andere Themen eine breite Resonanz gefunden. Die Forschungen führten vielfach zu einer Neubewertung der Mannheimer Stadtgeschichte in bestimmten Perioden und auch zu einer Neubesinnung auf erinnerungswürdige Traditionen. Die Stadt bewies in ihrer Geschichte immer wieder eine erstaunliche Fähigkeit, Zuwanderer in die städtische Gesellschaft zu integrieren, wie z. B. die Glaubensflüchtlinge schon ganz am Anfang ihres Beste-

hens. Für die Entwicklung und Blüte der Wirtschaft und Kultur des südwestdeutschen Raumes und für die Entstehung und Modernisierung der bürgerlichen Gesellschaft hatte Mannheim eine überragende Bedeutung. Ein vorausschauendes, „progressives“, für Innovationen zugängliches liberales Bürgertum hat die zweite Blütezeit Mannheims um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert ermöglicht. Handel, Industrie und Verkehr wurden die bestimmenden Faktoren der Stadtentwicklung. Mit ihrem Wachstum zur Industriemetropole und ersten badischen Großstadt wurde – und hierin zeigen sich die exemplarische Bedeutung und die Spannweite der Geschichte Mannheims – die Stadt zum Brennpunkt der zentralen politischen und sozialen Fragen. Es waren Mannheimer Bürger, die eine Vorreiterrolle bei den religiösen, politischen und sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts in Baden spielten: 1821 bei der Union der protestantischen Kirchen, im Vormärz und in der Revolution 1848/49 im Kampf um Demokratie und Parlamentarismus, schließlich im letzten Drittel des Jahrhunderts bei der Entstehung der Arbeiterbewegung. Daß die bald 400jährige Geschichte Mannheims an oftmals dramatischen Einschnitten reich ist, davon zeugt auch das Stadtbild, eine Folge der verheerenden Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg, in den Reunionskriegen Ludwigs XIV., in den Revolutionskriegen am Ausgang des 18. Jahrhunderts und schließlich, für viele noch durch unmittelbares Erleben geprägt, im Zweiten Weltkrieg.

Ausgangspunkt der Erörterung sind jeweils wichtige Dokumente der Stadtgeschichte (Urkunden, Pläne, Stadtansichten, Porträts, Fotos, aber auch museale Gegenstände und vieles mehr). Neben Vertrautem, das in keiner Sammlung fehlen darf, wird manches Unbekannte und Überraschende zu Tage gefördert werden. So bietet sich ausreichend Gelegenheit, bisher kaum bekannte oder noch nie zuvor gezeigte Stücke zu präsentieren. Eine der Stärken der Konzeption des „Mannheim Archivs“ besteht darin, binnen kürzester Zeit Neufunde und Neuerwerbungen vorstellen sowie auf aktuelle Ereignisse oder besondere Anlässe reagieren zu können. Steht in der gängigen Stadtgeschichtsschreibung die Zusammenschau der Quellen im Vordergrund, so kann die bewußte

A. St. Michaels Port.
 B. Land-Capitel Port. Star und Schiffhafen.
 C. Haupt-Georg Port. nach rechts gesehen.
 D. Rother Port.
 E. Neuer Port.
 F. Neuer Brand.
 Die Schanzung plantirt
 alleg. frisch gepflanzt.
 wegen und wider alle
 Anwarts. und die Regis.
 Pfort. gegen die Mägel
 und gezeiget um diese
 Pforten, dinsten



Plan der Stadt Mannheim und der Festung Friedrichsburg. Kupferstich von Matthaeus Murian d. Ä. 1645

(Stadtarchiv Mannheim)

Konzentration auf die einzelne Quelle ein Dokument neu zum Sprechen und in ihrem Eigenwert zur Geltung bringen. Die Verbindung von intensiver Beschreibung und auf breiter Quellenkenntnis erfolgreicher Interpretation des Dargestellten kann dabei vielfach neue Einsichten und Erkenntnisse eröffnen, so etwa bei der Frage nach den Wohn- und Lebensbedingungen unmittelbar nach der Stadtgründung, nach der Lage der 1689 zerstörten Eintrachtskirche, nach den Auseinandersetzungen mit der Unberechenbarkeit eines Flusses usw. Daß jedes Objekt selbstverständlich auch Anlaß sein kann, allgemeinere Verhältnisse oder Entwicklungen mit Blick auf die Besonderheiten der Stadtgeschichte zu thematisieren, steht dabei keineswegs außer Betracht.

Sollen auf der einen Seite neue Fragestellungen in die Stadtgeschichte hineingetragen werden, insbesondere in sozialgeschichtlicher Perspektive auf Bevölkerungsgruppen, Berufsgruppen, soziale Prozesse etc., so besteht ein weiteres zentrales Anliegen des Stadtarchivs darin, die einzelnen Quellen und Quellengattungen in ihrer Bedeutung für die Traditionspflege wie für die Erforschung der Stadtgeschichte in das Blickfeld zu rücken. Es sind ja die Bestände des Stadtarchivs, die Auskunft darüber geben, wo bei differenzierten Fragestellungen neue Erkenntnisse zu erwarten sind, wo Desiderate der Forschung mit Aussicht auf Erfolg bearbeitet werden können und wo wir auch in Zukunft mit Lücken und weißen Flecken im Geschichtsbild unserer Stadt leben müssen. Welche Möglichkeiten die Auswertung der verschiedenen Quellengattungen bietet, aber auch welches methodische Rüstzeug der Benutzer mitbringen muß, läßt sich exemplarisch an der Serie der Ratsprotokolle zeigen. Aber auch andere Bestände geben Anlaß zu vielfältigen Reflexionen, so die Pläne aus Architekten-Nachlässen, die neue Einsichten in die Bau- und Stadtentwicklung ermöglichen, die Plakatsammlung mit ihren mehr als 10 000 Beispielen der Selbstdarstellung und -deutung im öffentlichen Raum (mithin eminent wichtigen Zeugnissen auch für die Mentalitätsgeschichte), oder auch der Zeitungsbestand vom 18. bis 20. Jahrhundert, der – abgesehen von seinem nur durch gewissenhafte Quellenkritik zu erschließenden Wert für die Ereignisgeschichte

– durch die Art der Berichterstattung auch Auskünfte über Grundsätze und Tendenzen der Meinungsbildung und die Genese populärer Geschichtsbilder gibt. Die Art der Präsentation macht das „Mannheim Archiv“ mit seinen Plänen und Karten darüber hinaus zu einem hervorragend geeigneten Mittel des schulischen und akademischen Unterrichts. Die Reihe flankiert somit die erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit des Stadtarchivs auf wirksame Weise. Das Stadtarchiv kann damit zugleich rasch auf aktuelle Bedürfnisse in – auch für die Massenmedien – geeigneter Weise eingehen.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Stadt sensibilisiert auch für die Probleme der Gegenwart. Indem Entwicklungen aufgezeigt werden, wird das Gewordene neu bewußt und verstehbar. Wo aus der Tradition Aufgaben und Ziele für die Zukunft entwickelt werden, geschieht dies in erweiterter Verantwortung, weil mit der Achtung vor den gestalterischen Kräften der Vorfahren auch die Respektierung der Rechte und Chancen der künftigen Generationen eher zum Grundkonsens öffentlichen und privaten Handelns avanciert. Dadurch gewinnt das „Mannheim Archiv“ gerade mit Blick auf das bevorstehende Stadtjubiläum eine besondere Akzentuierung.

Ein Beispiel kann am besten die Konzeption verdeutlichen und einen Eindruck von dem inhaltlichen Standard des Mannheim-Archivs vermitteln. Mit dem Plan der Stadt Mannheim mit der Festung Friedrichsburg, einem Kupferstich von Matthäus Merian, wähle ich eine der ältesten und zugleich bekanntesten Ansichten der Stadt (Abb.)²:

Merians Stich von Mannheim und der Friedrichsburg erschien 1645 in der „Topographia Palatinatus Rheni et Vicinarum Regionis“ in Frankfurt am Main. Der Plan gibt den Zustand vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wieder, dokumentiert jedoch auch ausdrücklich die bei der Eroberung 1622 erfolgte Zerstörung des Großteils der Gebäude. So ist am Rande vermerkt, daß die schwarz schattierten Gebäude „seind erbawt gewesen und wider abgebrandt“.

Die Stiche Merians gelten als sehr zuverlässig und detailgetreu. Sie beruhen teils auf eigenen Studien, teils auf fremden Vorlagen, die er sich über örtliche Obrigkeiten und Gewährsleu-

te oder von anderen Künstlern beschaffte. Mannheim, wie es vor dem Kriege bestand, kannte er wohl aus eigener Anschauung. Zwischen 1617 und 1620 hielt er sich abwechselnd in Oppenheim, wo er mit seiner Familie wohnte, und Heidelberg auf, wo er sich u. a. um Aufträge und wichtige Kontakte bemühte; Mannheim lag also auf dem Reiseweg, der ihn auch über Frankenthal führte. Doch hat Merian auch für sein Mannheim-Blatt eine Vorlage benutzt, den zeitgenössischen Stich von Eberhard Kieser nach der Zeichnung von Laurentius Engelhard von der Belagerung 1622, dem Merian in allen Details und Angaben folgt.³

Der Plan zeigt Stadt und Festung als charakteristische Doppelsternanlage. In das Verteidigungssystem eingebunden waren auch die beiden alten Zollburgen Rheinhausen und Eichelsheim sowie Brückenköpfe, Vorwerke und Schanzen. In seinem modernen, sternförmigen und bis ins Einzelne durchdachten Grundriß entspricht die Anlage dem Idealplan, wie er seit dem 15. Jahrhundert in Anlehnung an antike Vorbilder entwickelt worden war. Für den Bau hatte man erfahrene Festungsbaumeister aus den Niederlanden – die ausgewiesenen Spezialisten ihrer Zeit – gewonnen.

Die Aufbauphase, in der sich Stadt und Festung noch immer befanden, ist insgesamt gut dokumentiert. Die innere Bebauung der Friedrichsburg greift das Siebeneck des Sterns auf. In der Mitte liegt der große, zentrale Platz, geeignet für Paraden und zum Exerzieren. Erst ein Siebentel der vorgesehen Bauten ist errichtet; bei diesen langgestreckten Gebäuden handelt es sich um Kasernen, die den äußeren Ring bilden, und das Zeughaus (I). Aus dem Plan stehen einige wenige Bauten durch ihre plastische Abbildung hervor, so das repräsentative „Untere Castell-Tor“ (B) zur Stadt hin und das „Obere Castell-Tor“ (A) zum Eichelsheimer Schloß hin, der Hauptaussgang der Zitadelle nach draußen. Im westlichen Teil der Festung stehen abseits drei Pulvertürme (K). Ein Hinweis auf ein Schloß ist in diesem wie anderen frühen Plänen noch nicht gegeben.

Der Plan der Stadt zeigt den charakteristischen schachbrettförmigen Grundriß. In der Stadtmitte sind vier der rechteckigen Blöcke von Bebauung freigehalten; von diesen war einer (das heutige Quadrat R 2) für den Kir-

chenbau reserviert. Der Marktplatz befand sich bereits an seiner heutigen Stelle. Viele Quadrate sind noch nicht bebaut, andere nur zum Teil. Auffällig ist die Konzentration der Bebauung in der tiefer gelegenen Unterstadt – trotz der Hochwassergefahr und des hohen Grundwasserspiegels. An der Freifläche (am Markt) steht das Rathaus (G). Die z. T. mit kleinen Parkanlagen versehenen „Quadrate“ zwischen Stadtmitte und Festung waren der Wohnbereich vornehmer Familien, die zur administrativen Elite der Stadt zählten. Ein Kirchenbau für die deutsche und französische Gemeinde war geplant, aber noch nicht ausgeführt. Für die Gottesdienste diente einstweilen die provisorische Kirche in einer der Bastionen (H). Die Stadt ist durch das rechtwinklige Straßennetz klar gegliedert; die Hauptachse führt von der Festung zum (ebenfalls plastisch hervorgehobenen) Neckartor (E), dem wichtigsten Ausgang der Stadt zum Fluß, über den eine (in den Quellen sonst nicht belegte) hölzerne Brücke geschlagen ist. Nach Osten und Westen war die Stadt nur durch schmale Pforten (C, D) zu betreten.

Unklar ist die Funktion der beiden freistehenden torartigen Bögen zwischen Friedrichsburg und Rhein. Möglicherweise befand sich jedoch zwischen ihnen eine Schiffsanlegestelle (Fährverkehr). Die eigentliche Anlegestelle (Lauer) befand sich jedoch nordöstlich der Stadt am Verbindungskanal des Neckars mit den Festungsgräben. Hier half ein Kran beim Entladen der Baumaterial heranführenden Schiffe. Daß der Raum der Stadt auf z. T. schwierigem Terrain den sumpfigen Neckarniederungen abgerungen worden war, zeigen die offenen Wasserflächen und Moraste im östlichen Bereich der Unterstadt. Solche stehenden Gewässer in der Stadt (und auch um sie herum) boten ideale Brutstätten für Krankheiten übertragende Insekten. In diesem Bereich und dem der vorgelagerten Obstgärten lag die Schwachstelle des Festungsringes, der hier immer wieder durch Neckarhochwasser und Flußlaufveränderungen gefährdet war.

Neben einigen noch bestehenden Altwasserläufen befinden sich im Osten auch Feucht- und Sumpfgebiete (nördlich von Rheinhausen). Die Kiese, Tonerden und Sande der Altarme wurden als Baumaterialien genutzt. Südlich des

Tiergartens war ein Kalk- bzw. Ziegelofen in Betrieb. Die ruhigen und stehenden Gewässer wurden (einschließlich der Festungsgräben) auch als Fischwässer benutzt. Im Bereich östlich des Heidelberger Tores liegen einige Felder, ansonsten dominiert Wiesen- und Weideland mit Baumbewuchs; auf der Mühlau befindet sich ein stattliches (Hof-)Gut, das zeitweise als Gestüt verpachtet war. Alles dies sind Hinweise auf die Erwerbsmöglichkeiten der Mannheimer Bevölkerung.

(Das Mannheim-Archiv ist ausschließlich zu beziehen über den Archiv Verlag, Kocherstr. 2, PF 8020, 38130 Braunschweig; dort kann eine Ansichtssendung unverbindlich angefordert werden.)

Anmerkungen

1 Ich danke Herrn Dr. Jörg Schadt, Leitendem Stadtarchivdirektor im Stadtarchiv Mannheim, für seine Hinweise und Anregungen. Vgl. hierzu J. Schadt, „Alles, was mit der Geschichte unserer Stadt zusammenhängt, muß gesammelt, geordnet und durchforstet werden“. 90 Jahre Stadtarchiv Mannheim, in: Mannheimer Geschichtsblätter N.F. 4 (1997), S. 651-695; Ders., Südwestdeutsche Stadtarchive als Dokumentationszentren und Partner der Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: Wirtschaft - Gesellschaft - Städte. Festschrift für Bernhard Kirchgässner zum 75. Geburtstag, hrsg. von Hans-Peter Becht und Jörg Schadt. Ubstadt-Weiher 1998, S. 33-42; vgl. demnächst auch Ders., Warum das Mannheimer Stadtarchiv schriftliche Nachlässe sammelt, in: Mannheimer Geschichtsblätter N.F. 5 (1998).

- 2 Der Merian-Plan befindet sich im Stadtarchiv Mannheim. Zu Merian und seinem Wirken in der Kurpfalz vgl. den Frankfurter und Baseler Ausstellungskatalog Unsterblich Ehren=Gedächtnis zum 400. Geburtstag des hochberühmten Delineatoris (Zeichners), Incisoris (Stechers) et Editoris (Verlegers) Matthaeus Merian des Aelteren ... Frankfurt am Main 1993, bes. S. 9f., 47f.; Frieder Hepp, Matthaeus Merian in Heidelberg. Ansichten einer Stadt. Heidelberg 1993; zur Topographia Palatinatus Rheni von 1645 vgl. Lucas Heinrich Wüthrich, Das druckgraphische Werk von Matthaeus Merian D. Ae., Bd. 4. Hamburg 1996, S. 129-149. Zur Nachwirkung des Merian-Stichs vgl. Grit Arnscheidt, Mannheim im Grundriß. Druckgraphik des 17. Jahrhunderts aus der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins, in: Mannheimer Geschichtsblätter NF 4 (1997), S. 185-215. Zum Stadtgrundriß vgl. Friedrich Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 1. Mannheim 1907, S. 127f.; zur Einordnung in die deutsche Städtegeschichte vgl. Klaus Gerteis, Die Deutschen Städte in der Frühen Neuzeit. Zur Vorgeschichte der 'bürgerlichen Welt'. Darmstadt 1986, hier S. 23; Willi Stubenvoll: Die deutschen Hugenottenstädte. Frankfurt/M. 1990, bes. S. 70ff.; „Klar und lichtvoll wie eine Regel“. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Ausstellungskatalog Karlsruhe 1990, bes. S. 48, 181ff., 222f.
- 3 Laurentius (Lorenz) Engelhard (auch die Schreibweise Engelhart ist belegt) war Ingenieur im Stabe des bayerischen Oberstleutnants Johann Jakob von Wallhausen. Der von Wüthrich (wie Anm. 2), S. 147 genannte schwedische Ingenieur Johannes Merck kommt allenfalls als Vermittler der Engelhard-Kierscherschen Vorlage in Betracht.

Anschrift des Autors:
Dr. Udo Wennemuth
Stadt Mannheim
Stadtarchiv
Postfach 10 00 35
68133 Mannheim

Der letzte Freiherr von Drais

Zu seinem 200. Geburtstag

*Und so bildete sich denn sein Entschluß,
selber ins Kloster zu gehen, immer mehr
zur Reife.*

*Joseph von Eichendorff, Ahnung und
Gegenwart*

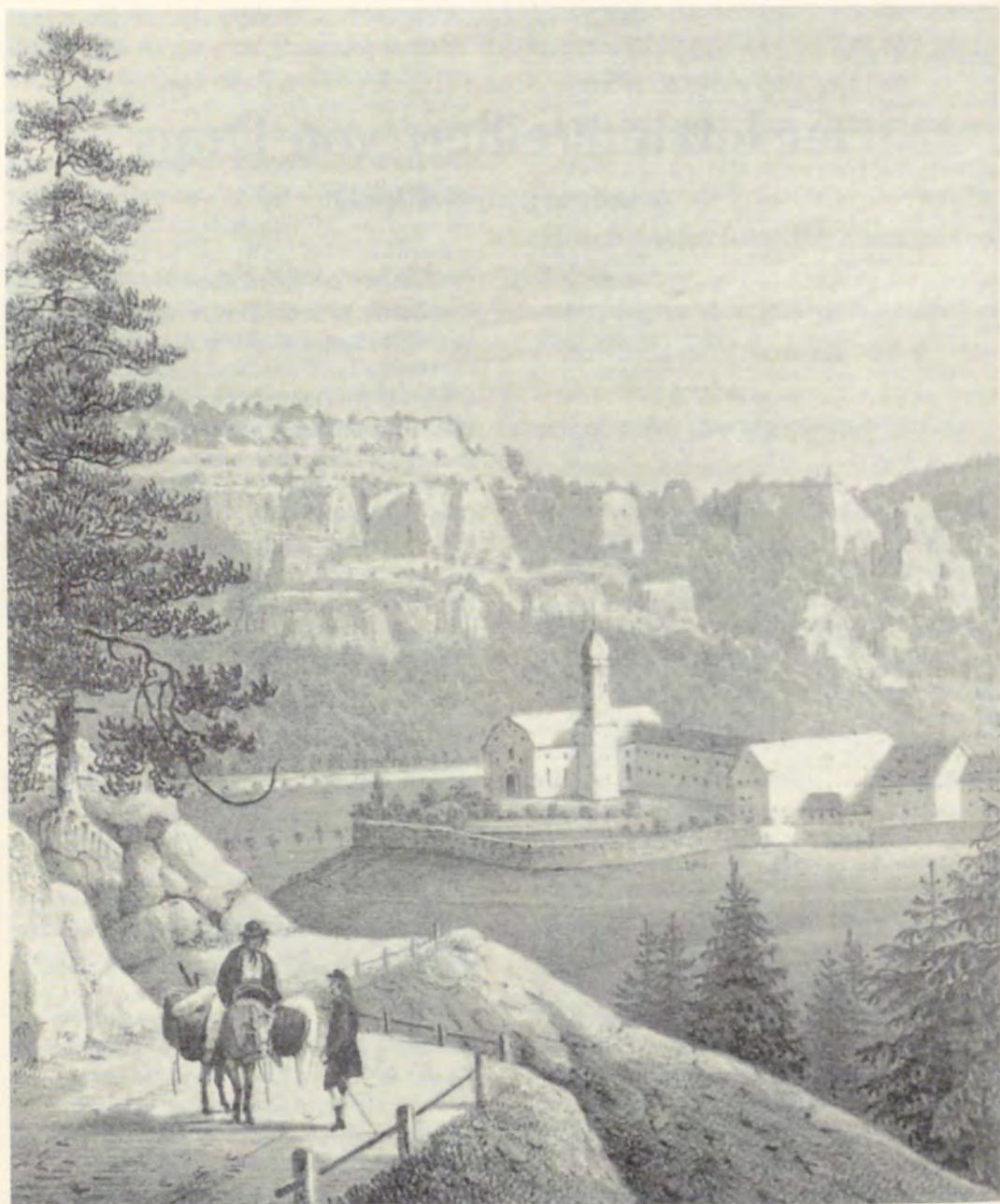
Die Freiherren von Drais, oder auch Drais von Sauerbronn, die auf ein lothringisches Geschlecht zurückgehen, haben sich gleich mehrfach in die badische Geschichte eingeschrieben. Ja sogar weit über sie hinaus wurde Carl Friedrich von Drais (1785–1851) berühmt, der, unter anderem, das Fahrrad und die „Draisine“ erfand.¹ Sein Vater, Karl Wilhelm Ludwig Friedrich (1755–1830), war Oberhofgerichtsrat und Kammerherr; vorher hatte er sich u. a. als Polizeidirektor von Rastatt und von Karlsruhe sowie als Hofkommissar verdient gemacht, als welcher er den Breisgau an Baden angliedern mußte.² Dessen Bruder, Friedrich Heinrich Georg von Drais (1758–1833), war Oberforstmeister und Kammerherr und erwarb sich durch die Anzucht fremder Bäume, die Aufforstung öder Flächen und die Gründung einer forstlichen Lehranstalt manche Verdienste.³ Und dessen Sohn – also der Vetter des Erfinders – war Johann Friedrich Carl Joseph von Drais, der am 10. Februar 1798 in Gernsbach geboren wurde.⁴

Mit seinem Vater kam der junge Johann Friedrich 1798 nach Pforzheim, 1804 nach Schwetzingen und 1807 nach Freiburg. Hier blieb der Junge bis 1811; dann wurde er an das Lyzeum nach Karlsruhe geschickt und zugleich unter die großherzoglichen Pagen aufgenommen, mit denen er Dienst bei Hofe tat. 1813 trat er in die Militärschule über, nahm schon 1814 und 1815 an den Befreiungskriegen teil und rückte zum Premier-Leutnant und Adjutant bei der Leibgrenadiergarde auf. (Das Leut-

nantpatent hatte er schon 1814 erhalten.) 1825 wechselte er, nach dem Vorbild des Vaters und des Veters, in die forstliche Laufbahn über und wurde 1826 Forstinspektor in Heitersheim, 1829 Forstmeister in Freiburg, 1845 Oberforstmeister daselbst. 1847 hieß es in einer dienstlichen Beurteilung: „Der Forstamtsvorstand Oberforstmeister von Drais, allgemein als Ehrenmann in jeglicher Beziehung bekannt, füllt seinen Posten vollständig aus und dürfte als Muster eines sehr gewissenhaften unterrichteten und erfahrenen Oberbeamten dienen, welcher seinen Untergebenen mit dem besten Beispiele vorangeht und ihnen den Begriff von wahrer Dienstehre verwirklicht. Er steht bei diesen Untergebenen in hoher Achtung und behandelt sie mit vieler Humanität ohne das Mindeste, was auf den Dienst nachtheilig einwirkt, nachzusehen.“⁵ 1848 trat Drais für kurze Zeit vom Dienst zurück, weil er auf die revolutionäre Regierung keinen Eid leisten wollte. 1858 wurde er auf eigenen Wunsch nach insgesamt 11 militärischen und 33 forstlichen Dienstjahren pensioniert.

Kurz zuvor, im selben Jahr, war seine Frau Mathilde geb. Freiin von Falkenstein gestorben, mit der er 30 Jahre lang in glücklicher, wenngleich kinderloser Ehe zusammengelebt hatte. Es schien, als neige sich nun alles dem Ende zu; aber was kam, war ein neuer Anfang.

Wie seine ganze Familie – und anders als seine Frau – hing Johann Friedrich von Drais dem evangelischen Glauben an; als Delegierter der Dekanate Schopfheim, Müllheim, Lörrach und Freiburg nahm er 1835 sogar an der evangelisch-protestantischen Landessynode teil. Aber als sich seine Glaubenszweifel mehrten, wandte er sich an Johann Baptist von Hirscher, den bekannten Freiburger Theologen, der ihm riet, sich einen anderen Priester als Berater zu suchen. Die Wahl fiel auf Alban Stolz, der



Maximilian von Ring, Beuron. Aus: E. Simon, *Le val du Danube*. Straßburg 1849.

schon mit der verstorbenen Frau von Drais bekannt gewesen war. Am 30. März 1860, als sich ihr Todestag zum zweitenmal jährte, trat Johann Friedrich zum katholischen Glauben über. An eine Dame, die ebenfalls konvertiert war, schrieb Stolz wenig später: „Herr v. Drais

freut mich, wenn ich an ihn denke; ein ernster, stiller Mann, ehemals Offizier, hat er jetzt keine wichtigere Angelegenheit, als vor Gott recht zu werden; er geht täglich in die Kirche und liest fortwährend religiöse Schriften; er ist willig wie ein Kind.“⁶

Doch zur Ruhe kam er noch immer nicht. Er betätigte sich im Männer-Vinzenzverein, den Stolz gegründet hatte, besuchte Arme und Kranke und half ihnen, so gut er konnte; auch trat er dem Dritten Orden des hl. Franziskus bei. Dann wollte er in einen richtigen Orden eintreten und ging zu den Benediktinern nach Mariastein in der Schweiz, kam aber bald wieder zurück. Dann, am 11. Juni 1864, bat er um Aufnahme in Beuron im oberen Donautal, die ihm, trotz seines beträchtlichen Alters, bereitwillig gewährt wurde. Man war wohl auch nicht besonders wählerisch in diesem Kloster, das (in einem säkularisierten Stift der Augustiner-Chorherren) erst im Vorjahr von Benediktinern neu gegründet worden war und, als Drais vorschlug, gerade drei eigentliche Mönche zählte.

Drais blieb. Am 10. August 1864 erhielt er das Ordensgewand und, nach dem eben regierenden Papst, den Ordensnamen Pius; am 16. September 1865 empfing er die vier niederen Weihen und wurde damit in den geistlichen Stand aufgenommen; am 15. Januar 1866 legte er die ersten, im Jahr 1869 die feierlichen Gelübde ab. „Seitdem fungiert er“ – so ein Augenzeuge – „als Zellerar des Klosters mit unvergleichlicher Ausdauer und altgewohnter Rüstigkeit; noch emsiger und eifriger ist er im Chor, dessen anstrengender Dienst seiner Frömmigkeit und seiner begeisterten Opferfreude Trost und Anregung in Fülle gewährt. Wer je in den letzten Jahren nach der immer anwachsenden Abtei gekommen ist, muß unwillkürlich von Ehrfurcht bewegt werden beim Anblick des silberhaarigen Mönches, der die Kukulie so stattlich trägt, als hätte er nie ein anderes Gewand getragen.“⁷

Ein anderer Augenzeuge schrieb: „P. Pius ist mit jugendlicher Kraft wie ein Riese die neue Bahn gelaufen und hat unter Gottes Gnade die junge Kommunität wie kein anderer erbaut und aufbauen helfen. Unvergeßlich wird bleiben sein heroischer Starkmut, mit dem er sofort allen weltlichen Sitten entsagt, alle klösterlichen Abtötungen auf sich genommen und jede ihm zugemutete Dispens der Erleichterung von sich gewiesen oder nur im heiligen Gehorsam angenommen hat, unvergeßlich die zarte, liebevolle Aufmerksamkeit gegen die Brüder, die Milde im Urteil gegen andere; unvergeßlich zumal sein Eifer in der nicht leichten Erlernung des

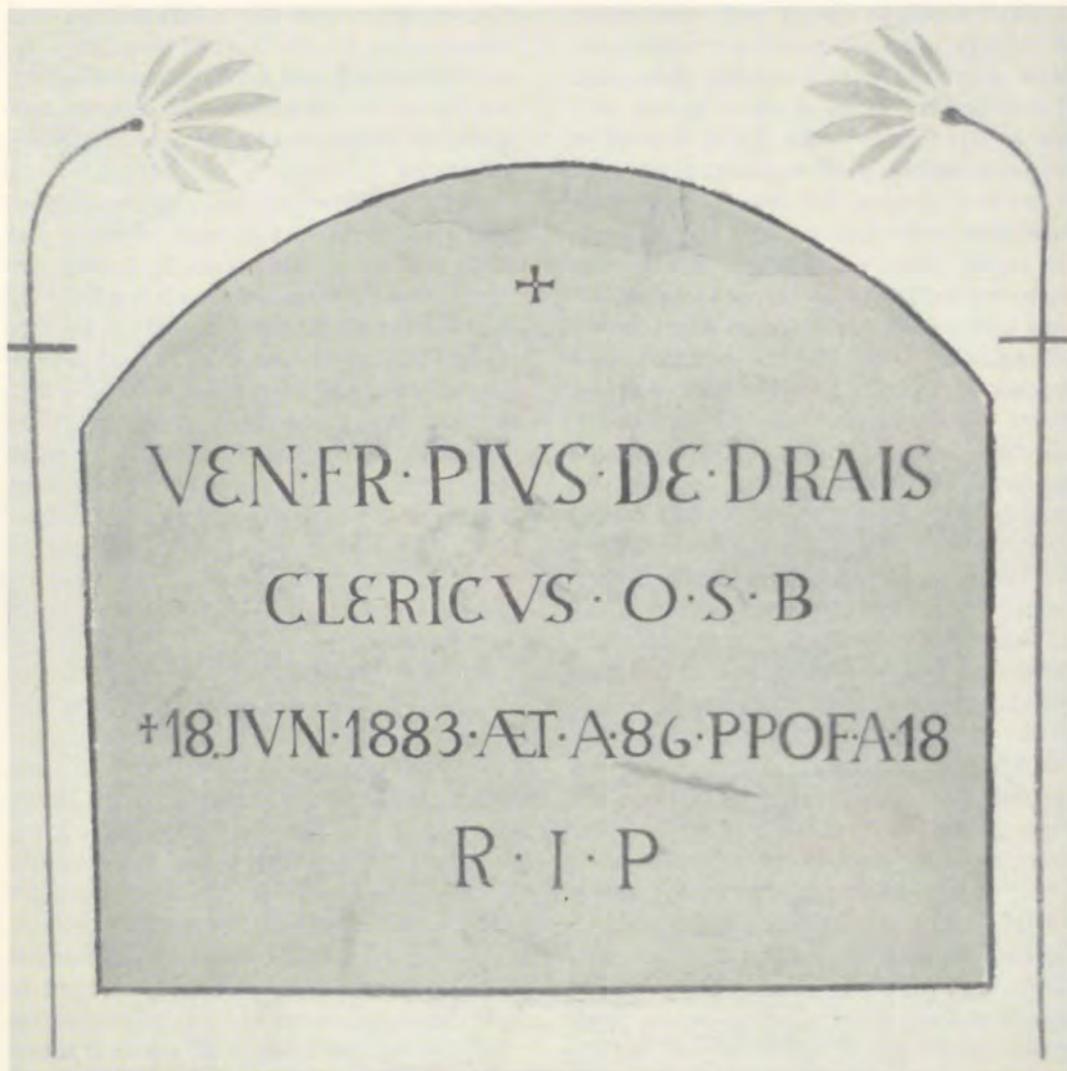
Breviergebetes und der rubrizistischen und monastischen Vorschriften und seine beispiellose Pünktlichkeit und freudige Bereitwilligkeit, mit der er die Stunde und das Zeichen zum göttlichen Dienst zu antizipieren und zu erwarten pflegte.“⁸

Ein friedlicher und beschaulicher Lebensabend war P. Pius jedoch nicht vergönnt; und nicht nur, weil er, wie gesagt, als Zellerar fungierte, also als Verwalter des rasch aufblühenden Klosters. Zu diesem Amt soll – so heißt es in der Ordensregel – ein Mann berufen werden, „der da verständig ist, reif an Charakter, mäßig in Speis und Trank, nicht hochmütig, nicht ungestüm, nicht unwirsch, nicht säumig, nicht verschwenderisch, sondern einer, der Gott fürchtet und für das ganze Haus wie ein Vater ist“⁹. Es scheint, daß P. Pius diesen Rahmen füllte; in dem, was zu einer guten Verwaltung gehört, kannte er sich als ehemaliger Amtsleiter ohnehin aus.

1868 begleitete P. Pius den Prior P. Maurus Wolter nach Rom, um dessen Erhebung zum ersten Abt des Klosters durchzusetzen. Nach der Weihehandlung sprach er eine Weile auf Französisch mit dem Papst, der zu ihm sagte: „Sehen Sie, Sie sind in Beuron Pius I., ich bin schon Pius IX.“¹⁰ 1872 gehörte P. Pius zu denen, die das belgische Kloster Maredsous aufbauten, die erste Tochterkolonie von Beuron. 1874 kehrte er nach Beuron zurück, das aber 1875 infolge des Kulturkampfes aufgehoben wurde; also ging er mit seinen Mitbrüdern noch im selben Jahr ins Exil nach Volders in Tirol. Dort feierte er seinen 80. Geburtstag. Als Geschenk erhielt er ein Gedicht, wahrscheinlich aus der Feder des damaligen Novizen und nachmaligen P. Odilo Wolff; es heißt „So spricht Herr Pater Cellerar“, und seine zweite Strophe lautet:

*Mancherlei Pfad' und Steg'
Führt mich der lange Weg,
Wüsten voll trüber Zeit,
Nächte voll Dunkelheit:
Aber des Engels Hand
Lenkte mich unverwandt
Hin in die Friedensau. . .
Gott nur vertrau!¹¹*

Aber auch Volders wurde aufgegeben, und so zog der Senior mit den Seinen 1880 weiter



Wandgrab in der Priestergruft unter der Beuronener Abteikirche. „Der ehrwürdige Prater Pius von Draais, Kleriker im Orden des hl. Benedikt, gestorben am 18. Juni 1883 im Alter von 86 Jahren, 18 Jahre nach seiner Profeß (das 2. P ist als R zu lesen) – Er ruhe in Frieden“.

nach Emaus in Prag, „und noch jahrelang sah man seine hohe, nur wenig gebückte Gestalt allmorgentlich um 4 Uhr zuerst im Chor zur Matutin erscheinen. Einmal aber kam er zu ungewohnter Stunde, noch ehe die Glocken den kommenden Tag ankündigten, in die Zelle des hochwürdigsten Herrn Abtes mit der Bitte, er möge ihn nach dem heimatlichen, stillen Beuron zurückkehren lassen; ein guter Freund habe ihm gesagt, er solle sich dort zur Ruhe legen.

Daß der ‚gute Freund‘ kein anderer gewesen als sein Schutzengel, verstand der hochwürdigste Herr Abt alsbald. – So nahm er denn nach wenigen Tagen Abschied und kehrte an die Stätte zurück, wo er zuerst im heiligen Opfer sich Gott geweiht hatte.“¹² Das war im Frühjahr 1882. Am 18. Juni 1883 ist P. Pius von Draais in Beuron gestorben. Man fand ihn in seiner Zelle, „den Spazierstock in seiner Rechten, am Rande des Bettes sitzend, den Oberkörper seitwärts

auf das Kissen hingelehnt“¹³. Offenbar hatte er gerade zu einem Spaziergang aufbrechen wollen.

„Stets anspruchslos und immer nur besorgt, niemanden zur Last zu fallen, verleugnete er auch bei seinem Tode diese schöne Tugend nicht. Er ging hinüber ohne Krankheit. Wie er von Jugend auf gewöhnt war stets bereit zu sein, am irdischen Hofe zu erscheinen, so war er auch jederzeit bereit, vor den König der Könige zu treten.“¹⁴ Mit Johann Friedrich Carl Joseph von Draï, alias P. Pius, starb auch seine Familie im Mannesstamm aus.

Das Leben des letzten Freiherrn von Draï war eines, das Brücken schlug: vom Protestanten zum Katholiken; vom Soldaten, Welt- und Ehemann zum Mönch; und vom Untergang des alten Klosters, 1802, bis zum Anfang und Aufgang des neuen. (Daß das neue ausgerechnet am 10. Februar 1863, seinem 65. Geburtstag, kanonisch errichtet wurde, war einer jener Zufälle, die daran zweifeln lassen, daß es Zufälle gibt.)¹⁵

- 4 In seinen Dienstakten (GLA Karlsruhe 76/1674 und 76/10600) ist Freiburg als Geburtsort angegeben, in der Beuroner Überlieferung 1797 als Geburtsjahr (vgl. Virgil Fiala OSB, Ein Jahrhundert Beuroner Geschichte. In: Beuron 1863–1963. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Erzabtei St. Martin. Beuron 1963, S. 39–230; hier S. 77); beide Angaben sind falsch. (Nach frdl. Auskunft des Stadtarchivs Freiburg vom 5. 6. 97, des Evang. Kirchengemeindeamts Freiburg vom 11. 6. 97 und des Evang. Pfarramts St. Jakob Gernsbach vom 3. 7. 97.)
- 5 GLA Karlsruhe 76/1674.
- 6 Alban Stolz, Fügung und Führung. Konvertitenbilder. Hrsg. v. Julius Mayer. Teil 2. Berlin (u. a.) 1911, S. 10 (über Draï vgl. insges. S. 3–31).
- 7 Zit. n. ebd., S. 20 f.
- 8 Zit. n. ebd., S. 21.
- 9 Leben und Regel des heiligen Vaters Benediktus. Hrsg. von Cornelius Kniel OSB. 4. Aufl. Beuron o. J. S. 96; vgl. das ganze (31.) Kapitel, S. 96–97.
- 10 Zit. n. Fiala, a. a. O. S. 80.
- 11 Odilo Wolff OSB, Beuron. Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben der Jetztzeit. 4. Aufl. Stuttgart 1903, S. 35.
- 12 Ebd. S. 36.
- 13 Zit. n. Stolz, a. a. O. S. 30.
- 14 Wolff, a. a. O. S. 36.
- 15 Dem hier vorgelegten Aufsatz schickte der Verf. schon einen kürzeren zum selben Thema voraus (Der Senior der Beuroner Benediktiner. Über P. Pius von Draï [1798–1883]. In: Erbe und Auftrag 5/1997, S. 395–397). Er liegt hier nun in völlig veränderter und erweiterter Form vor, wobei sich die Erweiterungen vor allem dem Buch von Alban Stolz (a. a. O.) verdanken. Dessen Kenntnis verdankt der Verf. wiederum einem freundlichen Hinweis von Herrn Ernst, Caritasdirektor in Gelsenkirchen (8. 9. 97).

Anmerkungen

- 1 Vgl.: Karl Friedrich Draï von Sauerbronn. 1785–1851. Ein badischer Erfinder (= Ausstellungskatalog). Karlsruhe 1985; Hans-erhard Lessing, Karl-Friedrich von Draï. In: Hans Schumann (Hrsg.) Baden-württembergische Portraits. Gestalten aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1988, S. 163–168.
- 2 Vgl. Friedrich von Weech (Hrsg.), Badische Biographien. 1. Teil. Heidelberg 1875, S. 194–196 – In seine Rastatter Amtszeit fiel auch der berühmte Kongreß (1797).
- 3 Vgl. ebd., S. 196.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Peter Regenscheid (1815–1886)

Vom Küfergesellen zum Lok-Führer und Revolutionär (?)

Peter Regenscheid kam am 17. 6. 1815 in Mannheim als Sohn des Küfermeisters Georg Regenscheid zur Welt. Was lag näher, als daß er auch das Küblerhandwerk erlernte und als Geselle Fässer, Bottiche und eben Kübel herstellte? Da er aber im Volk der Tüftler aufwuchs, interessierte er sich auch für Dinge, die mit seinem Beruf wenig zu tun hatten. Er war gerade 24 Jahre alt, als er ein Dampfboot herstellte und es seinen erstaunten Landsleuten im Kunstverein in Mannheim vorstellte. Damit hatte er sich selbst als technisch begabt erwiesen und wandte sich der neuen großen Erfindung seiner Zeit, der gerade erst entwickelten Eisenbahn und besonders deren Herzstück, der Lokomotive, zu.

Am 13. August 1841, er war ganze 26 Jahre alt, berichtete das Mannheimer Abendblatt in einer Extra-Beilage unter „Lokales“:

„Die fast stereotyp gewordene Überzeugung, daß ein Genie, um sich zu entwickeln und zu realisiren, einer äußeren Anregung bedarf, daß es so zu sagen aufgesucht sein will und erst durch Anleitung oder gespendete Mittel dahin gelangen kann, wirkend ins Leben zu treten, hat sich neuerdings als *unrichtig* bewiesen.

Peter Regenscheid, Küfer dahier, dessen von ihm im verkleinerten Maaße gefertigtes, vor zwei Jahren im Locale des Kunstvereins ausgestelltes Dampfboot, schon allgemeine Aufmerksamkeit erregte, hat wieder ein Werk vollendet, dessen herrliche Ausführung eben so sehr ein seltenes Talent, als eine unermüdliche Willenskraft beurkundet. Es ist ein *Locomotiv* in der Größe von 1 Fuß rhein.

Die Frucht eines zweijährigen Fleißes und bis auf die kleinste Schraube in vollkommenster Uebereinstimmung mit jedem großen, in

seiner Bestimmung wirkendes Locomotiv ausgeführt. Um dasselbe auf der dazu gefertigten hölzernen 30 Fuß langen Bahn in Bewegung zu setzen, füllt man den Kessel mit einem halben Schoppen Wasser, die Feuerung bildet 1/16 Schoppen Spiritus, und bei Loslassung der ganzen Kraft durchheilt das Miniatur-Locomotiv die Bahn mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Das Interessanteste dabei ist, daß der talentvolle junge Mann die Maschine so eingerichtet hat, daß er sie in ihrer vollen, innern Arbeit dem Auge bloßstellen kann, so daß ein jeder, dem bisher das Innere einer Dampfmaschine ein Geheimnis war, vollkommene Kenntnis von deren Beschaffenheit und Wirken erhält.

Wenn man so sieht, wie sich das Talent, ohne alle Anleitung, aus sich selbst heraus freie Bahn bricht; wenn man bedenkt, daß Peter Regenscheid nie Unterricht im Zeichnen, in der Mechanik, oder sonst einer nützlichen, sein Talent befördernden Wissenschaft erhielt, sondern allein seinem inneren Drange folgend, sich mit Aufopferung seiner zur Unterhaltung bestimmten freien Stunden, so wie an seinen Bedürfnissen abgesparter pecuniärer Mittel, Gelegenheit verschaffte, sich einer ebenso nützlichen als edlen Beschäftigung zu widmen, so gewährt es doppelt erhebende Freude, zu hören, daß dieses Talent nicht verkümmern wird, da schon höhern Ortes seiner erwähnt wurde und ihm von Seiten unseres verehrten Herrn Geheimen Rates und Stadtdirector Riegel, wie von dem verdienstvollen Director der Gewerbschule Hrn. Schröder, Männer, die alles Gute und Schöne zu fördern stets eifrig bedacht sind, Mittel und Wege zur weiteren Ausbildung zugesichert worden sind. Möge



Peter Regenscheid geb. 17. 6. 1815 in Mannheim, gest. 3. 3. 1886 in Karlsruhe.

*Peter Regenscheid gab Frau in Mannheim am 15^{ten}
 Juni 1815 in Ludwig in Mannheim Relig. Pöf. l. l. f.
 in Mannheim als Heizer angestellt am 1^{ten} April 1843
 als Lokführer am 15^{ten} August 1844.*

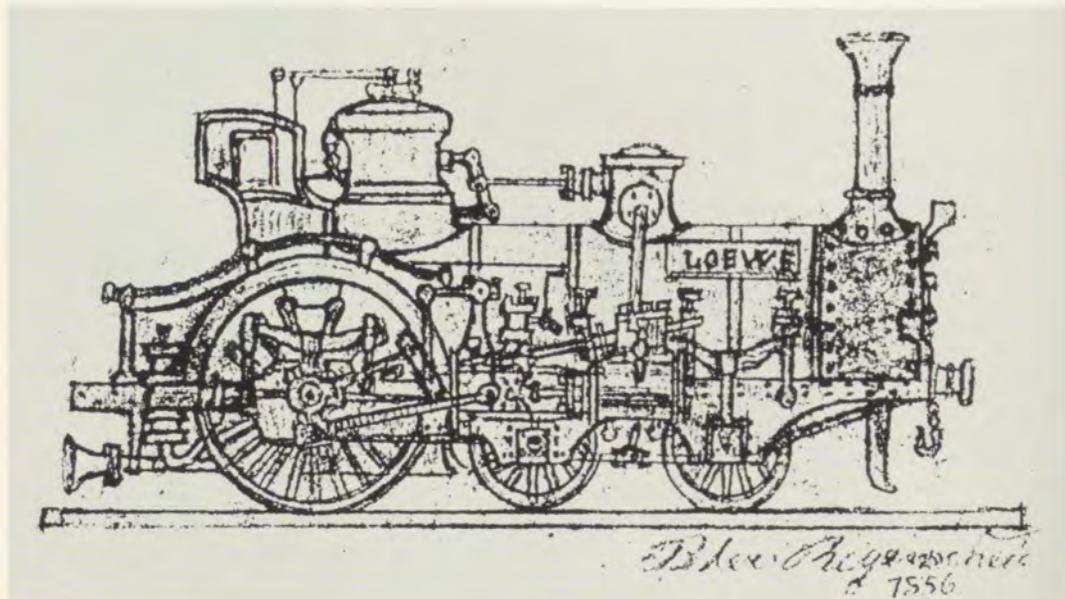
Regenscheid sein Ziel rüstig erstreben, damit die reiche Blüthe sich zur Frucht gestalte und Mannheim mit gerechtem Stolz ihn den Seinen nennen kann.“

Wie der Berichtstatter hervorgehoben hat, sei man schon „höheren Ortes“ auf das Talent des Peter Regenscheid aufmerksam geworden. So erstaunt es nicht, daß er bei der Eisenbahn, die seit 1840 auch in Baden, zwischen Heidelberg und Mannheim verkehrte, im April 1843 als „Heizer“ und im August 1844 als Lokomotiv-Führer angestellt wurde. Damit hatte er mit 29 Jahren eine für seine Zeit herausragende Aufgabe übernommen, die nach heutigen Vorstellungen mit der des Jet-Piloten verglichen werden kann.

Vor 150 Jahren war die Eisenbahn die bahnbrechende Neuerung im Verkehr von Personen und Waren. Dem Lok-Führer war das Wohl und Wehe der Fahrgäste anvertraut, er trug die Verantwortung für alles, was in seinem Zug befördert wurde. Welche Ausmaße diese Verantwortung annehmen konnte, sollte er selbst in einer schwierigen Lage während der Revolution von 1848/49 erfahren.

Seit 1843 war die Bahnverbindung zwischen Heidelberg und Karlsruhe in Betrieb. Er war also einer der ersten Lok-Führer in Baden.

Als er im Jahre 1849 mit seinem Zug von Karlsruhe kommend in Mannheim eintraf, stand er den Truppen gegenüber, die vom Großherzog aus Preußen und Hessen herbeigerufen



Handzeichnung der Lok „LOEWE“ von 1856 (Größe der Original-Zeichnung 9,4 x 5,3 cm)

worden waren, um die Revolution in Baden niederzuschlagen. Den Truppen war die Bahn höchstwillkommen, weil sie auf ihr den Marsch nach der badischen Hauptstadt sich ersparen und diese schnell und bequem erreichen konnten. Peter Regenscheid erhielt den Befehl, die Truppen nach Karlsruhe zu befördern. Er war in einer recht unübersichtlichen Lage. Ein Widerstand gegen die militärische Gewalt wäre ihm schlecht bekommen. Also mußte er sich fügen. Während die Soldaten die Waggons besetzten, koppelte er die Lok ab, um sie am anderen Ende des Zuges für die Rückfahrt anzukoppeln. Was ihm bei diesem Manöver durch den Kopf ging, ist nicht bekannt. Vielleicht, daß der Großherzog außer Landes geflohen war? Oder daß in Karlsruhe eine provisorische demokratische Regierung im Amt war, in deren Diensten er stand?

Jedenfalls „vergaß“ er am anderen Ende des Gleises, den Rückwärtsgang einzulegen, gab statt dessen Volldampf voraus und fuhr mit der Lok allein nach Hause. Er riskierte bei diesem Husarenstreich sein Leben, denn die Soldaten schossen hinter ihm her. Ein Geschoß fuhr durch die Krempe seines Hutes.

Die preußischen Truppen mußten also doch den Weg zu Fuß zurücklegen und zogen etwa zwei Tage später, am 25. 6. 1849 durch Karlsruhe, an ihrer Spitze der „Kartätschenprinz“. Als sie durch die Kaiserstraße marschierten, stand Peter Regenscheid im zweiten Stock hinter einer Gardine und dachte: „wenn die jetzt wüßten, daß ich hier stehe, dann ging es mir gnitz!“

Als mir mein Onkel 1936 am Tegernsee diese Geschichte erzählte, meinte ich erstaunt, daß Peter Regenscheid, sein Großvater, ein Riesenglück gehabt habe, daß ihn die Soldaten nicht getroffen hätten, als er ihnen davonfuhr. Da sagte der Onkel, der im ersten Weltkrieg als Leutnant im Osten schwer verwundet worden war, mit einem kleinen Lächeln auf gut badisch: „*Ha weisch, so schnell schieße netemol die Preiße!*“

Anschrift des Autors:
Bertold Elzer
Bensberg, Odinweg 25
51429 Bergisch-Gladbach

Georg Weber 1808–1888

Weltgeschichte für die gebildeten Stände,
Königsarbeit des Historikers

„Nach welchem Weber heißt eigentlich die Heidelberger Weberstraße?“ fragte sich Ernst Gund vom Neuenheimer Stadtteilverein und brachte mit seinem Vortrag Lokalpresse und Stadtverwaltung auf Trab. Nicht Max, nicht Alfred, sondern Georg, der historische Schriftsteller und Ehrenbürger Neuenheims (erst nach Eingemeindung auch Heidelbergs), war der Namensgeber. Oberbürgermeisterin Beate Weber, nicht verwandt, doch gern behilflich, enthüllte im Spätjahr des 190. Geburts- und 110. Todesjahres des Jubilars ein erläuterndes Zusatzschild.

Georg Weber wurde in Bergzabern als französischer Staatsbürger (citoyen) geboren. 1808 war Napoleon 39 Jahre alt, seit 4 Jahren Kaiser, Empereur, auf dem Höhepunkt seiner Macht. Nach dem Wiener Kongreß (1815) wurde der linksrheinische Teil der Pfalz, die Rheinpfalz, eine bayrische Exklave mit Sonderrechten und Teil des Deutschen Bundes.

Und nicht leicht hätte man einen ungleichen Ehebund schließen können, als indem man das leichtlebige, redselige Volk der Rhein- und Weinlande an das phlegmatische, wortkarge, biertrinkende Bayernvolk knüpfte¹.

Von den Franzosen ohne Adel hinterlassen, erscheint die Rheinpfalz den Bayern als „Hottentottenland“, freiheitsverwöhnt, aufmüpfig, plebejisch. Als Bismarck im gleichen Jahr (1815) auf die Welt kommt, ist Georg 7 Jahre alt. Er fällt auf durch Fleiß und Schönschrift. Mit 16 bringt er sich selbst soweit Latein und Griechisch bei, daß er die Aufnahme ins Speyrer Gymnasium schafft, mit 20 macht er als Bester

dort Abitur. Erster Studienort ist Erlangen, wo die evangelischen Bayern Theologie studieren. Das tut er auch. Er wird Mitglied der Burschenschaft Teutonia, steigt alsbald auf Geschichte um, kommt 1829 nach Heidelberg, ins – noch nicht so lange badische – „Neckar-Athen“. Hier begründet er die Alemannia mit, bleibt jedoch ein eher seltener Gast, weil das Geld fehlt. Neben Studium und Doktorarbeit ist er Hauslehrer bei einer englischen Familie, die in Indien zu Geld gekommen ist und mäßig begabte Söhne hat. Zwei Jahre reist er mit in die Schweiz, durch Italien und nach Paris. In Genf beschäftigt er sich eingehend mit Calvin, Voltaire, Rousseau, die zeitweise hier gelebt haben. In Florenz mit Dante, Macchiavelli, Savonarola. In Rom mit der Antike, der Völkerwanderung, der Renaissance, dem Papsttum. In Paris fasziniert ihn das Kompromißregime des Bürgerkönigs Louis Philippe und auch „die in der Tiefe der Revolutionspartei lauernden Furien“².

1835 wird er in Bergzabern zum Rektor einer neuen Lateinschule berufen. Sein Heidelberger Mentor Friedrich Christoph Schloßer ermunterte ihn zu einer akademischen Laufbahn. Aber unbemittelter Privatdozent wollte er nicht mehr sein.

Ich hatte die Bitterkeit der Armuth zu tief und zu lange gekostet, als daß ich mich im dreißigsten Lebensjahre von Neuem einem ungewissen Schicksal hätte hingeben mögen.³

In Heidelberg wurde bald darauf eine „Höhere Bürgerschule“ gegründet, die spätere Realschule, dann Realgymnasium, heute Helmholtz gymnasium, und Georg Weber ließ sich

berufen als „zweiter wissenschaftlich gebildeter Hauptlehrer“. Er heiratet die aus Frankfurt zugezogene, vermögende Ida Becher und kann zwei Jahre später ein repräsentatives Haus in der Neuenheimer Landstr. 8 erbauen. Idas Bildung ging, wie er treuherzig vermerkt, „weit über die gewöhnliche weibliche Sphäre“; und:

Mit dieser Verbindung trat ich in einen angesehenen Familienkreis ein, der den einsam und vaterlos herangewachsenen Mann wohlwollend und großmüthig in seine Reihen aufnahm und dem als Glied beigezählt zu werden stets mein größter Stolz gewesen ist.⁴

1848 wird ihm die Direktion „nebst dem Charakter eines Professors“ übertragen. Kurz vor der Revolution war sein zweibändiges Lehrbuch der Weltgeschichte erschienen, der „Kleine Weber“. Der 15-bändige „Große Weber“ erschien von 1857 bis 1880, also über seine Pensionierung hinaus. Die war 1871, im Jahr der Reichsgründung. Er starb im „Dreikaiserjahr“ 1888, zwei Jahre vor Bismarcks Abgang von der politischen Bühne. Weber hat den preußischen Durchmarsch bejaht. In den „Heidelberger Erinnerungen“ schreibt er, sein Freund Gervinus habe gegrollt, daß es anders gekommen ist als die 48-er konstitutionellen Liberalen es wollten, und der berühmte Germanist habe sich schmollend in sein Studierzimmer zurückgezogen. Immerhin fügt Weber dann an, die vollkommene Wahrheit wohne nur bei Gott. Dem Menschen sei nur „das Streben und Forschen danach als göttlicher Keim in die Seele gesenkt“.⁵

Seine Jugend schildert Weber als recht entbehrungsreich. Ein „Eichhörnchen“ habe er sein müssen:

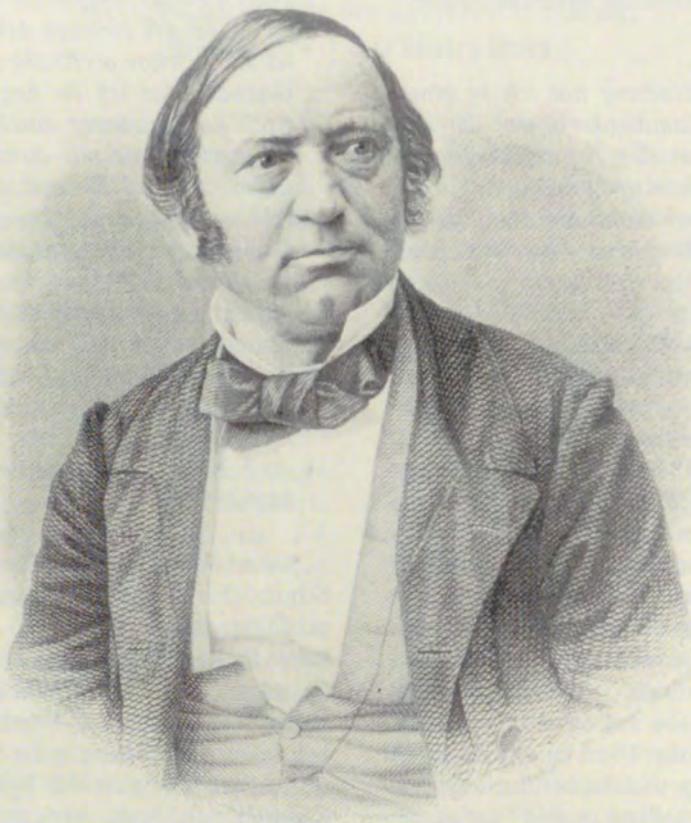
So lange es die Witterung erlaubte, ging ich barfuß und in Hemdsärmeln, und Sommer wie Winter trug ich dasselbe dünne Zeug. Ich sammelte Holz für den Winter, ich las Aehren in der Erntezeit. (. . .) Der Wald war meine Heimat. Mittelst „Steigeisen“, die ich mit Lederriemen an die Füße schnallte, und deren spitze Haken ich in die Baumrinde einstemmte, vermochte ich

die höchsten glatten Stämme wie ein Eichhörnchen zu erklettern, um in deren Wipfel dürre Äste mit einem Handbeil abzu-hauen, die den Holzbedarf des Hauses lieferten. Wie oft habe ich einigen Kameraden, meistens älter als ich, selbst aber weniger energisch und unternehmend, bei der gleichen Arbeit Hilfe geleistet! Denn schon als Knabe pflegte ich jedes Geschäft, das ich in Angriff nahm, mit Kraft und Ausdauer durchzuführen, eine Eigenschaft, die mir durch mein ganzes Leben treu blieb und der ich meine meisten Erfolge zu danken hatte.

Gar mancher trägt aus den Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Jugend ein mürrisches Temperament, eine verbitterte Stimmung für das ganze Leben davon: dank den liebevollen Eindrücken im Mutterhause habe ich stets einen menschenfreundlichen Sinn, ein heiteres, wenn auch etwas elegisch angewehrtes Gemüth bewahrt.“⁶

Georg Weber ist durch seine erfolgreichen Schulbücher und die „Weltgeschichte, für die gebildeten Stände bearbeitet“ selbst ein wohlhabender Bildungsbürger geworden. Er war der meistgedruckte und meistübersetzte Schriftsteller seiner Branche.⁷ Bearbeitungen seiner Lehrbücher wurden bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts, also über 100 Jahre, über drei Generationen lang, verlegt. Aber in der Geschichte der Geschichtsschreibung, z. B. in dem Standardwerk „Geschichte der Neueren Historiographie“ des Schweizer Eduard Fuetter (Zürich, 1911), kommt er überhaupt nicht vor. Das liegt daran, daß er gegen all sein Streben von einigen zur trivialen, dilettantischen Literatur oder, etwas vornehmer ausgedrückt, zur „publizistischen Historiographie“ gerechnet wurde, wie heute z. B. Sebastian Haffner, – nicht zur akademischen und damit (einstmals) allein zählenden Klasse.

Der Historiker müsse, so sagt Weber, ein „treuer Pilote“ sein: Der Begriff gehört damals noch zur Seefahrt. Ein Steuermann ist gemeint. Der muß nämlich den Blick auf die „lichten Gestirne“ richten und durch die Gefahren verschlingender Ungeheuer, „destruktive Gewalten“, „negierende Mächte“, das „verwirrende



Gernst sin gegen jete unspuiflige Bestra-
bung ist maſſen Humanität.

H. G. Weber.

Labyrinth gouvernementaler und kirchlicher Regulative“ einfach hindurchsegeln im „Glauben an den Sieg der Wahrheit“⁸:

*Ich empfinde ein inneres Widerstreben, in die schlammigen Bäche der Unsittlichkeit hinabzusteigen und die Charakterbilder für einzelne Persönlichkeiten und Perioden in der Verworfenheit und im Laster zu suchen*⁹

Er wollte klassisch sein. Die romantischen Versuchungen seiner Zeit, sei es ins Christlich-Mystische, sei es ins Weltlich-Träumerisch-Dämonische, lehnte er ab. Über den Maler der Schule der Nazarener, Friedrich Overbeck, sagt er mißbilligend:

*Bei der vorherrschenden Unsinnlichkeit seiner Bilder, die sich bis zur Allegorie steigerte, ging die Kraft und der Sinn für das Große und Gewaltige verloren.*¹⁰

Er findet das „überspannt“¹¹. Auf der Gegenseite finden der „Hang zum Realismus“, die „äußerliche Auffassung des Lebens“¹² bei den französischen Romantikern auch nicht seine Billigung. Denn:

*Die wahren Musterbilder haben Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian und Michelangelo geschaffen, indem sie die Wirklichkeit idealisierten und die metaphysischen Gebilde der Religion in die irdische Menschenwelt einkleideten, das Himmlische in der sinnlichen Menschengestalt zurückstrahlen ließen. (...) Die Natur... kann aus ihrem Schoße Schönes und Häßliches hervorgehen lassen, aber der menschliche Genius muß... nur wiedergeben, was über dem Gemeinen und Vergänglichen liegt.*¹³

Webers Meinung nach waltet Gerechtigkeit in der Geschichte, siehe z. B. das Schicksal Napoleons. Es gibt einen Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Edleren. Am Ende triumphiert die Wahrheit. Und das Vaterland ist ein hoher Wert. In seinem Urteil sucht der „treue Pilote“ stets eine Mitte. Er tadelt finsternen Romanismus auf katholischer Seite und

den Pietismus auf evangelischer. „Vermittlung und Versöhnung“ waren für ihn Kategorien des politischen Anstands. Zum Hambacher Fest 1832 bemerkt er, das Regierungssystem trug große Gebrechen, aber bei den Vorfechtern der Freiheit habe es viel Übertreibung, Unverstand, hohles eitles Wesen gegeben. Die Obrigkeit hätte also die billigen Wünsche und Forderungen durch zeitgemäße Reformen befriedigen sollen, „dabei aber immerhin die Ungebührlichkeiten und Übertreibungen zurückweisen mögen“.¹⁴ Mit dieser Art biedermeierlicher Ausgewogenheit schreibt man aber keine Bestseller. Wie denn also?

*Der Historiker muß den gegebenen Stoff sorgfältig prüfen und durchforschen, die Ergebnisse in sein Herz einströmen lassen und sie verklärt und mit Künstlerhand veredelt in die Seele der Leser ausstrahlen.*¹⁵

Georg Weber erzählt, er habe wegen der Gliederung der Stoffmassen nicht in andere Weltgeschichten geschaut sondern nach reiflichen Studien lange Spaziergänge gemacht und dann schöpferisch komponiert: „Königsarbeit“¹⁶!

Da kamen Geniestreiche heraus, die noch heute Bestand haben:

Das Großkapitel Neuzeit (also Humanismus, Reformation, Entdeckung Amerikas) wird eingeleitet mit einigen Seiten über „Compaß, Schießpulver, Buchdruckerkunst“. Dann folgen Architektur und Malerei in Italien und den Niederlanden. Sogar ein eigener Paragraph über die Entwicklung der Tonkunst. Georg Webers Schüler lernten also mehr und Interessanteres als ihre heutigen Nachfolger in lehrplangefesselten Leistungskursen!

Vor dem Eintritt ins Revolutionszeitalter sodann beschäftigt Georg Weber das Phänomen einer „Öffentlichen Meinung“ und ihrer Wirkungen: Die englischen Freidenker, Frankreichs „kirchenfeindliche Literatur“, gemeint sind Voltaire, Montesquieu, Rousseau, der holländische Club und die Encyclopädisten. Später werden sozio-ökonomische Kapitel eingeflochten über Proletariat, Pauperismus, Communismus, kirchliche Streitfragen. Den zeitgenössischen Quellenherausgebern und

modernen Aktenstöberern fühlte Weber sich überlegen:

*Wie verdienstlich auch die subtile Einzel-
forschung in manchen Fällen sein mag, so
können wir darin doch nur die Kärner-
und Handlangerdienste beim Bauen der
Könige erblicken.¹⁷*

Der König also zieht die Summe aus alledem. Georg Weber war hochbefriedigt, daß der Meister der historisch-kritischen Forschung, Leopold von Ranke, sich gegen Ende seines Lebens auch noch an eine – unvollendet gebliebene – Weltgeschichte gemacht hat. Damit sei die bislang unterbewertete Gattung in den Adelsstand erhoben worden.

Ende des 19. Jahrhunderts galt Edward Gibbon, ein englischer Aufklärer, als längst veraltet. Aber Georg Weber weist ausdrücklich auf ihn als ein Vorbild hin:

In seiner Geschichte findet man neben den politischen und kriegerischen Staatsaktionen auch die sittliche Welt wie sie sich in den öffentlichen Institutionen, in Religion und Kirche, im Gerichtswesen und in der Verwaltung ausgeprägt hat, ihre entwickelnde Darstellung. Dabei ist das Werk frei von der pessimistischen Weltanschauung eines Tacitus; über das Ganze ist ein Hauch heiterer Anmuth ausgegossen, der bisweilen einen Zug von Ironie gegen die traditionellen Auffassungen an sich trägt.¹⁸

Georg Weber, nebenbei auch Ehrendoktor der theologischen Fakultät der Uni Heidelberg, übernimmt und pflegt die wenig katechismustreue Auffassung Friedrich Schillers, die Weltgeschichte sei das Weltgericht. Das Arbeitsfeld Geschichte erschließt also nicht nur Innerweltliches sondern hat eine theologische Dimension. Weber nähert sich somit der Vorstellung des Astronomen Johannes Kepler, der in den Planetenbahnen die Gedanken Gottes meinte erkennen zu können. Nicht ganz so genau vermögen wir in der irgendwie gerecht agierenden Geschichte zu lesen. Deshalb kann man mit Pathos ihr treuer „Hüter“ sein wollen, ihr Werteschaffen gar „mit blanker Waffe“¹⁹ wie ein Erzengel verteidigen. Ob da die sogenannte

süddeutsche oder auch idealistische, philosophische Schule nicht selbst etwas „über-spannt“? Ist doch Geschichte, wie Weber selbst ausführt, Artefakt, menschliches Handwerk, Kunsthandwerk oder sogar Kunstwerk bei Einbeziehung fleißig ausgeforschter Geschehnisse, geistiger Strömungen, materieller Entwicklungen usw. unter Hinzufügung der Farbe unserer Fragen und Urteile. Die theologische Überhöhung der Weltgeschichte erscheint doch als ein anmaßendes Unternehmen. Jahwe-Vater-Gott, wenn er ein so kompetenter Richter sein sollte, bleibt in seinem Urteil unserer Weisheit entzogen, da hilft auch das Ersatz-Weltgericht einer gar listigen, um Ecken herum angeblich doch gerechten Weltgeschichte nicht heraus. Entweder rechnet Gott ganz am Schluß, aber eben jenseits der Geschichte ab, das ist Glaubenssache (daran hält sogar der kritische Voltaire fest, um die Idee der Gerechtigkeit zu retten), oder das Spekulieren geht an: Hegels Weltgeist-Dialektik, Marx' Klassenkampfeschema oder Webers Verteidigung einer nachgerade komischen „Ehre“ der Dame Weltgeschichte in ihrem hehren Tempel. Diese Entwürfe haben ausgedient. Der Nachkomme bescheidet sich damit, nicht zu wissen, wo die Evolution der Natur und die Entwicklung der Menschengesellschaften hinführt. Georg Weber hatte es leichter. Es gab noch keine zwei Weltkriege nach Gründung des Deutschen Reiches unter preußischer Hegemonie. Keine Atombomben, keinen Holocaust. Unsere „späte Geburt“ wirkt nicht nur, wie der vormalige Bundeskanzler Helmut Kohl meinte, entlastend, sondern vor allem ernüchternd. Die Denkmalsquerelen um den Holocaust in Berlin! Die Juristen, die überlegen sollen, welchen Geldgebern und Konzernen wohl mal der entscheidende Gen-Bauplan des Menschen gehören wird! Fortschrittsgläubige haben es gegenwärtig schwer. Ob Georg Weber sich dennoch auf die heitere Seite geschlagen und – sagen wir – an der Einführung z. B. des EURO erbaut hätte?

Nur wer mit verschlossenen Augen in die sonnige Welt blickt, kann verkennen, daß die Menschheit mit kühnen und mächtigen Schritten zu der Höhe emporsteigt, wo die Götter des Erdenglückes wohnen.²⁰

Das „Eichhörnchen“, der „treue Pilote“, der „König“, der „Hüter des Tempels“: Vier authentische Selbstbezeichnungen eines Autors, der sich als idealisierender Künstler verstand. Solcher Ehrgeiz wurde hier vermieden. Der Nachfahr vermag Georg Weber auch im Methodischen nur noch ein Stück Wegs zu folgen, bleibt kühlerem Realismus verhaftet, somit unterhalb der Kunstidee des Ahnen.

Anmerkungen

- 1 Georg Weber, *Jugendeindrücke und Erlebnisse*. Ein historisches Zeitbild. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig, 1887, S. 36
- 2 a. a. O. S. 217
- 3 Ebd. S. 229
- 4 Ebd. S. 230 f
- 5 G. W., *Heidelberger Erinnerungen*. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1886, S. 210, resp. 206
- 6 G. W., *Jugendeindrücke*, a. a. O., S. 44/45
- 7 Wolfgang Schlegel, *Georg Weber (1808-1888)*, in: *Pfälzer Lebensbilder*, Vierter Band, Hrsg. Hartmut Harthausen, Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur

- Förderung der Wissenschaften in Speyer, 1987, S. 179-204 (mit Bibliographie und Literaturangaben)
- 8 S. 249
 - 9 S. 242
 - 10 G. W., *Lehrbuch der Weltgeschichte*, 11. Aufl., Verlag Wilhelm Engelmann, Leipzig 1865, 2. Band, S. 574
 - 11 Ebd. S. 580
 - 12 Ebd. S. 580
 - 13 G. W., *Jugendeindrücke*, S. 153
 - 14 G. W., *Lehrbuch der Weltgeschichte*, S. 640
 - 15 G. W., *Jugendeindrücke*, S. 246
 - 16 Ebd. S. 250
 - 17 G. W., *Jugendeindrücke*, S. 248
 - 18 Ebd., S. 172
 - 19 Ebd., S. 250
 - 20 G. W., *Lehrbuch der Weltgeschichte*, S. 858

Anschrift des Autors:
 Dr. Karsten Weber
 Wilhelm-Kolbstr. 3a
 76187 Karlsruhe

Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee

Zum Gedenken an ihren 150. Todestages am 24. Mai 1998 in Meersburg

Vor 150 Jahren, am 24. Mai 1848, ist die größte deutsche Dichterin des 19. Jahrhunderts, Annette von Droste-Hülshoff, auf der alten Meersburg am Bodensee gestorben. Das westfälische Freifräulein hatte bei ihrer dort verheirateten Schwester, Jenny Freifrau von Lassberg „die zweite Hälfte“ ihrer Heimat, und auf dem idyllischen Friedhof des sehenswerten Residenzstädtchens Meersburg in einem schlichten Grab ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Die Stadt, in der es gleich zwei Droste-Museen (im Alten Schloß und im Fürstenhäusle) gibt und die seit vielen Jahren den „Meersburger Droste-Preis für Schriftstellerinnen“ verleiht, ist dadurch zu einem Mekka der Lyrikfreunde und Germanisten geworden. Sie veranstaltet 1998 ein anspruchsvolles Programm „auf den Spuren der Droste“.

Zahlreiche Bücher über die Droste und ihre Zeit sind zu ihrem zweihundertsten Geburtstag im Vorjahr und zu ihrem hundertfünfzigsten Todestag erschienen, darunter auch das Buch „Annette v. Droste-Hülshoff im Spannungsfeld ihrer Familie – biographische Skizzen“, das nicht nur deshalb interessiert, weil es von dem in Baden lebenden Ur-Ur-Großneffen der Dichterin, Wilderich Frhr. Droste zu Hülshoff, verfaßt ist, sondern weil es eine Fülle von biografischen Details, auch aus der Meersburger Zeit der Dichterin, erstmals einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich macht.

Mit freundlicher Genehmigung des C. A. Starke-Verlages drucken wir daraus einige Passagen über die Beziehung der Droste zum Bodensee ab.

DIE FAMILIÄRE HERKUNFT – URADELIG, ABER BÜRGEROFFEN

Freiin Anna-Elisabeth (Annette) Droste zu Hülshoff (12. 1. 1797–24. 5. 1848) – sie schrieb sich in der heute international in der Droste-Literatur gebräuchlichen Kurzform Annette v. Droste-Hülshoff – ist auf der Wasserburg Hülshoff bei Roxel im westfälischen Münsterland geboren . . . Die Droste steht zu ihrer Herkunft; sie spricht in einem Brief von ihrer „trockenen münsterschen Natur“ und bezeichnet sich als „armes loyales Aristokratenblut“ . . . Bei aller Offenheit und Natürlichkeit, die gerade sie im Umgang mit Angehörigen des Bürgertums auszeichnete, kritisierte sie doch eine gewisse „geistreiche Tackellosigkeit unseres modernen Bürgerstandes“ und erholte sich bei „Leuten aus der alten Schule, die so ehrerbietig und doch würdig ihre Stellung auszufüllen wissen“, wie sie sie . . . im ehemaligen fürstbischöflichen Residenzstädtchen Meersburg antraf . . .

Familiäres Erbeil der Droste waren nicht nur die materielle und menschliche Geborgenheit und die Chance, auch als Frau eine außergewöhnliche Bildung vermittelt zu bekommen. Vielmehr war es auch das Bewußtsein, aus einer so alten Familie und einem Elternhaus zu stammen, das bereits seit 1417, d. h. schon damals fast 400 Jahre lang, Wohnsitz der Familie gewesen war (und übrigens heute noch ist) . . . Daher kam auch die beim Landadel tief wurzelnde Verbundenheit mit Land und Leuten, mit der Heimat . . . Dieses innere Leben in der Heimat dürfte der Droste auch geholfen haben, so tief den Charakter der Bodenseelandschaft zu erfassen, die sie „die zweite Hälfte

meiner Heimat nannte“ . . . Auch die Meersburg am Bodensee . . . ist von ihr in einem Gedicht „Das alte Schloss“ besungen worden. Dort heißt es über das – nicht gerade komfortable – Lebensgefühl der Schloßbewohner:

*„ . . . Und die grauen Ahnenbilder
Sind mir Stubenkameraden,
Wappentruh und Eisenschilder
Sofa mir und Kleiderladen . . .*

*„ . . . Denn, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben
Fühl ich stark mich wie ein Hühne,
Von zerfallendem umgeben.“*

**DAS „DICHTERISCHE ICH“ DER
DROSTE ODER: „NIMM MICH WIE
GOTT MICH HAT GEMACHT UND
LEIH MIR KEINE FREMDEN
ZÜGE . . .“**

Allein die Abstammung und der Hintergrund der Droste machten aus ihr selbstverständlich noch keine Dichterin, nicht einmal die besonders sorgfältige Erziehung. Die wichtigste Mitgift der Familie war vielmehr ihre außerordentliche literarische, musikalische und naturkundliche Begabung, obwohl geniale Gaben immer auch direkt „von Gottes Gnaden“ sind . . . „Nimm mich wie Gott mich hat gemacht und leih mir keine fremden Züge“: . . . Als hätte die Droste geahnt, was ihr in 150 Jahren Literaturgeschichte noch bevorsteht, hatte sie diesen Satz in ihrem gleichnamigen Gedicht an Levin Schücking (1814-1883) gerichtet. Daran wollen auch wir uns halten, indem wir . . . nur Augenzeugen das Wort erteilen: In seinem „Lebensbild“ 1862 beschreibt Levin Schücking die 33-jährige Annette, wie er sie bei seinem ersten Besuch in Erinnerung hat: „Ihr Äußeres machte einen eigentümlichen Eindruck. Diese wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war fast wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das zu einer hohen Krone aufgewunden auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten.

Auffallend schön war der zierliche, kleine Mund mit den beim Sprechen von Anmut umlagerten Lippen und feinen Perlenzähnen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sie den Kopf, um ganz aufrecht den zu fixieren, der vor ihr stand; und namentlich dann, wenn sie irgendeine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte; dann hob sich lächelnd ihr Haupt, und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Übermut, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmütigkeit so scharf blickenden hellblauen Auge leuchtete.“

. . . Annette provozierte manche durch die Stärke ihrer Persönlichkeit . . . Aber ein genialer Mensch ist lediglich von einer großen, verzehrenden inneren Geistseelischen Kraft, vom „Genius“, angetrieben, die ihn gebieterisch drängt, ihr Gestalt nach außen zu verleihen – auch gegen Widerstände aller Art . . . Hätte nicht wenigstens Annettes Werk alle schon zu Lebzeiten von ihrer Genialität überzeugen müssen? Die Droste selbst sah das realistisch, traute sie doch den Menschen noch nicht einmal zu, sich selbst in ihrer Bedeutung für die Nachwelt richtig einzuschätzen. Darüber schrieb sie 1843 an Levin Schücking: „übrigens erwarte ich, ernstlich gesprochen, keinen so schlagenden Erfolg wie Ihre Liebe Ihnen vorspiegelt, zuvörderst keinen schnellen, ich muß Zeit haben und mich, wie andere schlechten Poeten, mit der Nachwelt trösten, – Ich wollte wir könnten unseren Nachruhm wie einen Pfauenschweif hinter uns ausbreiten und beäugen, aber da würde freilich Mancher einen traurigen Gänseschwanz zu sehn bekommen, oder gar nichts!“ . . . Um aber auch Annettes Selbsteinschätzung zu erfassen, müssen wir ihr Werk, besonders die sog. „Dichter-Gedichte“ ansehen: Welch eine Kraft, welch ein Selbstbewußtsein spricht daraus, wenn sie (die Droste) z. B. im gleichnamigen Gedicht von der „rechten Stunde“ spricht, „die dir der Genius bestimmt“ und von ihrem „Zauberwort“, wenn jedes wilden Geiers Schrei in ihr die wilde Muse weckt! Da zeigt sie den Dichter, wie er

Annette von Droste-Hülshoff

*im Spannungsfeld
ihrer Familie*

Biographische Skizzen

*von Wilderich Freiherr
Droste zu Hülshoff*



C. A. Starke Verlag · Limburg

Annette v. Droste-Hülshoff, Ölgemälde von Johannes Sprick. 1838. Dieses „Bruststück“ gab die Droste im gleichen Jahr, als ihre erste Gedichtausgabe erschien, bei dem von ihr unterstützten Maler in Auftrag. Sie fand sich auf dem Bild „schöner, als ich mein Lebtage gewesen“

„den Blitz herniederlangt, um seine Fackel zu entzünden“ . . .

WAS BRAUCHT EIN GENIE ZUM LEBEN UND ARBEITEN – ODER VON DER EINFACHHEIT DES GEISTESMENSCHEN

Wie kann „die Droste“ die . . . „rechte Stunde“ für den Genius tatsächlich erhaschen, wann und wo ertönen ihr jene „Geierpflife“, wie kann das Genie „den Blitz herniederlangen“? . . . Die Droste hat die Antwort auf diese Frage einmal genau wissen wollen, als sie mit Levin Schücking 1841/42 auf der Meersburg wettete, in kürzester Zeit einen reputierlichen Band Gedichte schreiben zu können, also die „Poesie zu kommandieren“, um mit einem bekannten Wort zu sprechen. Es gelang ihr, viele ihrer schönsten Werke entstanden also sozusagen „auf Kommando“, oft zwei Gedichte an einem Tag. Levin Schücking, von dem sie damals jedes Wort als „Spornstich“ empfindet, berichtet dem Dichter Freiligrath: „Die Droste unterbrach mich eben, indem sie in meinen Turm kam, um mir ihr Gedicht vorzulesen; täglich wird eins fabriziert; jetzt sind es schon 53, und wenn die 100 voll sind, sollen sie als Sammlung herausgegeben werden . . . Als Levin Schücking auf die Meersburg kam, fand er die Droste ‚wie eine einsame Turmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt . . .‘. Aber das konnte blitzschnell umschlagen. Als hätte alle schöpferische Energie nur auf einen Moment ihres Lebens gewartet – durch die ‚Dichterswette‘ . . . Die Anfeuerung durch ihren literarisch versierten Freund, entflammt durch eine nicht nur mütterliche Liebe, geborgen im Hause ihrer Schwester Jenny und ohne weitere Verpflichtungen: das war jene ‚Sternstunde‘ ihres Lebens, aber eben auch eine Ausnahmesituation, gerade in Bezug auf die familiäre Umgebung. . . Schon nach Schückings Abreise von der Meersburg 1842 ließ ihre Arbeitsintensität wieder nach. Vier Jahre vor ihrem Tode klagt sie: ‚Ich finde eben keine Teilnahme, weiß nicht, wem ich Freude damit machen kann, und so möchte ich es lieber nur denken‘. Teilnahme ihrer Nächsten ist also nötig, nicht Ruhm. Wo Menschen sie nicht

mehr geben können, wendet sie sich dem Schöpfer und der Schöpfung zu (dem Bodensee, dem ‚trauten Freund‘, ‚der mit mir lächelt, mit mir weint‘), wie es in dem Gedicht ‚Lebt wohl‘, dem Abgesang auf ihre glückliche Zeit mit Levin, heißt:

*„ . . . Allein mit meinem Zauberwort,
dem Alpengeist und meinem Ich. ‘
Verlassen, aber einsam nicht,
erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil’ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt. “*

Die Droste blieb als schöpferischer Mensch einsam und ihre Familie konnte daran wenig ändern. Weder gab es wirklich kongeniale Familienmitglieder, noch hatten diese so enge Kontakte zum Literaturbetrieb, die ihr hätten helfen können wie beispielsweise Schücking, der Vertreter einer neuen Generation, die die Romantik bereits hinter sich ließ. Hinzu kam, daß die von Annette heißgeliebte westfälische Heimat offenbar kein guter literarischer Resonanzboden für sie war. So schreibt die Droste noch 1844 aus Meersburg: „Es ist seltsam, wie man an einem Orte (hier in Oberdeutschland, Sachsen et cet) so gut angesehen und zugleich an einem andern (Westphalen) durchgängig schlimmer als übersehn seyn kann . . .“.

ANNETTES SCHWESTER FREIFRAU MARIA ANNA (JENNY) FREIFRAU V. LABERG – DIE VERTRAUTE

Zur Droste stand zeitlebens ihre Schwester Jenny, die für sie so oft die mühsame Arbeit der Anfertigung von Reinschriften aus den mikroskopisch beschriebenen, fast bis zur Unleserlichkeit korrigierten Manuskripten übernahm. Jenny nahm – neben ihren vielen Aufgaben als Schloßherrin und Mutter auf der vielbesuchten Meersburg – herzlichen Anteil an den neuen Werken und Rezensionen der Dichterin. Wie bescheiden war die Dichterin selbst gegenüber ihrer Schwester: „Du schreibst, ich solle Dir die vorzüglichsten Rezensionen über mein Buch mitteilen . . . wenn du findest, daß ich, in diesem Brief, von meinen Gedichten zu viel Schönes gesagt habe, so mußt du bedenken, daß Du ja

selber von mir verlangt hast, zu wissen, was mir Gutes drüber zu Theil geworden . . ." Im Alter von 38 Jahren kam sie durch die Heirat ihrer Schwester zum erstenmal an den Bodensee, wo sie in deren Familie vier längere Aufenthalte verbrachte, insgesamt fast fünf Jahre, davon ca. ein Jahr im Schweizer Thurgau, den Rest im badischen Meersburg . . . Einen sehr langen Zeitraum ihres Lebens verbrachte Annette . . . mit ihrer Schwester. Das war die gesamte Kindheit und Jugendzeit bis zur späteren Heirat der fast 40-jährigen Jenny mit dem Freiherrn Joseph von Lassberg und das waren die fast fünf Jahre am Bodensee. In Annettes Leben darf also auch ihre Schwester eine große Bedeutung beanspruchen . . . Annettes zwei Jahre ältere Schwester, die sie „Hans“ nannte, war innerhalb der Familie wohl der vertrauteste Mensch für sie. Es war ein tiefer Einschnitt in das Leben der Dichterin, als Jenny 1834 unerwartet weit von ihrer westfälischen Heimat weg, nach Schloß Eppishausen im Schweizer Kanton Thurgau heiratete . . . Aber dadurch öffneten sich auch neue, glückliche Möglichkeiten für die Dichterin. Allerdings behielt sie ihr „Schweizerjahr“ und den dortigen Menschenschlag nicht in guter Erinnerung, anders war es in Meersburg, wo die Schwester mit ihrer Familie ab 1838 lebte.

Jenny hat in Annettes Worten „eine fast zu große Güte“. Sie wisse z. B. bei Annettes Aufenthalt in Eppishausen und Meersburg nicht, was sie einem zu Liebe tun soll. Von ihrer eigenen Situation dort sagt die Dichterin in Eppishausen, sie führe ein „wahres geistiges Schlaraffenleben“: „Wenige haben mehr freie Zeit und nachsichtigere Hausgenossen . . ." Als Annette ihre Schwester 1835 zum ersten Male in Eppishausen besucht, soll die – allerdings schwangere – Jenny sich „in so reichlichen Tränen der Freude“ aufgelöst haben, daß ihr Mann eine Weile um ihre Gesundheit besorgt war, so hing sie an zuhause und vor allem an ihrer Schwester. . . . Annette ihrerseits litt auch unter der Trennung: „Ich werde keinen morgen wach, ohne an Euch lieben zu denken“, schreibt sie. Im Briefwechsel ist die Droste zu niemandem in der Familie so offen wie zu ihrer Schwester, z. B. schreibt sie ihr 1839: „ . . . ich lasse mich so ganz gehen, vielleicht zu sehr, aber es ist nur für Dich . . ." Jennys Ton

zu ihrer Schwester konnte allerdings auch einmal geschwisterlich forsch werden, wenn es ihr um ihre eigene „Nachrichtenlage“ auf der abgelegenen Meersburg ging. So schreibt sie Annette 1839 etwas „ins Stammbuch“, „damit du faule Hexe doch gezwungen wirst auch etwas von dir hören zu lassen . . . überhaupt enthalten deine Briefe immer viel Neues, was ich sonst nicht erfahre, und mich doch zu wissen freut.“

Jenny war als Hausherrin und Mutter eher praktisch gefordert, obwohl auch sie künstlerische Begabungen hatte. Schon in der Zwischenzeit zwischen dem plötzlichen Tode des Vaters und vor der Hochzeit des Bruders war sie in Hülshoff mit Ökonomiegeschäften beschäftigt und nach Annettes Bericht darin so zufrieden, daß diese zu ihrer Überraschung am Ende glaubte, das sei ihr wahres Talent. So verwaltete Jenny in Meersburg auch erfolgreich das von der Dichterin erworbene „Fürstenhäusle“ mit seinem Weinberg. Dieses zauberhaft oberhalb Meersburg gelegene ehemalige Rebhäuschen der Konstanzer Fürstbischöfe hatte Annette 1843 für nur 400 Reichstaler auf einer Versteigerung im Hinblick auf ihr Buchhonorar im Cotta-Verlag erwerben, aber nicht, wie geplant, zum Wohnen herrichten können. Jennys große Vorliebe galt aber der Gärtnerei und den Vögeln. „bringe mir doch einige Stecklinge mit . . .“, schrieb sie Annette 1846, „wenn auch nur einiges neues dabei ist, so freut es mich mehr als der schönste Ring, was du freilich nicht begreifst“. Sie züchtete seltene Pflanzen, hielt seltene Vögel und sammelte Muscheln. Als Zeichnerin hatte sie eine beachtliche Begabung und ließ sich später bei der bekannten Konstanzer Kirchenmalerin Maria Ellenrieder fortbilden. An der Volksliedsammlung der Gebrüder Grimm war Jenny stark beteiligt; sie stand jahrelang in einem vertrauten Briefwechsel mit Wilhelm Grimm. Natürlich hat sie auch gesungen, – mit einer im Gegensatz zu Annette, mit der sie oft im Duett sang – „sonderbar tiefen Stimme“, wie Caroline v. Haxthausen berichtet. Nach einem Konzert „der Catalani“ in Münster schrieb sie „ich bin ganz entzückt von ihr“ und sie hat auch ihrer Schwester oft begeistert gelauscht. Die literarische Bildung der gemeinsamen Jugend . . . teilte sie im Übrigen mit Annette.

DIE MEERSBURG – EIN MEKKA DER ALTERTUMSFORSCHER

... Durch ihren Stiefonkel Werner v. Haxthausen hatte Jenny bei einer Schweizreise, dessen Freund, den Freiherrn Joseph v. Lassberg (1770–1855) kennen- und liebgelernt, der aus einer alten österreichischen Familie stammte. Der ritterliche alte Herr hatte ihr bei einem Ausflug auf den Rigi seine Liebe erklärt. Obwohl die Mutter gegen diese Heirat mit dem damals bereits 64-jährigen, am Bodensee lebenden Mann war und eine 3-jährige Verlobungszeit verlangte, so daß sich das Paar heimlich treffen mußte, setzte sich die schon bald 40-jährige Jenny durch. Die Hochzeit, die Jenny 1834 auf Hülshoff mit dem nochmals 25 Jahre älteren Lassberg feierte, machte sie zunächst für vier Jahre zur Gutsherrin auf Schloss Eppishausen bei Sulgen, Kanton Thurgau, das Lassberg seit 1822 besaß. 1838 konnte Lassberg stattdessen die uralte Merowinger-Burg der ehemaligen Konstanzer Füstbischöfe in Meersburg am Bodensee erwerben. Lassberg, zu seiner Zeit der wohl größte Sammler und Erforscher mittelalterlicher Handschriften, hatte einen großen Freundeskreis von Gelehrten und teilweise auch Dichtern. Der konservative „Meister Sepp von Eppishusen“ war sein Leben lang stolz darauf, daß er als einer der letzten Adeligen im alten Reich nach alter Tradition auf der Burg Trifels zum Ritter geschlagen worden war. Studiert hatte er Jura, Kameralistik (Staatswirtschaft) und Forstwirtschaft in Freiburg und Straßburg. Er hatte die „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte an den Quellen der Donau“ und, beim Wiener Kongress ... die konservative Adelsvereinigung „Die Kette“ mitbegründet. Er war, wie fast alle Verwandten Annettes politisch ein Verfechter der Restaurationspolitik Metternichs. In seiner beruflich aktiven Zeit bis 1817 war Lassberg Fürstlich Fürstenbergischer Oberlandesforstmeister und Oberjägermeister gewesen. Aus seiner ersten Ehe mit Maria-Anna Ebinger von der Burg (1774–1814), besaß er vier Söhne ... Noch vor dem Tode seiner ersten Frau hatte Lassberg angeblich heimlich „zur linken Hand“, d. h. nicht standesgemäß, die verwitwete, für ihren unmündigen Sohn regierende Fürstin Elisabeth v. Fürstenberg, geb. Prinzessin v.

Thurn u. Taxis (1767–1822) geheiratet. Mit ihr, die Levin Schücking als „eine geist- und gemüthreiche Frau“ bezeichnet, hatte er auf dem von ihm hergerichteten Schloß Heiligenberg bei Salem gelebt. Die beiden hatten – noch zu Lebzeiten von Lassbergs erster Frau – sogar einen Sohn Hermann (1807–1874) bekommen, der als „Dr. von Liebenau“ heimlich bei Pflegeeltern in der Schweiz aufgewachsen war und später als Arzt und Antiquitätensammler mit Frau und vier Kindern in Luzern lebte. Jenny erheiratete sich also nicht weniger als fünf Stiefsöhne.

Lassberg hatte an der Seite seiner Fürstin, der er lebenslang sehr nachhing, die Interessen des Fürstentums beim Wiener Kongreß vertreten, wo er in Verbindung zu (Annettes und Jennys Stiefonkel) Werner v. Haxthausen und Jacob Grimm kam. Er hatte dort und am Bodensee – begünstigt durch die Aufhebung der Klöster in der Säkularisation – seine kostbaren Sammlungen aufgebaut, größtenteils auf Rechnung des Hauses Fürstenberg, darunter die Handschrift C des Nibelungenliedes. Diese herrlichen mittelalterlichen Schätze (ca. 11 000 gedruckte Bände und ca. 200 Handschriften) fielen nach den Tode der Fürstin Elisabeth an Lassberg. Dieser hat sie zwei Jahre vor seinem Tode an das Haus Fürstenberg verkauft, wobei er sich die Benützung bis ans Lebensende vorbehalten hat. Nachdem sie seither in der Fürstlich-Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen aufbewahrt worden waren, wurden sie 1994 an das Land Baden-Württemberg verkauft.

Annette beschreibt Lassberg als „angenehm, geistreich und sehr gelehrt“. Schücking unterstreicht in einem Brief an Annette, daß dieser „edle, ritterliche und kenntnisreiche Mann, ... in unserem Jahrhundert doch eine Erscheinung ganz einzig in ihrer Art bildet“. Annettes Mutter Therese allerdings mochte ihn jedenfalls zu Beginn nicht, – in seiner zweiten oder dritten Ehe war er sicher aus ihrer Sicht nicht die ideale „Partie“ für ihre allerdings auch nicht gerade mehr junge und schöne Tochter Jenny. Sie bezeichnet ihn, der ihre Tochter so weit von zuhause entführt hatte, einmal als den „alten Eigensinn“. Sie ist erleichtert, daß sie Annette im Dezember 1837 berichten kann: „Jenny weis jetzt (Gott lob) viel

beßer was sie wagen darf.“ Umgekehrt schilderte Lassberg seine Gefühle für das ferne Westfalen in einem Brief an seinen Sohn Hermann v. Liebenau so: „was mich betrifft, so fand ich nicht für geraten, bei meinem alter diese weite Reise nach einem Lande zu machen, wo mich nichts interessiert, wo man den tischwein aus kelchgläsern trinkt und keinen tropfen guten wassers hat.“ Annettes Bruder Werner-Constantin, der Lassbergs öfters besucht hat, ist nach Annettes Bericht 1839 „höchst eingenommen von Laßberg wiedergekommen... er könne zwar zuweilen wunderbarlich im Hause sein... aber alle Frauen hätten Vieles an ihren Männern zu tragen... Er selbst (Werner) sei nicht vollkommen...“. Annette gegenüber und ihrer Mutter gegenüber war Lassberg nach ihrer eigenen Mitteilung „die Aufmerksamkeit selbst“. Lassberg bestätigte: „wir lassen sie (Nette) ganz nach eigenem Wunsch und Neigung leben...“. Besonders in der weitläufigen Meersburg gab es genug Platz, ihr abgetrennte Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, zunächst ein Zimmer im Palas, dann 1841/42 ein Zimmer im Nord-Ost-Turm und schließlich 1846 ihre geliebte „Spiegelerei“, zwei abgelegene Parterre-Zimmer mit dem herrlich über den Bodensee blickenden „Droste-Turm“.

Für Annettes Schaffen aber waren Lassberg und sein Kreis „langweilig wie der Tod“. Diese Gelehrten zeigten sich als „verhärtete Verächter aller neueren Literatur“. In einer ihrer drastisch-originellen Briefstellen beschreibt sie diese folgendermaßen: „Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wählen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber langweilig wie der bittere Tod, schimmelig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste... Mir ist zuweilen, als wandle ich zwischen trocknen Bohnenhülsen und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden.“ In einem Brief seufzt sie „Wir haben uns mit den Nibelungen zu Tische gesetzt und sind damit aufgestanden“. Laßberg seinerseits nennt die Droste kaum schmeichelhafter einmal ein „entsetzlich gelehrtes Frauenzimmer“, ein anderes mal ein „sehr lebhaftes Frauenzimmer“, wieder ein anderes mal „die magere,

hagere Nette...“, „welche, da sie keinen Mann gefunden, sich dem Apollo und den Musen in die Arme geworfen hat...“. Laßberg war auch mit Dichtern wie Ludwig Uhland befreundet – ich besitze eine Gedichtausgabe, die Uhland Lassberg gewidmet hat – und die Droste beschreibt Uhland und seine Begegnung mit Laßberg: „Er und Laßberg haben sich sehr lieb, und beyde sprangen... auf die komischeste Weise vor Freude im Zimmer umher, als sie sich begrüßten, dann gieng es bald an gelehrte Gespräche, in die Bibliothek et cet, und wir Frauenzimmer kamen gar nicht in Betracht, hatten aber doch das Zuhören...“. Was Lassberg über Annettes Werk dachte, schreibt er Pfeiffer: „Nettes Gedichte gefallen ihm also sehr wol! – uns gefallen sie nicht! Originalität, Erfindung und dichterischen Schwung kann man ihnen zwar nicht absprechen, aber sie erangeln der classischen Reinheit der Sprache gar zu sehr! Und welches Heer der nicht Westphalen ganz unverständlicher Provinzialismen.“. Es ist zum Lachen, daß das ausgerechnet Lassberg schreibt, von dem wiederum Annette sagt: „jetzt wird mir die seltsame Orthographie seiner Briefe klar. Er hat sich in der Tat im schriftlichen Stile unsrer heutigen Redeform teilweise entwöhnt; ich glaube unwillkürlich, und man trifft überall auf die Spuren des Nibelungenliedes, des Lohengrin, des Eggenliedes et cet.“. Von der sagemumwogenen Meersburg aus, die heute die älteste bewohnte Burg Deutschlands ist, war einst der letzte Hohenstaufe, der jugendliche Konradin, gen Italien gezogen, wo er sein frühes Ende fand. Auch Annette zog es von dort aus nach Italien, wie Lassberg 1835 schreibt: „Netten steht der Sinn gewaltig nach Mayland, und sie hätte große Lust, einen Sprung über die Alpen zu wagen.“ Nie ist es dazu gekommen.

Annette verteidigt die Liebe ihrer Schwester zu Lassberg und schreibt einmal, daß diese ihn „überaus sehr mag“ und die Familie sofort wieder verlassen würde, um ihm in die Ferne zu folgen. Seine Liebe „sei so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie fordern, aber dennoch das Herz sie geben könne.“. Jenny selbst versucht natürlich, Brücken zu ihrer Familie zu bauen und schreibt zur Beruhigung: „ich kann einer Frau nichts beßeres wünschen als einen so guten Mann als der

meinige ist“. Sie versichert Annette, die fürchtet, daß ihre „Witzesfunken“ bei Lassberg Schaden anrichten könnten: „er denkt in mancher Hinsicht wie du“. Später versucht sie ihre Schwester auf die Meersburg zu locken, indem sie behauptet, daß Lassberg nun größeres Interesse an ihren Gedichten habe - vielleicht entsprach das den Tatsachen, denn immerhin ist dieser nach Annettes Tod z. B. für die Veröffentlichung des Geistlichen Jahres eingetreten. Jenny teilt mit ihrem Manne auch die Freude an mittelalterlichen Handschriften. Über die Freunde ihres Gatten schreibt sie einmal: „Ich habe denn auch viele neue Leute kennengelernt... viel anderes Gelehrten- und Dichtervolk, die doch auch alle in ihrem Äußereren etwas Besonderes haben, aber mir größtenteils gut gefallen haben... Die sind gewiß die besten Herzen von der Welt, und du weißt, ich lege darauf viel mehr Wert als auf äußere Vorzüge.“ Selbst Annette studiert bei Lassbergs mittelalterliche Handschriften und übernimmt ihnen zuliebe die musikalische Bearbeitung des „Liedersaales“, einer Sammlung mittelalterlicher Lieder. Die Droste profitiert auch geistig auf der Meersburg: „ich sitze wie eine Maus im Loche... und knuspere eine Nuß nach der anderen aus Laßbergs Bibliothek“, schreibt sie 1844.

Während Annettes Aufenthalt in Eppishausen 1836 waren diesem so unterschiedlichen Paar unter Lebensgefahr für Jenny die Zwilling-Mädchen Hildegund und Hildegard („Gundel“ und „Hildel“) geboren worden, die Annette sehr ins Herz schloß. Jenny berichtet ihrer Schwester froh: „Lassberg ist uns ein guter lieber Vater“- was nicht ganz selbstverständlich mit 70 Jahren ist! Diese Nichten nannten die Dichterin einfach „Tannette“, eine ebenso praktische wie liebevolle Worterfindung. Als ihren Lieblingsnichten dichtete die Droste ihnen sogar einen „Merksspruch“: „Ich bin die rothe, und sie ist die blaue / Ich Federnelk, und sie Vergißmeinihtchen“, denn durch diese Farben wurden die Zwillinge in der Familie unterschieden. Jenny schrieb an Ludowine v. Haxthausen, daß ihre Kinder 1847 abends immer eine Stunde bei Tante Nette zubrachten, „die ihnen dann erzählt: Geschichten und auch von Verwandten und aus ihrer Kindheit; so werden sie denn auch mit denen bekannt, die sie noch nie gese-

hen haben.“ Jenny hatte ihrer Schwester 1845 berichtet: „Hildel hat eine wahre Passion für deine Gedichte - im Clavierspielen ist dagegen Gundel weit vor.“

... Durch Familie, Gäste und Garten hatte Jenny viele Verpflichtungen; sie spricht selbst von „Überladung mit vielen kleinen Geschäften...“ Dennoch hat sie sich bleibende Verdienste um Annettes Werk geschaffen, indem sie Reinschriften ihrer Werke erstellte, besonders aber durch ihre hübschen Zeichnungen und ihr Tagebuch, das für die Droste-Forschung eine wichtige Quelle wurde. Schon vor ihrer Heirat hatte Jenny den Kontakt zu Lassberg genutzt, damit dieser für Anettes Ballade „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“ Details über die Schweiz lieferte. Auch versuchte sie z. B., ihre Schwester 1842 zur Herausgabe ihrer Gedichte anzuspornen; sie schreibt an Levin Schücking: „Nette schreibt mir, daß ihre Gedichte bald fertig seien, und sie sowohl vom ‚Geyerpfiff‘ als auch von der ‚Judenbuche‘ sehr gute Rezensionen gelesen habe, das freut mich, da es ihr Mut machen wird, die Gedichte herauszugeben; reden sie ihr doch auch zu, daß sie es thut; wäre sie hier geblieben, so hätte ich sie wohl antreiben wollen, aber jetzt ist niemand um sie der sich recht dafür interessirt; ich kann Ihnen nicht sagen wie ungern ich Nette verloren habe...“. Sie hat Lassberg auch angetrieben, durch seine Kontakte zum Stuttgarter Verleger Cotta die Herausgabe der Werke zu betreiben. Allerdings war der umständliche Lassberg dazu nicht der rechte Mann, - auch nach dem realistischen Urteil der Mutter, die dazu sogar Schücking den Vorzug gab.

DIE „DICHTERWETTE“ - LEVIN UND ANNETTE AUF DER MEERSBURG

Jenny verstand es auch - durch die Anstellung von Levin Schücking als Bibliothekar auf der Meersburg - ihrer Schwester ein kurzes, schöpferisches Glück und der Nachwelt die größten literarischen Geschenke zu bereiten. Schücking mußte auf der Meersburg, übrigens auf Kosten des Hauses Fürstenberg und im Hinblick auf deren Ankauf, die Bibliothek Lassbergs ordnen und einen Katalog erarbeiten.

Dort kam es im Winter 1841 zur berühmten Meersburger „Dichterwette“: Schücking hatte, obwohl er die lyrische Begabung der Droste mit Recht für außerordentlich hielt, der Behauptung Annettes widersprochen, daß sie in den nächsten Wochen leicht einen reputierlichen Band Gedichte schreiben könne. Also wollte sie es „ihm zeigen“. Mit ihm zusammen bildete Jenny das Publikum, dem Annette ihre frisch verfaßten Werke vorlas, was sie folgendermaßen schildert: „Jeden Abend um Acht . . . lese ich Jenny und Schücking vor was ich den Tag geschrieben, sie sind Beyde sehr zufrieden damit, aber leider von so verschiedenem Geschmacke, daß der Eine sich immer über das am meisten freut, was dem Andern am wenigsten gelingen scheint . . .“. Auch für Schücking war der Aufenthalt auf der Meersburg übrigens produktiv; er schrieb dort zwei Romane, eine Novelle und einige Gedichte. Da die zärtliche Beziehung zu Levin Schücking im Winter 1841/42 ihren Höhepunkt fand, stellt sich die Frage, wie Jenny, deren eigener Mann allerdings auch jemand „mit Vergangenheit“ war, dieses verfängliche Zusammenleben auf der Meersburg in der weiteren Familie vertreten konnte. In Meersburg – wo damals Schücking den Nordwest-Turm und Annette den Nordost-Turm über der Kapelle bewohnte – fehlte natürlich die direkte soziale Kontrolle der Großfamilie, aber alle wußten, daß Levin, dem Annette beruflich in den Sattel helfen wollte, auf der Meersburg war. Jenny und auch die Mutter müssen soviel Vertrauen in die gereifte, durchgeistigte Annette gehabt haben, daß sie sich allenfalls Sorge wegen des „Klatsches“ in Münster machten.

Annette hat sich um ihre Schwester und deren Kinder sehr gesorgt, weil man bei Lassbergs hohem Alter mit seinem baldigen Tode rechnen mußte und sie zurecht fürchtete, er habe außer seinen mittelalterlichen Schätzen kein Vermögen aufgebaut. Sie hatte deshalb die Errichtung einer Stiftung zugunsten der Zwillinge erwogen, dann aber nur ein Testament zu ihren Gunsten gemacht. Auch Jenny muß 1846 ihr schönes Evangelienbuch verkaufen, um etwas Geld für ihre Kinder anzulegen. Annette bestimmte deshalb ihr Fürstenhäusle, das an den Garten Jennys angrenzte, zum Erbe dieser Familie.

TOD UND LETZTE RUHE – ANNETTES DAHINSCHIEDEN UND IHR GEDENKEN AUF DEM FRIEDHOF VON MEERSBURG

Der Tod hat die große Dichterin bekanntlich auf der Meersburg am 24. Mai 1848 ereilt, nachdem sie noch angstvoll Vorbereitungen zur Flucht vor der Revolution treffen mußte. Wie sie es gewünscht hat, starb sie bei ihren Liebsten: Jenny schrieb darüber an den Bruder Werner-Constantin: „Wir aßen zu Mittag ohne ahnung dessen, was uns bevorstand. Um halb zwei wurde Hildegard abgelöst, Gundel brachte eine Mehlspeise, die sie mit großem Appetit aß, und ließ ihr den Teller wegstellen. Darauf fühlte sie, daß das Blutspeien stärker kam, und sagte: rufe doch den Doctor. Gundel lief schnell hinauf, wo der Doctor noch zu Tische saß, dieser ging sogleich, aber ihr Geist war schon zu Gott gegangen, als er herein trat . . . nie kann ich aussprechen, was ich und meine Kinder an sie verloren haben. Unser lieber Vater beweint sie noch täglich, Gott erhalte ihn uns noch lange.“ Annette war durch die häufige Krankheit, durch ihre literarische Beschäftigung mit „morbidem“ Stoffen oder durch die Krankenpflege auf den Tod – den nach ihrem Verständnis wichtigsten Moment des Lebens – früh vorbereitet. Sie schreibt 1847 darüber selbst: „ich bin meinem Schöpfer sehr dankbar, daß er mir durch das beständige Gefühl der Gefahr eine vollkommene Befreundung mit dem Tode, so wie, durch eben dieses Gefühl, eine doppelt innige und bewußte Freude an allen, auch den kleinsten Lebensfreuden, die mir noch zu Theil werden, gegeben hat . . .“ Ihre Schwester Jenny schrieb über ihre letzten Tage an den Bruder Werner-Constantin: „Du kannst nicht denken wie fromm und Gottergeben sie war, sie dachte täglich an ihr nahes Ende . . . uns täuschte ihre Heiterkeit.“ So sind ihre letzten, von ihrer Schwester Jenny berichteten Worte: „Ja! der liebe Gott meint es gut mit mir“. Jenny vermutlich schrieb auf den Totenzettel: „Sie war stets eine liebevolle gehorsame Tochter und treue Schwester, und ihre Anhänglichkeit für die Ihrigen kannte keine Grenzen; aber sie war auch voll Erbarmen und Mitleid gegen ihre leidenden Nebenmenschen, die ihr Herz alle mit gleicher Liebe umfasste. Von Gott mit großen Talenten

und namentlich mit der schönen Gabe der Dichtkunst ausgestattet, war ihr Streben stets dahin gerichtet, diese Gaben nur zu seiner Ehre zu gebrauchen, deshalb durchdringt auch (. . .) der Hauch wahrer Gottesfurcht alle ihre Schriften, und es ist kein Wort in ihnen enthalten, welches Aergernis geben könnte.“

Annette wurde als Erste in der Lassberg'schen Familiengruft in Meersburg beerdigt, obwohl sie doch früher gedichtet hatte: „das Grab auf grüner Flur, und nah nur, nah bei meinem Neste; in meiner stillen Heimat nur“. Aber Meersburg hat sie ja „die zweite Hälfte meiner Heimat“ genannt, dort hatte sie Wurzeln bei ihren Liebsten geschlagen, die freieste und gesunde Luft geatmet und war sie sogar – nach ihren eigenen Worten – eine „grandiose Grundbesitzerin“, geworden. Jenny hatte das geahnt, denn schon vor der ersten Meersburg-Reise hatte sie der Mutter im Hinblick auf Annettes Hinauszögern einer Reise geschrieben: . . . „ich bin so gewiß, daß es ihr hier gefallen wird.“ Die schicksalhafte Verbundenheit der Dichterin mit der Familie Lassberg war schon früh, bei ihrem Aufenthalt in Eppishausen, zu spüren gewesen: Einmal war dieser überschattet durch die lebensgefährliche Schwangerschaft von Jenny. Was wäre gewesen, wenn Jenny wie so viele Mütter in dieser Zeit, im Kindbett verstorben wäre? Nicht auszudenken! Ein anderes Schicksalsereignis war ebenfalls glimpflich abgelaufen: Bei einem „Familienausflug“ von Eppishausen nach Schloss Heiligenberg, wo Lassberg und seine Fürstin lange gelebt hatten, war die Dichterin bei einem „Verkehrsunfall“ in Altnau, Kanton Thurgau, mit der Pferdekutsche nur knapp schweren Verletzungen entgangen. Lassberg verletzte sich damals ein Bein, das nie wieder richtig heilte. Aber gnädige Fügung wollte es, daß Meersburg der Ort ihres höchsten, schöpferischen Glückes, ihres Dahinscheidens und ihrer letzten Ruhe werde.

Auf dem Meersburger Friedhof fanden nicht nur weitere Mitglieder der verwandten Familien v. Lassberg, Droste zu Hülshoff und v. Bothmer ihre letzte Ruhestätte, sondern auch Annettes Freundin „Malchen“ Hassenpflug. Lassberg selbst, eine „eiserne Natur“, überlebte die kränkliche Dichterin noch um sieben Jahre, bis er mit 85 Jahren starb. Jenny hat nach dem Tode der Dichterin ihren literari-

schen Nachlaß verwaltet und . . . für die Herausgabe aufbereitet. Sie lebte nochmals vier Jahre länger, bevor dann 1859 ihre beiden Zwillinge die Meersburg und Annettes Fürstenhäusle übernahmen. Diese mußten die Meersburg 1877 an die Bankiers- und Eisengießfamilie v. Mayerfels v. Miller-Naeßl verkaufen, bewohnten sie aber bis zu ihrem Tode. Die Schriftstellerin Thekla Schneider beschreibt Freiin Hildegunde (1836–1909) und Freiin Hildegard (1836–1914) v. Lassberg wie folgt: „Künstlerische Begabung und Liebe zur Wissenschaft, die zur Grundlage eine allgemeine tiefe Bildung hatte, war es, was die Zwillinge auszeichnete. Wenn sie auch nicht damit an die Öffentlichkeit getreten sind, so haben sie doch vielen damit eine Freude gemacht. Freiin Hildegunde hat schon in früher Jugend ein ausgezeichnetes Mal- und Zeichentalent gezeigt. . . . Im Sommer widmete Freiin Hildegunde die meiste Zeit ihrem Garten . . . Freiin Hildegard trat mehr in die Fußstapfen ihres Vaters, dem sie im Äußeren sehr ähnlich war. . . . Sie beschäftigte sich hauptsächlich literarisch. Sie hatte eine ausgedehnte Korrespondenz . . . Besonders Droste-Forscher wandten sich an sie . . . sie hat dadurch der Droste-Literatur unendlich dankenswerte Dienste geleistet.“ Hildegard v. Lassberg war die Förderin der von Hermann Hüffer besorgten Werkausgabe 1887. Bis spätestens 1914, ihrem Todesjahr, wurde auf der Meersburg der größte Teil des Nachlasses der Dichterin aufbewahrt. Dieser wichtigste Teil des Gesamtnachlasses kam aufgrund des literarischen Interesses dortiger Familienmitglieder nach Schloß Stapel bei Havixbeck. Das Fürstenhäusle erwarb aus dem Nachlaß 1915 mein Ur-Großvater Freiherr Carl Droste zu Hülshoff, der jüngste Sohn von Annettes Bruder Werner-Constantin. Er baute es als seinen Alterssitz aus und richtete es mit seiner zweiten Frau Marie, geb. v. Bothmer als Droste-Museum ein. Seine Witwe verkaufte es an die Familie v. Bothmer, die es 1962 an das Land Baden-Württemberg weiterverkaufte. Auf der Meersburg können heute u. a. die von der Dichterin zuletzt bewohnten Räume, von ihr in Anspielung auf die Spiegelreflexe des im Sonnenlicht gleißenden Sees „Spiegelei“ genannt, besichtigt werden. Das „alte Schloss“, wo Annette einmal „sein statt scheinen“ durfte,

kam 1977 durch Erbschaft in Besitz von Vinzenz Naeßl-Doms, eines Veters der Frau des Verfassers.

Aus: „Annette v. Droste-Hülshoff im Spannungsfeld ihrer Familie - biographische Skizzen“, von Wilderich Freiherr Droste zu Hülshoff, 304 Seiten, 70 Abbildungen, 49,- DM, C. A. Starke Verlag.

Anschrift des Autors:
Wilderich Frhr. Droste zu Hülshoff
Höllentalstraße 2
79199 Kirchzarten

Ein Zufall und eine liebevolle Tradition

Badenweiler festigt sein Tschschow-Gedenken



Gedenkstein in Badenweiler-Kurpark

Am 22. Juni 1904 kam Anton Pawlowitsch Tschechow, 44 Jahre alt, nach Badenweiler, sterbenskrank, aber eben doch noch voller Hoffnungen und Erwartungen. Er starb in Badenweiler am 15. Juli 1904, der Kurort konnte sein Leben nicht verlängern. Tschechow hatte es schon beim Abschied in Rußland geahnt und selbst gesagt: „Ich fahre, um zu sterben“.

NICHT ALS EMPFEHLUNG GEEIGNET

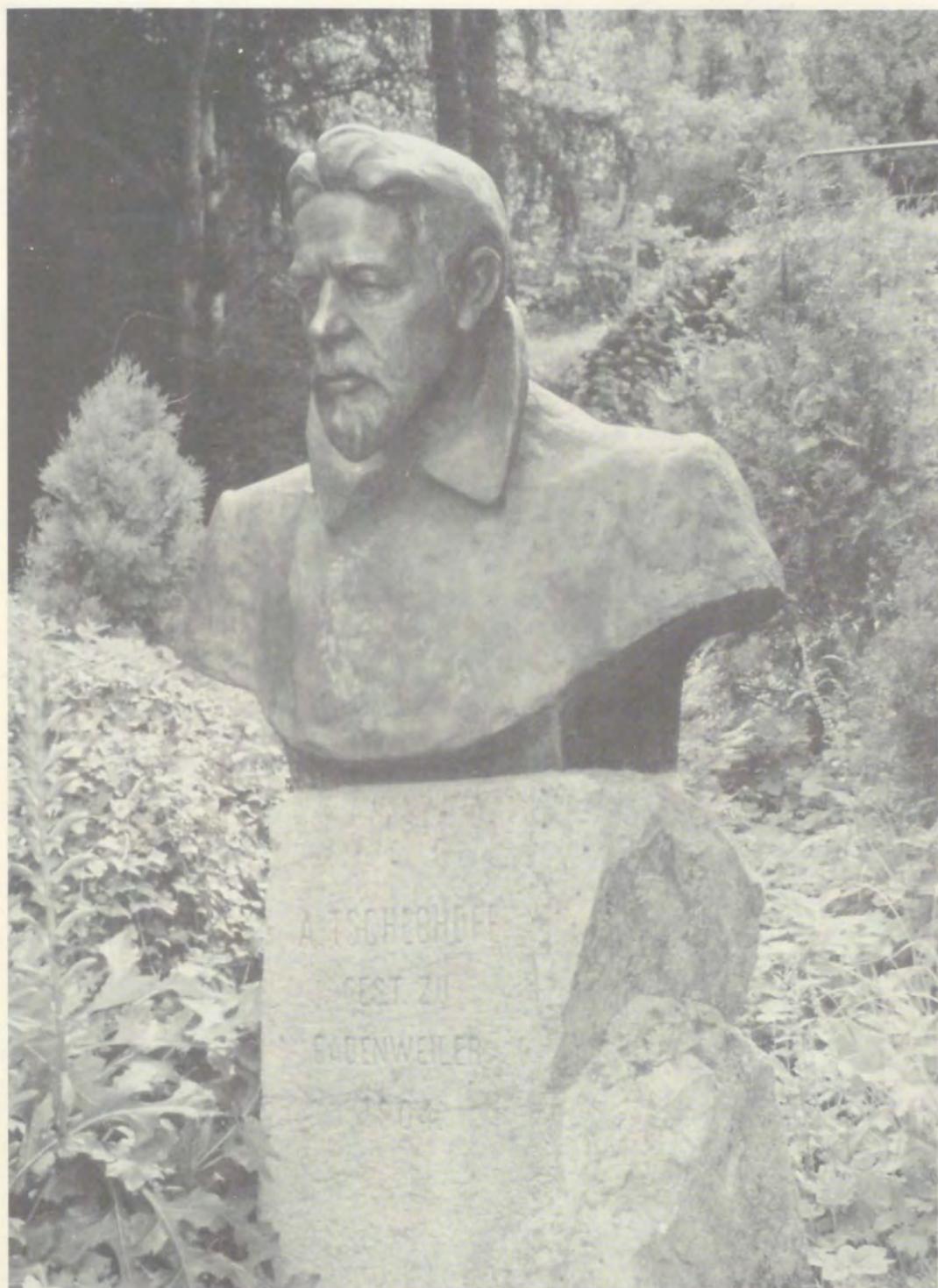
Tschechow hat in den drei Wochen vor seinem Sterben wenig Erfreuliches über das Heilbad gesagt, dafür eine ganze Menge, was sich auf einem Werbeprospekt gar nicht gut ausmacht – über die talentlose Kurmusik, die trostlose Langeweile, die geschmacklose Mode, die lieblose Küche usw. Aber so sarkastisch hatte er sich auch zuvor schon geäußert, hatte er z. B. aus Jalta an seine Frau Olga Knipper geschrieben: „Mein Leben ist langweilig, uninteressant; die Leute ringsumher sind ärgerlich uninteressant, an nichts interessiert, gegenüber allem gleichgültig“. Oder: „Du fragst: was ist das Leben? Das ist, als wollte man fragen: was ist eine Mohrrübe. Eine Mohrrübe ist eine Mohr-

rübe, mehr ist dazu nicht zu sagen“. Tschechow litt, mochte sich selbst nicht mehr leiden, er war todkrank, ohne Perspektiven, gedrückt von existentieller Langeweile – und all dies nach großem künstlerischem Erfolg, nach enthusiastischem Publikumszuspruch, großer öffentlicher Anerkennung.

DR. JOSEF SCHWOERER IN BADENWEILER

Auf „Anordnung“ seines Arztes suchte Tschechow die Heilung seiner Lungenkrankheit in Deutschland: „Mein Arzt ist ein Deutscher, allem Anschein nach ein sehr guter Arzt“. Dieser Dr. Julius R. von Traube überwies seinen Patienten direkt nach Badenweiler, zu Geheimrat Dr. Josef Schwoerer: „Ich bin hier bei einem guten, klugen und kenntnisreichen Arzt in Behandlung“. Tschechow fühlte sich gut betreut, wohl auch weil Schwoerer „verheiratet war mit Jelisweta Schiwago aus Moskau“. Und Tschechow stellte auch ganz korrekt fest: „Wir werden gewissenhaft verpflegt, sehr sogar“. Aber am 15. Juli konnte ihm auch der Badenweiler Spezialist nicht mehr helfen. Tschechows Frau Olga beschrieb die letzten Lebensminuten des Dichters: „Er ließ sich Champagner brin-





Tschechow-Büste in Badenweiler, 1922

gen ... sagte: „Ich sterbe ...“, trank das Glas in aller Stille aus, legt sich still auf die linke Seite und war bald für immer verstummt“. (Diese Darstellung wird glaubhaft, wenn der Champagner verstanden wird als ein letztes Mittel, den Herzschlag anzuregen).

Die Zufälligkeit dieses Todes gerade in Badenweiler, das unerwartete Finale dieser Biographie im Schwarzwald – man hätte auch einen Schlußstrich dahinter setzen können, zumal Anton P. Tschechov nicht in Badenweiler beerdigt, sondern nach Moskau überführt wurde, sommergerecht – in einem mit Austern befrachteten Kühlwaggon! Aber es kam ganz anders; vielleicht ist der Hinweis nützlich, daß in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg oft über 10 Prozent der Badegäste Badenweilers aus Rußland kamen.

DAS TSCHECHOV-GEDENKEN

1908 war es wohl vor allem auch die russo-phile Atmosphäre am großherzoglich-badischen Hof, begründet seit langem durch verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Karlsruhe und St. Petersburg, die die Initiative des Regisseurs Konstantin Stanislawski und anderer Tschechov-Freunde unterstützte, in Badenweiler eine Bronzestatue des Dichters zu erstellen. „Zu Kriegszwecken“ wurde das Denkmal schon bald wieder eingeschmolzen, der Sockel am „Vogesenblick“ blieb kurzfristig leer, bis eine Statue des Großherzogs den Platz für sich in Anspruch nahm. Es gab dann in den fünfziger Jahren schon Bedenken, als die Tschechov-Tradition wieder aufgegriffen werden sollte – auf Anregung der UNESCO, die 1954 allgemein zu einer Tschechov-Renaissance ermunterte. In Badenweiler war die Erinnerung noch immer da, wurde nun engagiert neu belebt von Bürgermeister Karl-Friedrich von Siebold. 1963 bekam der „gütige Mensch und Arzt, der große Schriftsteller Anton P. Tschechov“ am Schwannenweiher des Kurparks eine Gedenktafel, und im „Hotel Sommer“ (heute Rehaklinik Parkthermie) erinnert seither eine Tafel daran, daß der große russische Dichter im Juli 1904 „hier lebte“ (!). Inzwischen ist das Tschechov-Netz in Badenweiler viel enger geknüpft, Tschechov ist bekannt gemacht als „der Russe in der Regio“, ein reger deutsch-russischer Kulturaustausch

hat Früchte getragen: 1985 setzte ein erstes internationales Tschechov-Symposium mit großer Beteiligung ein Signal, 1994 wurde es erfolgreich wiederholt; und eine neue, vom Direktor des Tschechov-Museums in Sachalin gestiftete Bronzestatue wurde 1992 enthüllt.

DER „TSCHECHOV-SALON“ IN BADENWEILER

1998 wurde nun in Badenweiler ein „Tschechov-Salon“ errichtet und eingeweiht, eindrucksvoll durch die tatkräftige Unterstützung durch das Marbacher Literaturarchiv. Etwa 5000 Archivalien werden hier gehütet, Dokumente zu Tschechovs Aufenthalt und zum Tschechov-Gedenken in Badenweiler; etwa 8 Prozent davon sind unter Glas dem Betrachter zugänglich. Es war eine würdige Feier, mit der dieses „erste literarische Museum“ zu Ehren Tschechovs in der westlichen Welt eröffnet wurde. Bürgermeister Engler war wohl selbst überrascht über den großen Publikumsandrang, über die Zahl gewichtiger Vertreter der deutschen und russischen Kulturszene, die er begrüßen konnte. Sehr überzeugend war das musikalisch-tänzerische Rahmenprogramm, beeindruckend der Festvortrag von Professor R.-Dieter Kluge: „Anton P. Tschechov als dramatischer Dichter“.

Daß „Rußland“ zu Gast war in Baden-Baden – Zaren und Aristokraten, Nikolaj Gogol und Vasilij Schukovskij (der Johann P. Hebel „übersetzt“ hat), Turgenev und Dostoevskij – ist bekannt. Badenweiler darf stolz darauf sein, wie hier Werk und Wirkung Tschechovs geschätzt und weiterentwickelt wird, zu einem anerkannten Forschungsgebiet geworden ist, eine Kulturarbeit, die schon viele Brücken geschlagen hat, in großartiger Weise völkerverbindend wirkt.

Im Badenweiler literarischen Salon werden auch andere Dichter und Schriftsteller gewürdigt: Stephane Crane, Hermann Hesse, Annette Kolb, Gabriele Wohmann („Frühherbst in Badenweiler“) – und René Schickele (1883–1940)! Da darf doch in diesem Zusammenhang der Hinweis nicht fehlen, daß einige Gedichte von René Schickele, diesem Alemannen aus dem Elsaß, der in Badenweiler seine Heimat gefunden hat, von keinem gerin-



Anton P. Tschechow, 1860-1904

geren als Ossip Mandelstam ins Russische übertragen wurde. Johann Peter Hebels Geschichten und René Schickele sind so auf russisch erzählbar geworden. Nimmt man noch hinzu, daß in jenem Jahr 1904, als Tschechov in Badenweiler starb, die junge Marina Zwetajewa, gerade zwölf Jahre alt, in Freiburg und in Horben eine glückliche Zeit verbrachte („Wie habe ich – mit Sehnsucht! bis zum Wahnsinn! – den Schwarzwald geliebt!“), spürt man doch wohl, daß hier noch so viele Dinge und Personen in den richtigen Zusammenhang zu bringen sind.

Literatur

Rolf Dieter Kluge, „... ein großer Garten, dahinter bewaldete Berge...“, Anton Tschechov in Badenweiler. Spuren 45 – Juli 1998. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar.
– Badenweiler Journal – Hefte 8 und 9 1998

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Minna Flake, die rote Frau

Der Dichter Otto Flake war fünfmal verheiratet. Von seiner ersten Frau, Minna Mai, waren bislang nur wenige Daten und Fakten bekannt. Neue Erkenntnisse haben jetzt vor allem den späteren Lebensabschnitt aufgehellert, so daß sich der Schicksalsweg genauer nachzeichnen läßt.

Minna Margarete war am 27. November 1886 geboren worden als Tochter von David Mai (1844–1922) und seiner Ehefrau Berta geb. Speyer (1845–1915). Der Vater betrieb eine Getreide- und Futtermittelhandlung in Würzburg, wo die jüdische Familie 1896 das Bürgerrecht erwerben konnte. Minna besuchte zuerst in ihrer Geburtsstadt Würzburg, ab dem 15. Lebensjahr dann in Frankfurt die Schule, wo sie bei ihrer älteren Schwester Lucie Frank wohnte. Dort fand Minna ersten Kontakt zu sozialistisch gesinnten Kreisen. Im Jahre 1906 lernte die Primanerin den Schriftsteller Otto Flake (1880–1963) kennen. Flake wertete: *Sie war jung, hübsch, intelligent, wollte Medizinerin werden, in den Anschauungen ein völlig moderner Mensch – rasch auffassend und ein-satzbereit.*¹ Ein Jahr später, am 22. Juni 1907, heirateten die beiden. Flake war in Metz als Sohn zugewanderter Reichsdeutscher geboren, im benachbarten Elsaß aufgewachsen. Er fühlte sich als Elsässer, zwischen zwei Kulturtraditionen stehend.² Ab 1900 besuchte er die Universität Straßburg, brachte aber weder das Studium in Germanistik und Philosophie noch das später begonnene Studium der Kunstgeschichte zum Abschluß. Zwischendurch hatte er sich als Hauslehrer bei einer deutsch-russischen Familie verdingt. Anfang 1907 konnte er eine Stelle als Feuilletonredakteur in Leipzig antreten. Hier bezogen die Eheleute ihre erste Wohnung, hier wurde der Sohn Thomas geboren. Schon ein Jahr später verlor Flake seinen Redaktionsposten. Nun entschloß er sich, seinem

elsässischen Freunde René Schickele, der 1909 als Zeitungskorrespondent nach Paris gegangen war, an die Seine zu folgen. Nach einiger Zeit konnte in Meudon ein Haus ausfindig gemacht werden, dessen Erdgeschoß die Familie Flake und dessen Obergeschoß Schickele mit Frau und Sohn bewohnte. Flake arbeitete als freier Publizist und Übersetzer. Allein durchstreifte er die Metropole, besuchte Museen, Bibliotheken, Cafés. Zu Hause gab er sich recht schulmeisterlich, selbstbewußt trat ihm seine junge Frau entgegen. Der bald einsetzenden Entfremdung folgte die Trennung, Flake nahm ein Zimmer auf dem Montmartre.³ Im April 1911 wurde die Ehe geschieden.

Für Otto Flake begann die Karriere des Romanciers. Er veröffentlichte eine Reihe von großen Romanen, die hohe Auflagen erreichten und seinen Namen in den gesamten deutschsprachigen Raum trugen.⁴ In seinem Werk taucht die Gestalt Minnas nur selten auf. Man erkennt sie beispielsweise in der jüdischen Medizinstudentin Esther Bacharach, die im Roman „Ruland“ eine nur kurze Ehe mit dem Protagonisten führt oder in dem Mädchen Ruth aus dem Roman „Montijo“, das sich in der kommunistischen Partei engagiert.⁵ Rückblickend urteilt Flake über Minna in seinen Lebenserinnerungen unnach-sichtig: *Über meine erste Frau hatte ich gehört, daß sie nun eine ebenso eifrige Medizinerin wie Kommunistin sei, ein Schulbeispiel der modernen Frau. In meinen Augen bedeutete es nur, daß sie sich in den zur Verfügung stehenden Kategorien rasch einordnen ließ, vollständig und geheimnislos. Vermutlich war ich ein Romantiker, da mich die emanzipierte Frau nicht mehr als die bürgerliche anzog...*⁶ Nach wechselnden Aufenthaltsorten zog Flake im Jahre 1928 mit seiner dritten Frau, die er in vierter Ehe wieder geheiratet hatte, nach Baden-Baden. Dort



Minna Flake geb. Mai

erwarb er das Hausanwesen Bismarckstraße 7, das er später aus finanziellen Gründen wieder aufgeben mußte. Er blieb jedoch bis an sein Lebensende in der Bäderstadt wohnen.⁷

Nach der Trennung verwirklichte Minna Flake ihren langgehegten Berufswunsch. Im Wintersemester 1910/11 studierte sie in Frankfurt, dann in Berlin Medizin. 1915 legte sie das Staatsexamen ab, arbeitete als Ärztin an verschiedenen Berliner Krankenhäusern. Und nun

tauchte der expressionistische Autor René Schickele, Wohnungsnachbar aus Meudon, wieder in ihrem Leben auf. Verschiedentlich hat er in Minnas Berliner Wohnung übernachtet. Als er 1915 die Redaktion der von ihm herausgegebenen „Weißen Blätter“ nach Zürich in der neutralen Schweiz verlegte, lebte er mit Minna in deren Wohnung im Höhenweg 20, später wohnten sie gemeinsam in Mannenbach im Kanton Thurgau. Im Jahre 1917 arbeitete Minna in

Basel als Volontärärztin. Dort entband sie von ihrer Tochter Renate Miriam, deren Vater Schickele war. Der aber zog um diese Zeit in Bern wieder mit Frau und Kindern zusammen.⁸

Im Spannungsfeld zwischen der Geliebten und der Familie hatte Schickele sich endgültig entschieden. Beim Gedanken an Minna aber gewannen jetzt Schuldvorwürfe gegen die revo-



Otto Flake



Flakes ehemaliges Haus in Baden-Baden, Bismarckstraße 7

lutionär gesinnte Gefährtin die Oberhand. Unverkennbar ist sie es, die er wegen ihrer emanzipierten Gesinnung mit der Metapher von der „Roten Frau“ belegte. Unter diesem Titel brachte er späterhin Sprüche und Reime-
reien aus dem Jahre 1917 heraus, von denen das kurze Gedicht „Untrennbar“ jenes schier ausweglose Beziehungsgeflecht des Dichters verdeutlicht:⁹

*Dich betrügend, hab ich mich betrogen.
Dich belügend, hab ich mich belogen.
Du verkehrst dich, kehrst du mir den
Rücken,
Last, der ich erlieg, wird dich erdrücken.*

Versöhnlicher dünkt das Erinnerungsbild, sobald Züge Minnas im Romanwerk aufscheinen, so etwa in Gestalt der bezaubernden Pariser Schauspielerin Lo, die ihr Herz erst einem Dichter, dann einem deutschen Journalisten schenkt: ...*die braunen, durchsichtig feuchten Augen strahlten vor Klugheit, der gestreckte Hals schimmerte bräunlich im Schatten, er war vollkommen.* In der Trilogie vom Erbe am Rhein erinnert die Titelfigur Maria Capponi, braun und kühl, mit schwarzem Haar und großen dunklen Augen äußerlich an Minna, während in der Novelle vom gelben Haus die - diesmal blonde - Besucherin mit dem Kosennamen „Röhrchen“ wohl eher mit ihren Gesten und ihrem abrupten Abschied an die frühere Geliebte des Verfassers denken läßt. Im Jahre 1922 übersiedelte Schickele nach Badenweiler, wo er in der Kändlerner Straße eine Villa erstellt hatte. Gleich zu Beginn der Hitlerzeit wurde der pazifistische Dichter von den neuen Machthabern angefeindet und verfolgt. Er emigrierte 1933 nach Frankreich, sieben Jahre später ist er in Vence verstorben.¹⁰

Nach dem Weggang von René Schickele hatte Minna kurze Zeit als Volontärärztin im Insepsital in Bern gearbeitet, 1919 kehrte sie mit ihrer kleinen Tochter nach Frankfurt zurück und promovierte dort. Von 1920-1926 führte sie in Berlin eine Privatpraxis, den Sommer über betätigte sie sich jeweils als Kurärztin in Langenschwalbach im Taunus. Im Jahre 1927 wurde Dr. Minna Flake von der Berliner Stadtverwaltung als Schulärztin angestellt und dem Gesundheitsamt Prenzlauer Berg zugewiesen.

Im Jahre 1928 ernannte man sie zur Beamtin auf Lebenszeit, 1929 zur Stadtschuloberärztin. Ihre politische Position hatte Minna bereits im Jahre 1919 offenkundig gemacht, indem sie in die KPD eintrat.¹¹ Schon während ihrer Schweizer Jahre hatte sie Kontakte gehabt zu dort aufhältlichen oder durchreisenden Deutschen, die auf einen Umsturz in Deutschland hinarbeiteten. Zurück in Berlin lernte sie den kommunistischen Arzt Leo Klauber kennen, mit dem sie 1925 dem Verein sozialistischer Ärzte (VSÄ) beitrug. Sie sind um 1928 beide aus der KPD ausgeschlossen worden, vermutlich wegen ihrer Tätigkeit im VSÄ.¹² Minna Flake schloß sich 1932 der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands an, einer 1931 gegründeten Splittergruppe. Im Mittelpunkt ihrer politischen Arbeit stand aber unverändert die Ärztevereinigung. Die hatte sich abgespalten von dem durch Dr. Karl Kollwitz, den Ehemann der Künstlerin Käthe Kollwitz, gegründeten Sozialdemokratischen Ärzteverein, der für eine sozialistische Gesundheitspolitik eintrat. Dem VSÄ gehörten jedenfalls in Berlin sowohl sozialdemokratische wie kommunistische Ärzte an, darunter der bekannte Schriftsteller Alfred Döblin.¹³ Gleich nach ihrem Eintritt in den Verein wurde Minna Flake zur zweiten Schriftführerin gewählt. Mit streitbarem Engagement setzte sie sich fortan für die Vereinsziele ein: Sie hat Vorträge und Demonstrationen, namentlich auf dem Gebiet der Schwangerschaftsberatung, durchgeführt. Für die vereins-eigene Zeitschrift „Der sozialistische Arzt“ verfaßte sie zahlreiche Beiträge sowohl über Geschehnisse des Vereinslebens wie über allgemeine gesundheitspolitische Fragen, beispielsweise über Arbeitslosigkeit und Volksgesundheit, über das Roggenbrotgesetz, über das Gesundheitswesen in Palästina oder eine Stellungnahme der Berliner Ärztinnen zu § 218 des Strafgesetzbuches.¹⁴

Nach der Machtergreifung von 1933 wurde Frau Flake bald Opfer brauner Willkür. Anfang April fand eine Hausdurchsuchung statt, wenige Tage später wurde Minna verhaftet und in das Frauengefängnis verbracht, während ihre Tochter Renate ins Jugendgefängnis am Alexanderplatz gesperrt wurde. Ende April kamen beide wieder frei. Unverzüglich flohen sie in die Schweiz, von wo Minna die Flucht allein fort-



René Schickele

setzte nach Prag, um dort die Parteiarbeit in der SAP weiterzuführen. Im Herbst 1934 begab sich Minna Flake nach Paris. Sie schlug sich zuerst mit einfachen Arbeiten durch, um schließlich in einem Hilfskomitee für politische Flüchtlinge mitzuarbeiten und daneben eine nicht zugelassene Arztpraxis zu betreiben.¹⁵ Aus der Schweiz traf die Tochter Renate ein, die dort eine Gartenbauschule besucht hatte. Von ihrem Vater René Schickele anerkannt, konnte sie die französische Staatsbürgerschaft erwer-

ben. Ihren Vornamen änderte sie in Renée. Im Jahre 1938 heiratete sie den Emigranten Walter Barth, im Jahr darauf wurde ihre Tochter Catherine geboren. Beim deutschen Einmarsch in Frankreich verließ Minna Flake mit Tochter und Enkelin fluchtartig Paris. Nach langwierigen Bemühungen konnten die Frauen ein Einreisevisum in die USA erhalten. Im März 1941 gelang es, von Marseille im nicht besetzten Teil Frankreichs mit einem Frachtschiff zu entkommen. Zehn Wochen währte die gefährvolle, ent-

behrungsreiche Überfahrt. In New York wurden die Ankömmlinge von Schickeles Sohn Rainer empfangen. In den Vereinigten Staaten konnte Minna Flake 1946 das Angleichungsexamen ablegen, ab 1947 praktizierte sie in der Wohnung ihrer Tochter Renée als Ärztin. Im Jahre 1952 wurde ihr die amerikanische Staatsbürgerschaft zuerkannt. Um 1947/48 und 1954 ist sie nach Deutschland gereist, um ihr Entschädigungsverfahren zu betreiben, zugleich auch, um die einstige Heimat wiederzusehen. Danach lebte sie einsam in New York. Dort ist Dr. Minna Flake nach längerer Krankheit am 10. Februar 1958 verstorben.¹⁶ Ein mutiges, kämpferisches Frauenleben war zu Ende gegangen.

Anmerkungen

- 1 Otto Flake, *Es wird Abend*. Bericht aus einem langen Leben, 1960, S. 135.
- 2 Ernst Möwe, *Otto Flake*. Leben, Werk, Gestalt, Beispiel, 1931, S. 19.
- 3 Flake (Anm. 1), S. 159.
- 4 Bibliographie bei Wilpert/Gühring, *Erstausgaben deutscher Dichtung*, 1967, S. 326.
- 5 Nicole Marie Schoenberger Darmon, *Frauen und Erotik in Otto Flakes Romanwerk*, Diss. University of Pennsylvania, 1976, S. 29, 31.
- 6 Flake (Anm. 1), S. 207.
- 7 Zu den Lebensdaten: Michael Farin (Hrsg.), *Otto Flake*. Annäherungen an einen Eigensinnigen, 1985, S. 205; Erich Kleinschmidt in *BWBiogr*, Bd. 1, 1994, S. 85; zur Baden-Badener Zeit: Klaus Fischer, *Baden-Baden erzählt*, 1985, S. 179 ff.; Rei-

- ner Haehling von Lanzanauer, *Düstere Nacht*, hellichter Tag, 1996, S. 58, 70.
- 8 Friedrich Bentmann (Hrsg.), René Schickele. *Leben und Werk in Dokumenten*, 1974, S. 131.
- 9 *Die literarische Welt* Nr. 52 v. 24. 12. 1926, S. 9.
- 10 Horst Ferdinand in *BadBiogr*, Bd. IV, S. 255; Gustav Faber, *Ekkhart* 1984, S. 49; Johannes Helm, *BadH* 1991, S. 137; Joachim W. Storck, René Schickeles Haus in Badenweiler, *Spuren* 29, 1995.
- 11 Julie Boghardt, Minna Flake. *Macht und Ohnmacht der roten Frau: Von der Dichtermuse zur Sozialistin*, 1997, S. 221. Die Verfasserin konnte mit Minna Flakes in USA wohnhafter Tochter Renée Barth (1917-1994) Gespräche führen, deren als Typoskript vorliegende Lebenserinnerungen „A Born Refugee“ einsehen ebenso wie die Memoiren einer Leidensgenossin Minnas, Charlotte Sempell Klenbort. Weiter wurde ihr Einsicht in die deutschen Entschädigungsakten gewährt. Dank der gründlichen Recherchen von J. Boghardt konnte namentlich die Biographie von M. Flake für den Zeitraum nach 1933 vervollständigt werden; vgl. a. die Rezension in *Staatsanzeiger Baden-Württ.*, Nr. 6 v. 16. 2. 1998, S. 6.
- 12 Stephan Leibfried/Florian Tennstedt, *Berufsverbote und Sozialpolitik 1933*, Universität Bremen, 2. Aufl. 1980, S. 120; Boghardt (Anm. 11), S. 52-58, insb. a. Fußn. 221, 239.
- 13 Leibfried/Tennstedt (Anm. 12), S. 106 ff.
- 14 Bibliographie bei Boghardt (Anm. 11), S. 78.
- 15 Leibfried/Tennstedt (Anm. 12), S. 120.
- 16 Einzelheiten zur Verfolgungszeit bei Boghardt (Anm. 11), S. 63-75.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling von Lanzanauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Gegen die Verstaatlichung des Menschen, für eine Vermenschlichung des Staates

Eine Erinnerung an Udo Rukser und seine „Deutschen Blätter“

Dezember 1934. Der Obstbauer Paul Weber aus Bodman am Bodensee läßt sich mit einem Taxi den verschneiten Schienerberg nahe Radolfzell zum einsamen Oberbühlhof chauffieren, um im Auftrag des Berliner Rechtsanwalts Udo Rukser ein Gutachten zu erstatten. Es geht um ein zum Verkauf stehendes Gut auf der Höri, und Weber soll entscheiden, ob es sich für den Obstbau eigne. Der kann zwar den Boden nicht beurteilen, doch wichtiger sind für ihn Vegetationsbild und Höhenlage. Aufgrund ihrer Analyse kommt er zu dem Ergebnis, daß der Hof für harte Wintersorten gut ist.

Wochen später erfuhr Weber, daß Rukser, der es mit dem Gutachten auffallend eilig hatte, den Hof erwarb, um bald darauf mit seiner Frau Dora zu einem Antrittsbesuch bei seinem Gutachter zu erscheinen. Was um alles in der Welt, so fragte sich Paul Weber, mochte den Juristen dazu bewogen haben, seine offenkundig gutgehende Rechtsanwaltskanzlei aufzugeben und mit einer so konträren Beschäftigung zu vertauschen?

Einer alten Juristenfamilie entstammend, hatte sich Rukser auf internationales Recht spezialisiert, und als es ihm nach dem Ersten Weltkrieg gelang, die Entschädigungsansprüche von Grundbesitzern anerkannt zu bekommen, gelangte er zu Reichtum. Mit seinem Schwager Otto Blumenthal als Sozius begründete er 1926 in Berlin eine eigene Kanzlei, und seit 1927 fungierte der inzwischen angesehene Jurist als Mitherausgeber der neugegründeten „Zeitschrift für Ostrecht“. Mit einer Jüdin verheiratet – Dora Rukser war eine Schwester des Dada-

Künstlers und Filmpioniers Hans Richter – und beruflich mit zahlreichen Fällen von Antisemitismus konfrontiert, stand er dem Nationalsozialismus von Anfang an unversöhnlich und kompromißlos gegenüber. So war es für ihn auch keine Frage, von seinem Herausgeberposten zurückzutreten, als 1933 von ihm verlangt wurde, sich von seinen jüdischen Mitarbeitern zu trennen; mehr noch: er war sich klar darüber, daß mit seinem elementaren Verständnis von Recht unter dem Naziregime nichts mehr auszurichten sein würde. Kurzentschlossen entschied er sich mit seinem Sozius für eine berufliche Neuorientierung.

Mit seiner staunenswerten Begabung, sich neue Sachgebiete anzueignen, machte Rukser im Eilverfahren ein Obstbaudiplom. Von dem international bekannten Agronomen Friedrich Aereboe auf den Oberbühlhof hingewiesen, war dieses Gut an der äußersten Peripherie des Reiches mit der herrlichen Sicht über den Untersee und auf die zum Greifen nahe Schweiz eben das, was Rukser sich erhofft haben mochte. Alles schien nun auf eine Existenz zu deuten, die einer „inneren Emigration“ gleichkam – zumal sich das „Obstgut Oberbühl“ gut anließ und rasch zu prosperieren begann. Der Erfolg ermutigte Rukser gar zur Beteiligung an weiteren landwirtschaftlichen und Obstbau-Unternehmungen am Bodensee.

Durch kompetente Führung und Beratung sowie den erfolgreichen Versuch, ein neues Konservierungsverfahren für Obstsaft im großen Maßstab zu nutzen, wurde Ruksers Betrieb mit seinen 25 000 Edelobstbäumen und Bee-



Dr. Udo Rukser auf seiner Chacra „Las Gracias“ bei Quillota/Chile, 1969. Aufnahme Nils Billo-Hassler

renplantagen („Trinkt den Apfel. Trinkt die Beeren“) gar zum Mustergut, dessen Produkte 1938 mit der Goldenen Medaille der „Internationalen Industrie- und Fachausstellung Luxemburg“ prämiert wurden. Doch wie Rukser zuvor schon das Terrain nie dem Juristen ganz überlassen hatte, ging er auch jetzt nicht völlig im Obstbauern auf. Das villenartige Haupthaus seines Gutes, das eher einem Herrsitz glich, beherbergte eine stattliche Kunstsammlung, die der leidenschaftlich an Kunst und Literatur Interessierte im Laufe der zwanziger Jahre zusammengetragen hatte – darunter Bilder und Skulpturen der klassischen Moderne von Sisley über Marées, Dérain, Corinth, Archipenko, Heckel, Lehbruck, Kokoschka, Carl Hofer und Christian Rohlf.

Doch bloße Geldanlage wäre das letzte gewesen, was Rukser zu seiner Sammlung bewegen hatte. Daß sie auf anderen Wegen als durch bloße Launen seines Geldes zusammengekommen war, belegen schon seine zahlreichen Veröffentlichungen in Kulturzeitschriften der zwanziger Jahre – so stößt man beispielsweise schon im

legendären Dada-Almanach Huelsenbecks auf seinen Namen. Über seine intime Kennerschaft auch avantgardistischer Kunstströmungen hinaus war er mit vielen Künstlern befreundet, und selbst noch in der Abgeschiedenheit des Oberbühlhofs wußte er einige dieser Kontakte aufrechtzuerhalten. So waren beispielsweise Ewald Mataré und Heinrich Nauen seine Gäste, und unter den Freunden der Kunst, die gleich Rukser bald in größerer Zahl auf den relativen Schutz der Schweizer Grenze setzten, verband ihn insbesondere die Freundschaft mit Walter Kaesbach aus dem nahen Hemmenhofen, wo sich auch Dix und später Heckel niederließen. Auch Walter Trier, der Illustrator Erich Kästners, weilte auf dem Oberbühlhof, dessen preußische Hausordnungsparagrafen („§ 3: Wenn Du am Morgen liegst bis Zehn/ bist Du als Gast nicht gern gesehn“) er mit dem suggestiven Strich des Humoristen ironisch glossierte. In das geistoffene und gastliche Ambiente fügte sich Blumenthal, dessen Leidenschaft dem Film galt und der sich als Übersetzer Swinburnes hervortat.

So hätte es sich „abseits der Politik“ wohl leben lassen, hätte diese eines Tages nicht auch nach dieser schieren Idylle gegriffen. Erste Schatten hatten sich bereits 1936 über dieser malerischen Landschaft bemerkbar gemacht, als das Gut während einer Griechenlandreise des Ehepaares Rukser ergebnislos durchsucht wurde. Im November 1938 räumte dann die in Radolfzell stationierte SS-Truppe „Germania“ mit den Resten jüdischen Lebens auf der bis dahin vom Ungeist des Antisemitismus weitgehend verschonten Höri auf, sprengte die Synagoge von Wangen und überfiel neben dem

Horner Landgut von Erich Bloch auch den Oberbühlhof. „Ein Lastauto kommt“, so hielt Otto Blumenthal die Ereignisse im Rückblick fest, „und ich weiß es nun mit tödlicher Gewißheit: sie holen dich! Das Lastauto hält, eine Bewegung kommt in die patrouillierenden Posten, mich überfällt grenzenlose Angst... Jetzt heißt es, sein Herz fest in die Hand zu nehmen und gewappnet sein. Ein Korporal und zwei Mann sind im Korridor, mit Stahlhelm und Karabiner. Wir suchen Dr. B. Er ist verhaftet. Udo versucht sich vor mich zu stellen, verlangt Vorlage von Verhaftungsbefehlen und erntet



Villa Dr. Udo Rukser, Oberbühlhof über Wangen/Bodensee, Zustand 1935

damit nur höhnisches Lachen. Nun gehe ich zwischen zwei SS-Männern wie ein zum Tode Verurteilter und fühle alles Leben von mir abfallen (...). Lorenz, mein Junge, steht mit Udo am Haustor. Dicke Tränen laufen über sein Gesicht. Udos Gesicht ist spitz und weiß. Ich kletterte auf den Lastwagen...“

Für Rukser, der seine Frau in Vorahnung des Kommenden bereits bei schweizer Freunden in Sicherheit gebracht hatte und aufgrund einer Verwechslung beinahe erschossen worden wäre, stand damit der Entschluß einer wirklichen Emigration fest. Umgehend traf er alle Vorbereitungen für die Ausreise nach Chile, das ihm – nicht zuletzt wegen seiner Neutralität – von Freunden empfohlen worden war, und suchte nach Käufern für den Oberbühlhof. Als Interessent trat unter anderem Carl Goerdeler auf; gepachtet (und Jahre später gekauft) hat das Gut schließlich ein tüchtiger Ökonom, von dem sich später herausstellte, daß er – der SS angehörte. Beim Abschied im März 1939 drückte Rukser Paul Weber, zu dem sich inzwischen freundschaftliche Beziehungen ergeben hatten, eine Generalvollmacht für die treuhänderische Verwaltung seines gesamten Besitzes in Deutschland in die Hand. Nach fünfmonatiger Trennung von seiner Frau fuhr Rukser – nach „glatter Abfertigung am Zoll und ehrentvoller Behandlung mit allen guten Wünschen“, wie er nach Bodman schrieb – nach Basel, von wo es via Tessin zur Einschiffung nach Genua ging.

Wirtschaftlich und finanziell gestaltete sich der Beginn in Chile schwierig. Von seinen anfänglichen Versuchen mit Bienenzucht mußte Rukser wieder lassen, weil es für Honig in Chile keinen Markt gab. So beteiligte er sich an einer großen Schaffarm im Norden des Landes, um nach einem Jahr intensiver Suche in einem Tal bei Quillota 15 ha Land einer ehemaligen Hacienda zu erwerben, dem er – Ausdruck seines Dankes an die Nation, die ihn aufgenommen hatte – den Namen „Las Gracias“ gab. Doch auch hier war der Anfang schwierig. „Der Groschen, den Sie mir heute überweisen können“, schrieb Rukser 1941 an Paul Weber angesichts rasch dahinschmelzender Reserven und zunehmender Devisenprobleme, „ist mir lieber als die Mark von morgen“. Erleichtert wurden die Anfänge freilich durch Ruksters Fähigkeit,

sich neuen Verhältnissen anzupassen, und Spanisch lernte er so rasch, daß sich seine deutschsprachigen Freunde nur wundern konnten, wie bald er seine landwirtschaftlichen Beiträge, die er schon während der Bodenseezeit in Fachzeitschriften untergebracht hatte, nunmehr in der neuen Sprache veröffentlichte – von der Notwendigkeit, sich in die veränderten fachlichen Gegebenheiten einzuarbeiten ganz zu schweigen.

Immer mehr belastete Rukser die drohende Kriegsgefahr; Ende August 1939 schrieb er vorsorglich nach Bodman: „Liebe Freunde, wir denken herzlich an Euch und hoffen, dass Euch das Verhängnis verschont. Da vielleicht direkte Post mit Deutschland nicht mehr möglich ist, bitten wir bei kritischer Lage die für uns bestimmten Briefe an Häfelis, Zürich-Herrliberg, Rabengasse zu schicken. Ich halte es für ziemlich ausgeschlossen, dass für unsern Besitz dort noch irgend eine Verwertungsmöglichkeit besteht. Für den kritischen Fall nehmen Sie an sich, was möglich ist. Im Keller liegt noch viel Wein (...). Käsbach mag sich auch was aussuchen & Sie erst recht. Desgleichen mit den Büchern, obwohl ich ja von denen gern noch was hergenommen hätte. Aber was liegt schon daran. Möge Euch ein gnädiges Schicksal verschonen“.

Doch erwähnenswert machen Ruksters chilenisches Exil nicht seine wirtschaftlichen Unternehmungen. Mitten im Kriege nämlich gründete er zusammen mit seinem Landsmann Albert Theile in Santiago die „Deutschen Blätter“ – eine Monatszeitschrift, die Anfang 1943 erstmals erschien. Finanziert wurden die 2000 bis 5000 Exemplare von dem Deutsch-Chilenen Nikolaus Freiherr von Nagel und Rukser selbst, der zu diesem Zweck Teile seiner geretteten Kunstsammlung in die USA verkaufte. In ihrer kompromißlos-humanistischen und zugleich bürgerlich-konservativen Linie – „unerbittlich im Kampfe gegen die Usurpatoren der Macht, offen für den Meinungsstreit des Tages“ – trugen die „Deutschen Blätter“ unverkennbar die Handschrift Ruksters. „Wir wollen mit unserer Zeitschrift versuchen“, hieß es im Editorial der ersten Nummer, „in der grundsätzlichen moralischen Krise dieses technischen Zeitalters die so schwer erkämpften Ideale der Menschlichkeit lebendig zu erhalten und die Werte der deutschen Überlieferung zum Bewußtsein zu



Collage von Hans Richter, darstellend Udo Rukser und seine geistige Welt

Copyright: Rita Rukser, Hamburg

bringen im Sinne der Gewissensfreiheit, Toleranz und sozialen Gerechtigkeit (...), mithelfen an der Entsöhnung unserer durch die unerhörtesten Verbrechen besudelten Welt (...); beitragen, der Vernichtungspolitik die Politik des

totalen Friedens entgegenzusetzen und daher einzutreten für die Unterordnung der Politik unter die Moral“.

Dieses Konzept der Überparteilichkeit entsprach auch den Erfahrungen mit der linkspoli-

tisch dominierten Exilorganisation „Alemania Libre“ in Santiago, wo es, nach dem Urteil der „Deutsche Blätter“-Mitarbeiterin Anna Steuerwald-Landmann, „dauernd Gezänk (gab) zwischen kleinen Gruppen um die politische Haltung: Kommunisten gegen Sozialdemokraten, orthodoxe Juden gegen liberale, unter diesen beiden auch Zionisten gegen Anti-Zionisten“. Schon die Mitarbeiterliste der nicht weniger kämpferischen „Deutschen Blätter“ beweist, daß die politische Auseinandersetzung unter den Hitlergegnern bewußt hintangestellt wurde. Neben Beiträgen von Goethe, Rilke und George finden sich solche von Stefan Andres und Max Barth über Hermann Broch, Albert Ehrenstein, Oskar Maria Graf, Hermann Hesse, Ernst und Friedrich Georg Jünger, Hermann Kesten, Thomas Mann, Karl O. Paetel, Gustav Regler, F. C. Weiskopf, Ernst Wiechert, Carl Zuckmayer und Stefan Zweig, und das Mitarbeiter- und Korrespondenzverzeichnis der „Deutschen Blätter“ liest sich wie ein Who's who? des deutschsprachigen Exils. Die Zeitschrift machte aber auch mit der zeitgenössischen lateinamerikanischen Literatur von Borges bis Neruda bekannt; und im nichtliterarischen Teil wurden alle „kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen“ erörtert, „die der inneren Erneuerung Deutschlands dienen“. Leitbegriff war die „Vergeistigung der Politik“, die einer – abzulehnenden – „Politisierung des Geistes“ gegenübergestellt wurde; und zwei nicht minder kennzeichnende Begriffspaare wurden zum festen graphischen Bestandteil der Titelseite: einmal die Losung „Für ein europäisches Deutschland / Gegen ein deutsches Europa“ und das bei Pestalozzi entlehnte Postulat: „Wir wollen keine Verstaatlichung des Menschen, sondern eine Vermenschlichung des Staates“.

Auf 34 Nummern haben es die „Deutschen Blätter“ gebracht, deren Herausgabe allen unmittelbar Beteiligten das Letzte abverlangte – auch finanziell. „Wir leben von der Hand in die Druckerei“ – so drückte es Rukser im Herbst 1945 in einem Brief an Salomo Friedländer („Seien Sie unter den Lebenden erneut begrüßt!“) aus, dessen Bücher er vor einem halben Menschenalter einmal besprochen hatte. Und als 1946, im letzten Jahr ihres Erscheinens, die Finanzierungsprobleme schließlich exis-

tenzgefährdend wurden und die geplante Ausdehnung auf den deutschen Buchmarkt misslang, da erbot sich Thomas Mann, mit seinem Namen für jegliche Unterstützung einzustehen, um Rukser wenig später sein Bedauern über die „Einstellung Ihrer schönen Zeitschrift“ zu bekunden, „an der ich so oftmals meine Freude gehabt habe“. Es ist wahr: das andere, nicht-nazistische Deutschland hat in dieser Zeitschrift eine seiner glaubhaftesten Stimmen gehabt.

Mit Ende des Krieges nahmen Rukser und seine Frau auch den Kontakt mit dem Bodensee wieder auf. Eine briefliche Verständigung war nur bis Anfang 1942 möglich gewesen; nun mußte Rukser, der noch 1944 ausgebürgert worden war, erfahren, daß sein gesamter deutscher Besitz der „Verwaltung des jüdischen und reichsfeindlichen Vermögens“ beim Finanzamt Konstanz unterstellt worden war. Mit den Restitutionsgesetzen, aufgrund derer der Oberbühlhof schließlich wieder in seinen Besitz kam, fiel auch dessen Verwaltung wieder an Paul Weber – denn der Eigentümer kehrte, anders als sein nach Palästina emigrierter Freund Otto Blumenthal, nur noch besuchsweise nach Deutschland zurück.

Einmal Exilant, immer Exilant – das schien auch Rukser zu ahnen. Dennoch gab es kaum einen Brief nach Bodman, in dem sich die Rukser nicht nach der alten zweiten Heimat erkundigt hätten. „Die Nachrichten aus der Höri haben uns im Herzen wohlgetan“, bedankten sie sich in einem ihrer ersten Briefe. „Auch wir gedenken jener guten Leute. Ja, ich gestehe: neulich fand ich in Santiago zufällig eine alte Ausgabe von Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten, und wie sehr ich beim Lesen das Heimatgefühl hatte, kann ich gar nicht beschreiben. Bei diesen Versen sah ich wieder alles klar vor mir, die Landschaft, die Leute, das vertraute Bodman und vieles andere“. Immer wieder erkundigte sich Rukser – seinen und den Vornamen seiner Frau gewöhnlich zu Udo-ora zusammenziehend – nach der alten Heimat. So auch im Sommer 1947: „Wie siehts bei Käsbach aus? Und in der Höri? Ist Pfarrer Heidelberger noch uff Schiene? Und der Josef Moser? Übrigens bin ich noch immer eingetragener Bürger von Schienen“. Und 1949 bekannte er: „Wirklich nur nach den wenigen Menschen

zieht es uns, nicht nach dem Land, das uns soviel Kummer gemacht hat“.

Dabei konnte Rukser auch in Chile nicht rundum „daheim sein“. „Was an Deutschen hier herumsitzt“, klagte er in einem Brief an Paul Weber, „ist das Bürgerlichste vom Bürgerlichen und selten trifft man auf einen Menschen, bei dem man auf eine Seele schließen kann“. Doch hatte er sich längst – schon neben seiner Redaktion an den „Deutschen Blättern“ her – eigenen literarischen Plänen zugewandt, denen er sich nur von einem spanischsprachigen Land aus widmen konnte: in ihrem Mittelpunkt stand nämlich die Frage des Einflusses des deutschen Geistes auf die spanischsprachige Welt. 1958 und 1962 erschienen die Bände „Goethe in der hispanischen Welt“ und „Nietzsche in der Hispania“; vorangegangen waren die 1956 in der „Deutschen Vierteljahresschrift für Literatur- und Geisteswissenschaft“ bzw. im „Archiv für Kulturgeschichte“ veröffentlichten Beiträge

über „Heine in der hispanischen Welt“ sowie „Spanische Zensur und Inquisition in ihrer Bedeutung für die Goethe-Zeit“. Aber auch die andere Seite des rukserischen Denkens – sein tiefgreifender Skeptizismus gegenüber der Moderne, der seinen Ausdruck in einer konservativen Kultur- und Epochenkritik fand – schlug sich in Veröffentlichungen nieder; genannt sei das Buch „Über den Denker Rudolf Pannwitz“ (1970) und zahlreiche Artikel zu Ortega y Gasset. Als Rukser Mitte 1971 in Quilota 79jährig starb, war wenige Tage zuvor in einem Madrider Verlag seine internationale „Bibliografía de Ortega“ erschienen.“

Anschrift des Autors:
Manfred Bosch
Dinkelbergstr. 2 b
79540 Lörrach

Deutsche Künstlerkolonien 1890–1910

Eine Ausstellung der Städtischen Galerie Karlsruhe

Mit der ersten Sonderausstellung „Deutsche Künstlerkolonien 1890–1910“ im neuen Haus schließt die Städtische Galerie Karlsruhe an ihre 16jährige Tradition im Prinz-Max-Palais an, während der sie zahlreiche Ausstellungen zu den Themen Landschaftsmalerei und Natur ausrichtete. Hierzu gehörten „Spitzweg, Schwind, Schleich“, „Sandby und Bonnington“, „Gustav Schönleber – Gustav Kampmann. Zweimal Natur um 1900“, „Paul Klee – Wachstum regt sich“ und die Ausstellung „Zurück zur Natur, aber wie?“, die sich 1988 der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit dem Thema Natur widmete.

Die facettenreiche und eindruckliche Präsentation zu den „Deutschen Künstlerkolonien“ zeigt anhand von rund 110 Gemälden, 90 Druckgrafiken und 5 Plastiken ein bedeutendes und aufschlußreiches Thema der Kunstgeschichte, das zum ersten Mal in einer Zusammenschau zu sehen ist. Vorgestellt werden Worpsswede, Willingshausen, Grötzingen und Dachau als Beispiele für die Künstlerkolonien des 19. Jahrhunderts sowie die Dresdener Künstler der „Brücke“ und Alexej Jawlensky, Marianne Werefkin, Gabriele Münter und Wassily Kandinsky in Murnau als zwei herausragende Künstlergruppierungen des frühen 20. Jahrhunderts.

Die Emanzipation der Landschaftsmalerei im Laufe des 19. Jahrhunderts findet ihren Höhepunkt in der Gründung der Künstlerkolonien. Zu den Ausbildungsstätten, die dieser Entwicklung bedeutende Impulse gaben, gehört die 1854 gegründete Kunstschule in Karlsruhe. Ihr erster Direktor Johann Wilhelm Schirmer betrieb bereits während seiner Düsseldorfer Zeit intensive Naturstudien und wurde 1839 an

der dortigen Akademie zum Professor für Landschaftsmalerei ernannt. An der Karlsruher Kunstschule sorgte er für ideale Ausbildungsbedingungen. Er forderte einen Garten und ein Belvedere auf dem Dach des Gebäudes, um dort mit den Studenten Naturstudien betreiben zu können. Zudem arbeitete er mit ihnen im nahen Hardtwald.

Einen erneuten Aufschwung erhielt die Akademie, als 1880 der Landschaftsmaler Gustav Schönleber und der Tiermaler Hermann Baisch aus München nach Karlsruhe kamen. Einige ihrer Schüler fanden sich 1889 in Grötzingen zusammen und bildeten dort eine Malerkolonie.

Wie die Mitglieder der anderen Kolonien auch wandten sie sich gegen die Großstadt und gegen das gründerzeitliche Wertesystem. Sie wollten in der unberührten Natur malen und den Bauern als Menschen darstellen, der authentisch in seiner Umgebung lebt und arbeitet. Vorbild für diese Auffassung waren die Künstler von Barbizon, die sich bereits in den 1830er Jahren im Wald von Fontainebleau niedergelassen hatten.

WILLINGSHAUSEN

Willingshausen, ein Dorf in der hessischen Schwalm zwischen Marburg und Kassel gelegen, gehört zu den Künstlerorten, die schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehen. Die Tradition beginnt 1814 mit dem Düsseldorfer Akademieprofessor Gerhardt von Reutern, dem in den folgenden Jahren zahlreiche Kollegen und Schüler folgten. Im Laufe der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen immer mehr Landschaftsmaler aus ganz Deutschland in die Schwalm. Sie kamen meist im Sommer,



Ernst Ludwig Kirchner, *Vier Badende*, 1910, Von der Heydt-Museum Wuppertal

manche kehrten regelmäßig zurück, andere blieben nur eine Saison. Kaum einer lebte dort während des ganzen Jahres.

In den späten 1880er Jahren entstand um den in Hessen gebürtigen und in Berlin ausgebildeten Maler Carl Bantzer eine Künstlerkolonie, die ihre Blütezeit zwischen 1890 und 1914 hatte. Hierzu zählen die Düsseldorfer Maler Adolf Lins, Hans Richard von Volkmann und Hugo Mühlig. Aus Dresden zog Bantzer seine Freunde Paul Baum, Wilhelm Ritter und Robert Sterl und seine Schüler Walter Waentig, Wolfgang Zeller und Karl Hanusch in die Schwalm. Seit 1898 gehört auch Otto Ubbelohde zu dem Kreis. Thematisch ergaben sich für die in Willingshausen tätigen Künstler zwei Schwerpunkte: die ernste aber auch malerische Tracht der Schwälmer Bauern und die sanft modellierte Landschaft.

Während die Bauern immer mehr die Tracht ablegten, ihre traditionellen Einrich-

tungsgegenstände durch moderne ersetzt oder überhaupt ihre ländliche Heimat verließen, um in den Städten zu arbeiten, hielten die Maler als Gegenreaktion diese untergehende Kultur in ihren Bildern fest. Man kann jedoch nicht von einer realistischen Wiedergabe der Situation sprechen, denn schon damals schufen die Künstler Rekonstruktionen einer untergehenden Welt. Zudem stand der künstlerische Wille höher als die authentische Schilderung einer Situation. So gab zum Beispiel Bantzer in seinem Gemälde „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche“ die Willingshäuser Bauern aus gestalterischen Überlegungen in der Kirche eines Nachbarortes wieder oder er malte eine Willingshäuserin in der Unterländer Tracht, weil diese seiner Meinung nach besser zum Gesicht der Frau paßte. Zur Vorbereitung seiner Gemälde nutzte er die Fotografie.

Die Bandbreite seiner Malerei reicht von der genremäßigen Schilderung der Feste im



Otto Modersohn, *Hammewiesen mit Weyerberg*, 1989, Otto Modersohn Museum Fischerhude

Lebenslauf wie die „Hessische Bauernhochzeit“ (1904) oder von der jahreszeitlichen Abfolge wie der „Tanz der Schwälmer Bauern“ (1899) zu der eher monumentalen Wiedergabe der „Schwälmer Bauern vor der Kirche“ (1906) und des „Hessischen Erntearbeiters“ (1907). Bantzers Malerei fand bei seinen Zeitgenossen große Anerkennung. Sein „Abendmahl in der hessischen Dorfkirche“ wurde 1892 in München mit einer kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet und den „Tanz der Schwälmer Bauern“ erwarb der Bruder des berühmten Kunsthistorikers Aby Warburg. Von den Willingshäuser Künstlern ist es vor allem Wilhelm Thielmann, der Bantzers Art der Trachtendarstellung aufgriff.

Auch Bantzers enger Freund Paul Baum arbeitete in Willingshausen. Der Landschaftsmaler, der unter anderem zahlreiche nahsichtige Landschaftsstudien schuf, ging 1888 nach Dachau, wo er eine weitere Künstlergemeinschaft kennenlernte. In späteren Jahren wandte er sich der pointilistischen Malerei zu und wurde Mitglied der Neuen Künstlervereinigung München. Direkte Verbindungen zu weiteren

Künstlerkolonien hatte Otto Ubbelohde. Bereits während seines Münchner Studiums war er zum Arbeiten in der freien Natur in Dachau gewesen. Dreimal lebte er für längere Zeit in Worpsswede. Dort malte er das „Worpsweder Bauernpaar“, das sich heute im Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Marburg befindet. 1897 ließ sich Ubbelohde im hessischen Goßfelden unweit von Willingshausen nieder. Dort diente ihm seine direkte Umgebung mit den Wiesen und den vereinzelt Pappelgruppen als Motiv, die er in raschen Pinselstrichen skizzenhaft festhielt. Die Kompositionen zeichnen sich durch eine weite Landschaft mit niederem Horizont und einem hohen, meist wolkenreichen Himmel aus. Da Ubbelohde mit dem zehn Jahre älteren Bantzer, der ebenfalls aus Marburg stammte, seit der Jugendzeit eine herzliche Freundschaft verband, kam er oft zu kürzeren Aufenthalten nach Willingshausen.

DACHAU

Die Entwicklung Dachaus zum Malerort steht in direkter Beziehung zu München und



Gustav Kampmann, Herbstabend, 1905

dessen aufblühendem Kunstleben. Die Maler durchwanderten Oberbayern auf der Suche nach geeigneten Motiven für ihre Studien. Ganz in der Nähe der bayerischen Residenz, nur wenige Kilometer nach Norden, fanden sie in

Dachau und dem Dachauer Moos eine Landschaft, die vielfältige Anregungen bot. Schon in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde der Ort zum beliebten Ausflugsziel für Münchner Künstler unter anderem der wichtigen Ver-

treter der „paysage intime“ wie Eduard Schleich d. Ä. und Adolf Lier. Auch die Akademiestudenten hielten sich dort häufig auf. So berichtete Ubbelohde, der 1884 Schüler bei Wilhelm Diez war: „Oft flogen wir aus, isaraufwärts, auch nach Dachau, dem malerischen Dorf, das sich über der Moorgegend auf einem Hügel erhebt.“

Um 1880 schien der Ort erneut an Aktualität gewonnen zu haben, denn Künstler wie Graf Leopold von Kalckreuth oder Fritz von Uhde hielten sich dort auf und in der zeitgenössischen Presse war die Rede vom „Deutschen Barbizon“. Obwohl von Uhde immer nur kurze Zeit in Dachau lebte, war sein Einfluß auf die Kollegen groß, wie Wolfgang Venzmer im Ausstellungskatalog zu „Neu-Dachau“ darlegt: „Von Uhdes konsequent impressionistische Haltung hat nun zweifellos auf alle in Dachau Tätigen mehr oder weniger prägend gewirkt.“ Doch die Aufarbeitung der Dachauer Kunst in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ist noch immer ein Desiderat.

Adolf Hölzel kam als erster der späteren Künstlerkolonie „Neu-Dachau“ in den Ort an

der Amper. Eine Parisreise mit Arthur Langhammer 1887 und der intensive Kontakt zum französischen Impressionismus gaben den Anstoß für einen grundlegenden Stilwandel in seinem Werk und führten Hölzel im folgenden Jahr nach Dachau. 1892 hatte er seinen ersten großen Erfolg mit dem Ankauf seines zwei Jahre zuvor entstandenen Gemäldes „Hausandacht“ für die Neue Pinakothek in München. Die Kritiker verglichen es mit den besten Gemälden Wilhelm Leibls. Mit diesem Erfolg stellten sich die Schüler ein, und Hölzel begründete eine private Malschule, die 1899 unter anderem auch Emil Hansen, später Emil Nolde, besuchte. Auf Hölzels Initiative kam Ludwig Dill seit 1894 nach Dachau, und es setzte eine Zeit des intensiven Austausches zwischen den beiden Künstlern ein. Der eher intuitive Dill und der nach Gesetzmäßigkeiten in der Landschaft suchende Hölzel entwickelten und benannten den Bildtypus des „Ornamentwaldes“. Während Dill diesem Thema des „Heiligen Hains“ Zeit seines Lebens treu blieb, beschritt Hölzel weiter den Weg der Vereinfachung und Reduktion auf das Wesentliche.



Carl Bantzer, *Hessische Bauernhochzeit*, 1904, Staatliche Museen zu Berlin

Damit ging er konsequent den Weg zur Abstraktion. Das subtile Kolorit, das die Gemälde beider Künstler auszeichnet, geht wohl auf Arthur Langhammer zurück. Zwar war er schon lange mit Hölzel befreundet, doch erst seit 1890 kam er regelmäßig nach Dachau, wo er im Jahre 1901 verstarb. Gemälde wie das „Mädchen im weißen Kleid“, das um 1890 entstand, zeigen seine hohe malerische Gestaltungskraft. Bereits 1899 wurde Dill als Professor an die Karlsruher Akademie berufen, doch auch während der folgenden Jahre kam er den Sommer über nach Dachau. Hölzel erhielt sechs Jahre später einen Ruf an die Stuttgarter Akademie. Nach 1907 besuchte er die Stadt an der Amper nicht mehr.

GRÖTZINGEN

Seit 1889 entstand in dem rund 2.500 Einwohner zählenden Dorf eine Künstlerkolonie. Absolventen der Karlsruher Akademie ließen sich in dem Ort nieder, den sie schon zuvor auf zahlreichen Sonntagsausflügen kennengelernt hatten. Sie schätzten die hügelige Landschaft des Pfingztales mit ihren Streuobstwiesen, den weiten Feldern, den Hohlwegen und den Wäldern. Daß auch dort inzwischen die Industrie Einzug gehalten hatte, störte die Maler wenig. Ganz im Gegenteil wußten sie die Errungenschaften der Technik zu schätzen, denn in nur 12 Minuten konnte man mit dem Zug das nahegelegene Karlsruhe erreichen, an dessen Kunstgeschehen sie weiterhin regen Anteil nahmen.

Auf der Anhöhe, etwas oberhalb der gotischen Kirche, bauten Friedrich Kallmorgen und seine Gemahlin Margarethe Hormuth-Kallmorgen ein Haus, das sie vom Jahre 1889 an während der Sommermonate bewohnten. Den Winter verbrachten sie weiterhin in Karlsruhe. Aus seinem Atelier blickte Kallmorgen auf den Kirchturm und auf die danebenliegende Augustenburg. Daß sich dort der engere Kreis der Grötzinger Malerkolonie zusammenfinden konnte, ist dem Industriellensohn Otto Fikentscher zu verdanken, der 1890, gerade 28 Jahre alt, den historischen Gebäudekomplex von dem Grötzinger Bürgermeister Jordan erwarb und somit den Abriß der Anlage verhinderte. Nach und nach zogen mehrere Künstler mit ihren Ehefrauen in das ehemalige markgräfliche Schloß, zunächst

Gustav Kampmann und seine Halbschwester Jenny Nottebohm, die im Juni 1891 Otto Fikentscher heiratete. Im März 1891 kam Franz Hein mit seiner Frau in die Augustenburg. 1899 bezogen Carl Biese und seine Frau eine Wohnung in dem historischen Gebäude.

Die bedeutendsten Künstler der Grötzinger Kolonie sind Friedrich Kallmorgen und Gustav Kampmann. Als Schüler Gustav Schönlebers malte Kallmorgen bis zum Jahre 1889 Stimmungslandschaften in der Manier eines „impressionistisch aufgelockerten Naturalismus“ (Irene Eder) und blieb immer der Ton-in-Ton-Malerei verhaftet. Obwohl er vor allem in den ersten Grötzinger Jahren reine Landschaftsstudien in der freien Natur schuf, blieb für ihn die Verbindung von Natur und Mensch typisch. In seinem Werk finden sich viele Gemälde mit Szenen aus dem Grötzinger Alltagsleben, so daß man ihn geradezu als den Chronisten des dörflichen Lebens bezeichnen kann.

Kampmann hatte vor 1890 ebenfalls traditionelle Landschaften gemalt, doch in Grötzingen erschloß er sich konsequent eine abstrahierende Bildsprache. Rudolf Theilmann schrieb hierzu: „Auffallend ist die äußerste Straffung und Reduzierung des Gegenständlichen auf einfache, fast formelhafte Grundmuster. Dieser formalen Beschränkung auf das Wesentliche durch das Herausarbeiten einprägsamer Grundstrukturen antworten raffiniert abgewogene Farbklänge.“

Die beiden Frauen der Grötzinger Malerkolonie hatten die im 19. Jahrhundert für Malerinnen typische Ausbildung erhalten. Da ihnen der Besuch der Akademie nicht gestattet war, nahmen sie Privatunterricht. Margarethe Hormuth-Kallmorgen lernte bei dem Historienmaler und Akademieprofessor Ferdinand Keller. Obwohl sie sich – wie viele Künstlerinnen ihrer Zeit – auf Blumenmalerei spezialisierte, ist das Vorbild des Lehrers in ihren Arbeiten deutlich spürbar. Die Staffagen seiner großen historischen Szenen werden bei ihr zum alleinigen Bildinhalt, wobei sie die Stofflichkeit der Gegenstände hervorragend in Malerei umsetzte. Jenny Fikentscher, erhielt bei der Blumenmalerin Alwine Schrödter Unterricht. In ihren ersten bekannten Blättern sind die Einflüsse von Alwine Schrödters Motivsammlung „Blu-



Friedrich Kallmorgen, Zur Erntezeit, 1891, Staatliche Museen zu Berlin

mensprache“ deutlich spürbar. Ihre besten Arbeiten schuf Jenny Fikentscher in der Technik der Lithografie.

Alle Künstler der Kolonie hielten während ihrer Grötzinger Jahre engen Kontakt zu ihren Kollegen in Karlsruhe. Sie waren Gründungs- und zum Teil Vorstandsmitglieder des Karlsruher Künstlerbundes, und sie engagierten sich in dessen Werkstatt für Lithografie. Diese war gegründet worden, um den Künstlern eine Erwerbsmöglichkeit zu schaffen und um gleichzeitig den Bürgern günstigen, aber künstlerisch hochwertigen Wandschmuck anbieten zu können. Diese Initiative fand im Deutschen Reich große Anerkennung. 1901 übernahmen die Leipziger Verlage Teubner und Voigtländer den Vertrieb der auf einer Schnellpresse gedruckten Farblithografien.

Um 1905 löste sich die Grötzinger Malerkolonie ruhig und unspektakulär auf. Für die

Künstler begann eine neue Lebensphase. So erhielt Friedrich Kallmorgen 1902 einen Ruf an die Berliner Akademie, und 1905 wurde Franz Hein an die königliche Akademie für grafische Künste in Leipzig berufen. Zuletzt arbeitete nur noch Otto Fikentscher in Grötzingen. Auch in den folgenden Jahren ließen sich Künstler in dem „Badischen Malerdorf“ nieder, doch eine Künstlerkolonie entstand nicht mehr.

WORPSWEDE

„Wie herrlich es hier ist, lieber Otto, kann ich dir gar nicht beschreiben. (. . .) Als wir heute zurückfahren, kam ich unwillkürlich zu dem Gedanken, könnte ich doch mit einem von Euch all das herrliche was ich hier massenhaft schöpfen kann, teilen. Ich sah eine Birkenallee, wie sie nie ein Rousseau gemalt hat. Alte wunderbar geformte Stämme, silbern aus den dunklen

Silhouetten heraus leuchtend; ein Wassergraben, in dem sich klar leuchtend rotes Dach und eine helle durchsichtige Abendluft spiegelt, wie sie Rembrandt auf seinem Schloß auf dem Berge gemalt hat. Weit hinten auf dem durchfurchten Sandweg sieht man einen Landauer heranrollen, weiter vorn schiebt ein Mann sein beladenes Torfboot vor sich her; ein Bild pompös!!!“ Mit diesen begeisterten Worten schilderte Fritz Mackensen 1887 seinem Freund und Düsseldorfer Studienkollegen Otto Modersohn die Landschaft bei Worpswede. Doch beide zogen zunächst in den Süden, bevor sie sich im Jahre 1889 in dem norddeutschen Dorf niederlassen sollte. Mackensen studierte 1888 in München, wohin ihm zunächst Otto Modersohn folgte. Doch während er die III. internationale Kunstausstellung im Glaspalast besuchte, entschloß er sich, sein Studium in Karlsruhe fortzusetzen. Modersohn hielt in seinem Tagebuch fest: „Baisch gefiel mir am besten. Die Viehweide bei Rotterdam war wundervoll koloristisch fein, dabei von schlagender Gesamtwirkung. Kallmorgen hatte auch eine vorzügliche Überschwemmung. Viele unverkennbare Karlsruher Schüler. Sehr bald entschied ich mich für Baisch und faßte den Plan nach Karlsruhe zu reisen und bei ihm Schüler zu werden.“ Am 1. November 1888 kam er in Karlsruhe an und bezog ein Zimmer in der Hirschstraße 8. Mit seinen Fortschritten war er zufrieden, und am 1. März 1889 zog er Bilanz: „Ich habe viel in Karlsruhe gelernt, besonders in der letzten Zeit. Ich bin viel freier geworden. Frei fasse ich die ganze Sache an, im Gesamten und Einzelnen.“ Mit seinen Fortschritten bei Baisch wurde dem 30jährigen Modersohn immer mehr bewußt, daß seine Studienzeit zu Ende ging. „Im Grunde ist der Winter in Karlsruhe nur provisorisch, es wird der letzte in dieser Art gewesen sein. Ich möchte endlich Fuß fassen. Ich komme (...) mir vor, als ob meine künstlerische Jugend- oder Vorbildung abgeschlossen, beendet ist.“ Noch im Juli desselben Jahres sollte er sich zusammen mit Mackensen und dessen Münchner Studienkollegen Hans am Ende in Worpswede niederlassen.

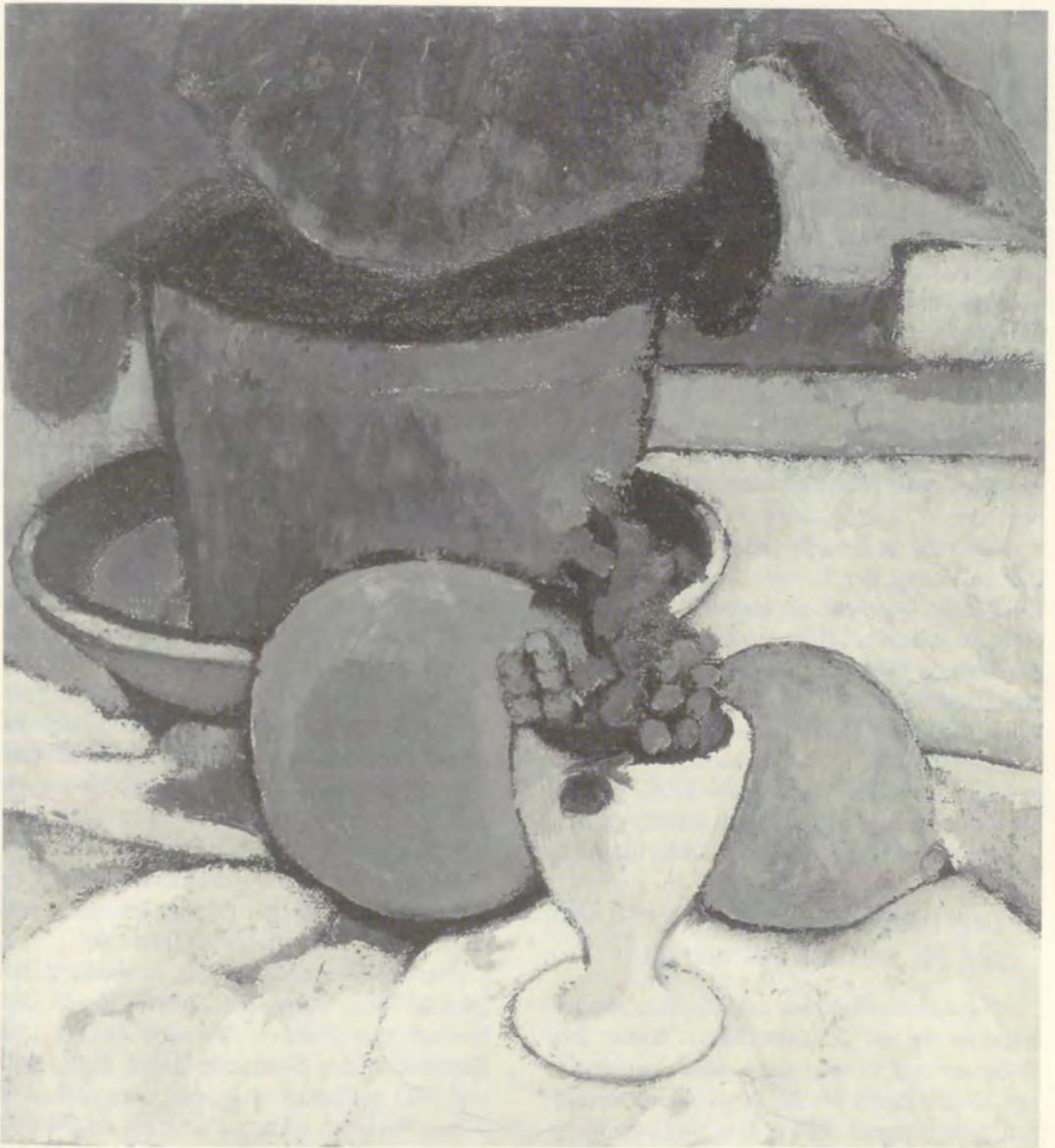
Von Mackensen, dem eigentlichen „Entdecker“ Worpsweds kennen wir zwar großzügige, frische Landschaftsstudien, doch sein zentrales Motiv war und blieb die Darstellung des

Menschen. Das Thema „Mutter mit Kind“ griff er im Laufe seiner Schaffenszeit mehrfach auf. Zudem beobachtete er die Worpsweder Bauern, wie die Bronzeplastik „Alte Frau mit Ziege“ von 1898 oder die Radierung „Jan van Moor“ von 1897 zeigen. Eines seiner berühmtesten Gemälde ist der „Gottesdienst im Moor“. Ein Erlebnis während seines ersten Worpsweder Aufenthaltes veranlaßte ihn zu diesem großformatigen Werk, das der Künstler in zahlreichen Studien vorbereitete und an dem er lange Zeit arbeitete. Er brachte es auch nach Karlsruhe mit und malte im Atelier von Christian Ludwig Bokelmann an dem Figurenbild, das Bauern und Bäuerinnen in Tracht zeigt, die einem Prediger lauschen. Die Szene spielt in der Landschaft unter freiem Himmel.

Der Düsseldorfer Studienkollege Otto Modersohn war reiner Landschaftler. In seinen Studien vor der Natur, die er selbst als „Bildpoesien“ bezeichnete, hielt er zufällig wahrgenommene Naturausschnitte in vereinfachten, zusammenfassenden Texturen fest. In großformatigen Atelierbildern gab er die typischen Elemente der Worpsweder Landschaft wie Moor, Häuser, Birken, Wolken und Gewässer wieder.

Fritz Overbeck, ebenfalls ein Düsseldorfer Studienkollege, kam erst 1894 in das Moordorf. Auch er war Landschaftler und malte sowohl typische Naturausschnitte wie auch großformatige Atelierbilder. Mackensens Münchner Studienkollege Hans am Ende kam ebenfalls 1889 nach Worpswede. Seine Landschaftsbilder zeichnen sich durch tiefliegende Horizonte, monumental vereinfachte Formen und eine nuancierte Farbigkeit aus. Am Ende begeisterte seine Kollegen für die Radierung. Im Sinne der zeitgenössischen Radiervereine wollten die Künstler auf die Möglichkeiten und Qualitäten dieser Technik aufmerksam machen. An den beiden Grafikmappen beteiligten sich alle Worpsweder außer Otto Modersohn.

Mit ihrer Ausstellung in der Bremer Kunsthalle im April 1895 gelang den Worpsweder Künstlern der „Durchbruch“. Ein Ergebnis dieser Präsentation war die Einladung zur Jahresausstellung im Münchner Glaspalast, die für die Gruppe ebenfalls ein großer Erfolg wurde. Für Mackensen und am Ende wird diese Ausstellung in ihrem ehemaligen Studienort von



Paula Modersohn-Becker, Stilleben mit Blattpflanze und Eierbecher, um 1905, Paula Modersohn-Becker Museum Bremen, Leihgabe aus Privatbesitz

besonderer Bedeutung gewesen sein, zumal Mackensens „Gottesdienst im Freien“ mit einer Goldmedaille prämiert wurde. Modersohns Gemälde „Sturm im Teufelsmoor“ erwarb der bayerische Staat für die Neue Pinakothek.

Bald nach den großen Erfolgen in Bremen und München kamen Hermine Rothe-(Overbeck), Paula (Modersohn-)Becker und Clara (Rilke-)Westhoff, Herta Stahlschmidt-(Macken-

sen), Marie Bock und Otilie Reylaender als Schülerinnen nach Worpswede. Große Bedeutung für die deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts erlangte Paula Modersohn-Becker. Sie fuhr zwischen 1900 und 1906 vier Mal zu Studienaufenthalten nach Paris. Dort erhielt sie wesentliche Impulse für ihr Werk, die sie von der lyrischen Stimmungsmalerei der Worpsweder immer mehr entfernten. Als sie und ihre

Freundin Clara Rilke-Westhoff im Sommer 1900 aus Paris nach Worpswede zurückkehrten, bildete sich ein Freundeskreis im Barkenhoff, dem Wohnsitz Heinrich Vogelers. Vogeler, ebenfalls an der Düsseldorfer Akademie zum Maler ausgebildet, beschäftigte sich intensiv mit Kunsthandwerk und stilisierte sein Anwesen zu einer „Insel der Schönen“, das einen würdigen Rahmen für die sonntäglichen Treffen bot. Sein Gemälde „Sommerabend auf dem Barkenhoff“ zeigt den Freundeskreis, in dem bald drei Ehen geschlossen wurden. 1901 war das Jahr der Hochzeiten. Es vermählten sich Otto Modersohn und Paula Becker, der Dichter Rainer Maria Rilke und die Bildhauerin Clara Westhoff sowie Heinrich Vogeler und Martha Schröder.

Doch die Idylle sollte nicht lange währen. Die Auflösung der Kolonie kündigte sich an. 1905 baute Overbeck ein Haus für seine Familie in Vegesack bei Bremen. Zwei Jahre später starb Paula Modersohn-Becker, und ihr Ehemann zog bald darauf nach Fischerhude. Fritz Mackensen wurde 1908 zum Professor an der Großherzoglichen Kunstschule in Weimar berufen. Hans am Ende starb 1909. Vogeler blieb in Worpswede. Seit 1909 wandte er sich jedoch vermehrt sozialreformerischen Ideen zu.

DIE DRESDENER „BRÜCKE“ UND DIE MURNAUER KÜNSTLER

Die Künstlerkolonien und Künstlergemeinschaften, die um 1890 entstanden, fanden ihre Entsprechung in zwei deutschen Gruppierungen, die die Kunst des 20. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmen sollten: Das sind zum einen die Dresdener „Brücke“ und zum anderen der „Blaue Reiter“ in München, der auf Initiative von Franz Marc und Wassily Kandinsky aus der „Neuen Münchner Künstlervereinigung“ hervorging. Im Kontext der „Deutschen Künstlerkolonien“ sollen jedoch allein die Murnauer Jahre von Kandinsky, Gabriele Münter, Alexej Jawlensky und Marianne Werefkin zwischen 1908 und 1910 näher beleuchtet werden. Betrachtet man die in dieser Ausstellung vereinten Gemälde und Druckgrafiken dieser Künstlervereinigungen des 19. und 20. Jahrhunderts, liegen Welten zwischen der jeweiligen künstlerischen Gestaltung. Trotzdem beste-

hen zwischen beiden enge ideelle Verbindungen. Ihre gemeinsame Wurzel ist die Schule von Barbizon, besonders deren antiakademische Haltung und der damit verbundene Grundgedanke künstlerischer Selbstbestimmung sowie deren Streben „zurück zur Natur“. Gemeinsam ist Ihnen die Suche nach dem Unverfälschten und Ursprünglichen, das sie in abgelegenen deutschen Landschaften fanden, obwohl die Expressionisten den Blick zudem auf außereuropäische Kulturen wandten. Die Gruppenbildungen ergaben sich aus sezessionistischen Abgrenzungen. Sie richteten sich gegen den verkrusteten Kunstbetrieb. Obligatorisch war dabei die Orientierung an der jeweils aktuellen französischen Kunst.

Die Dresdener Architekturstudenten Fritz Bleyl, Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner und Karl Schmidt-Rottluff gründeten 1905 die Künstlervereinigung „Brücke“, der 1906 unter anderem Emil Nolde und Max Pechstein beitraten. Sie wollten „unmittelbar und unverfälscht“ das wiedergeben, was sie „zum Schaffen“ drängt. Ihr Dresdener Atelier vertauschten sie während der Sommermonaten in verschiedenen Besetzungen mit der Abgeschiedenheit und der unberührten Natur von Dangast, den Moritzburger Teichen bei Dresden, der Insel Fehmarn oder dem Fischerdorf Nidden. Die Künstler arbeiteten mit größter Intensität und fanden damit immer mehr zu ihrem Stil.

Besonders wichtig in der Ausbildung des „Brücke“-Stils waren die Aufenthalte an den Moritzburger Teichen, wo sich Heckel und Kirchner in den Sommermonaten 1909, 1910 und 1911 aufhielten und gemeinsam nach denselben Modellen malten. Pechstein schloß sich 1910 an. Kunst und Leben wurden eins in der Intensität der sommerlichen Aufenthalte. Für eine kurze Zeit entstand ein ausgeprägter „Brücke“-Stil und die Werke der einzelnen Künstler lassen sich nur schwer unterscheiden.

Auch Kandinsky wandte sich vom akademischen Lehrbetrieb ab und empfand das Arbeiten in der Natur als befreiend und eigentlich schöpferisch. Er durchstreifte häufig München und seine Vororte und schuf zwischen 1901 und 1907 zahlreiche Ölstudien vor der Natur. Auf einem Ausflug in das Alpenvorland lernten Kandinsky und Gabriele Münter Murnau kennen, wo sie sich 1908 mit Jawlensky und Mari-

anne Werefkin trafen, um dort gemeinsam zu malen. Von der Intensität dieser Arbeit zeugt ein Tagebucheintrag Münters: „Wir wohnten im Giesbräu, und es gefiel uns sehr. Ich habe da nach einer kurzen Zeit der Qual einen großen Sprung gemacht – vom Naturabmalen – mehr oder weniger impressionistisch – zum Fühlen eines Inhaltes – zum Abstrahieren – zum Geben eines Extraktes. Es war eine schöne, interessante, freudige Arbeitszeit mit viel Gesprächen über Kunst... Wir alle 4 strebten sehr und jeder einzelne entwickelte sich. Ich machte eine Masse Studien.“

Die intensive Arbeit während der Murnauer Sommeraufenthalte brachte die Künstler und Künstlerinnen einen großen Schritt weiter. Jawlensky, der im Jahr zuvor bei Matisse gearbeitet hatte, begann dort seine Bilder in großzügigen Flächen anzulegen. In ausführlichen Gesprächen gab er seine Kunstanschauungen an seine Freunde weiter. Vor allem Kandinsky ließ sich von der Kunst des Freundes anregen und änderte seinen Stil im Spätsommer 1909 grundlegend. Er wandte sich von seiner aus breiten Pinselstrichen aufgebauten, am Impressionismus orientierten Malerei ab und setzte seine

Motive nun aus lebhaft strukturierten Farbflächen mit dunklen Konturen zusammen. Diese Konturierung der Farbflächen übernahm auch Gabriele Münter. In den meisten Bildern dieser Zeit trägt sie die wenigen Farben rasch auf, so daß gelegentlich das Braun der Malpappe durchscheint. Marianne Werefkin verfolgte damals bereits eine völlig andere Malerei, die von einer stark leuchtenden Farbigkeit und symbolistischen Inhalten getragen wird. Als Diskussionspartnerin gab sie wichtige Anregungen, da sie sich leidenschaftlich mit theoretischen Fragen auseinandersetzte. Die Kunst der Murnauer Zeit ist vor allem für Jawlensky ein wichtiger Zwischenschritt, der ihn bald zur Abstraktion führen sollte.

Anschrift der Autorin:
Dr. Brigitte Baumstark
Städtische Galerie Karlsruhe
76133 Karlsruhe

Eva Lützenkirchen

Oberrheinische Ansichten und Buchillustrationen

Unter allen Gestaltungsmöglichkeiten auf dem weiten Feld der bildenden Kunst gilt die Zeichnung als die spontanste und unmittelbarste künstlerische Ausdrucksform. Im Gegensatz zur Farbe in der Malerei und zum Volumen in der Plastik bildet bei der Zeichenkunst die Linie Ausgangspunkt und grundlegendes Element der Darstellung. Die autonome, d. h. nicht als bloße Vorstudie oder Entwurf dienende Zeichnung ist daher das Medium, in dem sich die Handschrift eines Künstlers oder einer Künstlerin auf die wohl persönlichste Weise manifestiert. Rhythmus, Dynamik und Ausdruck des Linienspiels lassen die künstlerische Individualität, die Eigenart der schöpferisch-gestaltenden Umsetzung für den Betrachter ganz direkt anschaulich werden.

Diese Feststellung trifft auch und sogar in hohem Maße auf die Zeichnungen von Eva Lützenkirchen zu. Die künstlerische Arbeit von Frau Lützenkirchen umspannt mittlerweile schon mehr als ein halbes Jahrhundert und in diesem langen Zeitraum haben – dies gilt bis zum heutigen Tag – die Handzeichnungen stets eine wichtige Rolle gespielt. Sie begleiten das über Jahrzehnte hinweg gewachsene malerische Werk, das in öffentlichen Sammlungen wie etwa der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, der Städtischen Galerie Karlsruhe oder dem Augustinermuseum Freiburg vertreten ist, als eigenständige Aufgabe.

Auf diesen spezifischen Bereich der Zeichnungen konzentriert sich auch die Ausstellung, die vom 29. Juli bis zum 29. August 1998 in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe zu sehen ist. Im Mittelpunkt stehen – so der Titel der Präsentation – oberrheinische Ansichten und Buchillustrationen. Ergänzt um einige wei-

tere Werke, die über diesen klar umrissenen Motivkreis hinausgehen und um Aquarelle, die u. a. auf einer Reise nach Lanzarote entstanden sind, umfassen die Exponate die Zeitspanne von den fünfziger Jahren bis zur Gegenwart. Es ist das erste Mal, daß dieser wesentliche und vielgestaltige Arbeitsbereich der Künstlerin in einem ausführlichen Überblick der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Die Präsentation der Badischen Landesbibliothek bietet eine eindrucksvolle Begegnung mit dem zeichnerischen Werk von Eva Lützenkirchen, sie ermöglicht spannende Entdeckungen und zuweilen auch Wiederentdeckungen: Gemeint sind diejenigen Zeichnungen, die seit den fünfziger Jahren als Buchillustrationen in zahlreichen Publikationen veröffentlicht worden sind.

Mit einigen kurzen Hinweisen sei zunächst der künstlerische Werdegang von Frau Lützenkirchen vorgestellt. In Lübeck geboren, begann ihre Ausbildung zur Graphikerin und Malerin im Kriegsjahr 1942 zunächst im Norden, genauer gesagt an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Wichtige Impulse vermittelten ihr dort die Professoren Hugo Meyer-Thur, Willem Grimm und Willy Breest. 1947 bewarb sie sich zur Fortsetzung des Studiums an der Karlsruher Kunstakademie. Die hiesige Kunsthochschule, durch den schweren Luftangriff drei Jahre zuvor fast völlig zerstört, konnte im Wintersemester 1947/48 ihren Lehrbetrieb erstmals wieder aufnehmen. Der Andrang der Studenten und Studentinnen war enorm, 850 Bewerbungen standen 120 Studienplätze gegenüber. Wie aus einem Brief des damaligen Akademiendirektors Professor Oscar Gehrig hervorgeht, bestand für die Jury über die Aufnahme der Hamburger Kunststudentin angesichts



Markt auf dem Münsterplatz in Freiburg

der von ihr eingereichten Arbeiten jedoch kein Zweifel. Ihre Begabung wurde von allen erkannt, die Aufnahme an die Karlsruher Akademie erfolgte mit einstimmigem Beschluß.

So führte Eva Lützenkirchen das Studium der Malerei bei Wilhelm Schnarrenberger und Otto Laible fort. Früh schon fand die Künstlerin, die sich auch intensiv mit den Werken von Cézanne, Braque und Munch auseinandersetzte, ihren eigenen, unverwechselbaren Stil. Zu seinen wichtigsten Merkmalen gehören das sensibel instrumentierte, atmosphärisch dichte Kolorit ebenso wie die abstrahierende Formensprache, die dem Gegenständlichen und Figurativen zwar immer verpflichtet bleibt, die Wahrnehmung des Betrachters aber zugleich in einem spannungsvollen Schwebезustand zwischen Konkretisierung und Auflösung, zwischen Erscheinung und subjektiver Empfindung hält. Ganz zutreffend hat die Künstlerin selbst ihren Malstil als „expressiven, romantischen Realismus“ umschrieben. Nicht im Original, aber zumindest in einer farbigen Reproduktion ist ein Ölgemälde von Eva Lützenkirchen in der Ausstellung vertreten. Dabei handelt es sich um die „Sommerliche Landschaft“, ein Bild aus der Sammlung des Augustinermuseums Freiburg.

Ende der vierziger Jahre wurde Erich Heckel, der überragende Expressionist, der als Mitglied der Dresdner Künstlergruppe „Brücke“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts ganz entscheidend am Aufbruch der Moderne in Deutschland beteiligt gewesen war, an die Karlsruher Akademie berufen. Für seine neueingerichtete Meisterklasse war auch Eva Lützenkirchen vorgesehen. Durch ihre Heirat und die Geburt ihres Sohnes im Jahr 1949 begann nun jedoch eine neuer Lebensabschnitt, in dem sie die künstlerische Arbeit, bedingt durch die familiären Verpflichtungen, zeitweise unterbrechen bzw. einschränken mußte. Die künstlerischen Pausen betrafen in erster Linie die Malerei. Das Zeichnen hingegen konnte aufgrund der unkomplizierteren und rascheren Realisierung auch in diesen Jahren fortgeführt werden. Bald erschloß sich auf dem Gebiet der Zeichenkunst sogar ein neuer Aufgabenbereich, der mit der beruflichen Tätigkeit von Georg Richter, dem Ehemann der Künstlerin, aufs engste verbunden war. Georg Richter arbeitete von 1948 an

als Chefredakteur der in Karlsruhe erscheinenden Zeitschriften „Baden“, „Welt am Oberrhein“ und „Baden-Württemberg“; darüber hinaus hat er als freier Schriftsteller Erzählungen und Gedichte verfaßt sowie zahlreiche Bücher und Beiträge zu Kunst und Kultur nicht nur der Region publiziert.

Für etliche dieser Bücher, für viele Ausgaben der Zeitschriften wie auch für andere Veröffentlichungen entstand in der Folgezeit eine Vielzahl an Illustrationen. Stets war der Skizzenblock dabei, wenn Eva Lützenkirchen für die in Auftrag gegebenen Illustrationen die nähere oder fernere Umgebung erkundete. Ihre zeichnerischen Beobachtungen konzentrieren sich hier naturgemäß auf landschaftliche und architektonische Eindrücke, festgehalten in unterschiedlichen Techniken, wobei jedoch die Federzeichnungen dominieren. Mit sicherem Blick für das Wesentliche und Charakteristische sind die Sehenswürdigkeiten der Orte und Regionen am Oberrhein festgehalten – Kirchen, Burgen, architektonische Kleinode und malerische Winkel ebenso wie die Erscheinungen der Natur in ihren landschaftlichen Besonderheiten. Viele Motive stammen aus Karlsruhe, Ettlingen und dem Albatal, ebenfalls zahlreich sind Ansichten aus dem Schwarzwald, dem Elsaß und vom Bodensee vertreten, darüber hinaus befinden sich unter den Exponaten aber auch Architekturmotive aus Heidelberg oder dem Schwetzingen Schloßpark.

Die ausgestellten Zeichnungen zeigen sowohl Gesamtansichten als auch wirkungsvoll gewählte Ausschnitte oder – als dritte Möglichkeit – nahe gesehene, isoliert wiedergegebene Details. Die Raumaufteilung der Blätter erscheint stets ausgewogen und harmonisch; das Weiß der freien Papierflächen gewinnt eigenständiges Leben und bestimmt die Komposition entscheidend mit. Immer gelingt es Eva Lützenkirchen, die jeweils eigene Atmosphäre eines Ortes oder einer Landschaft einzufangen und den besonderen Zusammenklang von Natur und Architektur einfühlsam festzuhalten. Die lebhafteste, spontane Strichführung arbeitet das Wesentliche der Erscheinungen heraus und vernachlässigt die für unwichtig erachteten Einzelheiten. An der Art und Weise wie die Linien, Schraffuren und Motivkürzel auf das Papier gesetzt wurden, läßt sich



Altstromlandschaft der Rheinmündung in den Bodensee



Alte Schloßmühle an der Alb

unmittelbar ablesen, daß die Zeichnungen rasch und konzentriert entstanden sind: Der Schnelligkeit des Realisierens entspricht die Dynamik des Zeichengestus.

Die für die Präsentation ausgewählten Blätter vergegenwärtigen berühmte und bekannte Motive ebenso wie weniger beachtete, aber deshalb nicht minder reizvolle Ansichten. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Eva Lützenkirchen jedoch nicht nur Veröffentlichungen von zeitgenössischen Schriftstellern illustriert, sondern auch Zeichnungen zu älteren literarischen Werken geschaffen hat. Ein besonders schönes Beispiel hierfür sind die Illustrationen zu jenem Reisebericht, den Friedrich, Landgraf von Homburg, im Jahr 1812 verfaßte. Darin wird unter dem Titel „Schlich um den Bodensee“ die Reise des Landgrafen u. a. entlang der Bergstraße, des Oberrheins und des Bodensees erzählt. 1967 wurde dieser Bericht zusammen mit 42

Zeichnungen der Künstlerin von Staatsarchivar Walter Gunzert publiziert.

Abschließend sei auf die freien, nicht als Illustrationen angefertigten Zeichnungen und Aquarelle hingewiesen, die mit einigen charakteristischen Beispielen die Ausstellung ergänzen. Unter ihnen finden sich wiederum Ausschnitte aus Landschaft und Natur, darüber hinaus aber auch Darstellungen von Menschen. Hier spielt das Thema des gemeinsamen Musizierens eine herausragende Rolle. Vielfach läßt sich bei den freien Arbeiten eine im Vergleich zu den Illustrationen spontanere, expressivere Ausführung, größere Subjektivität und eine stärkere Tendenz zur Abstraktion beobachten. Gemeinsam ist allen präsentierten Zeichnungen gleichwohl die virtuose Sicherheit im Einsatz der graphischen Mittel und der temperamentvolle, immer differenzierte Vortrag, mit dem die Künstlerin ihre Beobachtungen im direkten



Denkmal am Beiertheimer Wäldchen in Karlsruhe

Kontakt mit der sichtbaren Wirklichkeit zu Papier bringt. Stets ist die Linie zugleich Darstellungsmittel und Träger des lyrischen Ausdrucks in der Korrespondenz zwischen äußerer Realität und innerer Empfindungswelt. Und es erstaunt nicht, daß in der dynamischen, oft tänzerisch bewegten und gleichsam seismographischen Zeichenkunst von Eva Lützenkirchen immer wieder eine tiefe innere Verwandtschaft mit der Musik gesehen wurde.

Eva Lützenkirchen - Oberrheinische Ansichten und Buchillustrationen. Ausstellung

in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe vom 29. Juli bis 29. August 1998. Mo-Mi, Fr 8-18 Uhr, Do 8-20 Uhr, Sa 9.30-12.30 Uhr.

Anschrift der Autorin:
Dr. Ursula Merkel
Steinhofstraße 40
76228 Karlsruhe

Friedrich Knödler, 1920–1988

Maler und Menschenabbilder

sei der 1920 in Bad Friedrichshall/Jagstfeld geborenen Friedrich Knödler in diesem Aufsatz genannt. Nach einer Malerlehre im väterlichen Betrieb, nach Aquarell- und Zeichenkursen an der Volkshochschule in Heilbronn entschied sich der 18jährige die Laufbahn eines bildenden Künstlers einzuschlagen. Er ließ sich 1938 an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart einschreiben, wo er unter anderen bei Pro-

fessor Anton Kolig, einem Kollegen von Oskar Kokoschka lernte. Vielleicht gründet schon hier eine Richtung des Malers, nämlich der Mut zur expressiven Gestaltungsweise seiner bis ins Alter äußerst zahlreichen Werke. Wie viele seiner Kollegen, mußte Knödler seine Ausbildung während der Herrschaft des Nationalsozialismus beenden: „1942–45 Kriegsdienst“, lautet eine lapidare Eintragung in den biographischen



„Arbeitsloser“



„o.T.“, 1947

Unterlagen. Und „freischaffend in Jagstfeld, in Güglingen (bei Heilbronn) und die letzten 22 Jahre in Löffingen im Hochschwarzwald.“ Knödler lernte auf Auslandsreisen die Farben und die Atmosphäre des Vorderen Orients kennen sowie die Kunstströmungen in den maßgeblichen Ländern nördlich (NL, Belgien, Luxemburg) und südlich (Frankr. Italien) der Alpen. Und 1955/56 konnte er, noch vor seiner Familiengründung, das Leben eines Bohemien im Pariser Künstlerviertel Montmartre erfahren.

1957 heiratete der Maler Helene Bauer, die ihm vier Kinder gebar und die durch ihre Berufstätigkeit als Apothekerin die materielle Existenz der fünfköpfigen Familie gewährleistete.

Friedrich Knödlers Tochter Maia schrieb nach dem Tod ihrer Eltern über ihren Vater, den Künstler: „Als Kind schon hat er zu malen

begonnen. Erste Zeichnungen zeigen in Etappen das Gesichtlein einer jüngeren Schwester.“ Und sie mutmaßt, daß vielleicht das Banner der schweren Krankheit bis zum Tod dieser Schwester „so etwas wie ein Auslöser“ für ihn gewesen ist. Wobei hier ein Haltung angesprochen wird, die uns bei vielen Künstlern und Künstlerinnen, ob in der bildenden Kunst, oder in der Literatur begegnet: dabei geht es um „das Müssen“, das Auslöser ist, um den Weg eines Künstlers oder einer Künstlerin einzuschlagen. Ein wohl traumatisches Erlebnis muß für Knödler, wie die Tochter weiter berichtet, das letzte autoritäre Verhalten des Handwerkervaters an seinem Sterbebett gewesen sein: Der Vater schlug dem Sohn den Zeichenblock aus der Hand, mit dem dieser ein letztes Abbild seines Vaters festhalten und



F. K.: „Selbstbildnis“

wohl wieder einen tiefen Schmerz bannen wollte und mußte.

Der erwachsene Friedrich Knödler muß insofern seiner Zeit als Mensch voraus gewesen sein, als er seinen Kindern ein fürsorglicher und für deren Kreativität förderlicher Vater gewesen war, er also den Wert einer liebevollen Pflege für seine Kinder erkannt und durch seine Person realisiert hat. So stand das Krankenbett des Kindes beim Vater im Atelier und so

durften die Kinder die Wände ihres eigenen Zimmers bemalen, die der Vater nach einiger Zeit überstrichen hat um wieder Platz für die nächsten kindlichen Wandmalereien zu schaffen.

Anlässlich des 10jährigen Todestages von Knödler fand im Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald eine Ausstellung mit Bildern statt, die aus dem Nachlaß des Künstlers in Löffingen und aus dem Besitz der Galerie Spiegelhalter in



„Herr K.“

Freiburg ausgewählt wurden. Vom Sujet her handelte es sich um Porträts, Selbstbildnisse, Akte und Figuren, die Titel wie „Arbeitsloser“, „aufm Spielplatz“, „Drei Gestalten“ oder „Alptraum“ tragen. Eine „Spielkarte“, im Stil an Paul Klee anknüpfend und ein „Stier“, der in kräftigen Rot-Lila- und Blautönen gehalten ist, durchbrachen diese Thematik. Die im Vergleich zu den Bildnissen und Figuren in geringer Anzahl geschaffenen Landschaften und abstrakten Bilder wurden bei der Auswahl nicht berücksichtigt. Allerdings finden sich Elemente davon in den gezeigten Bildnissen. So die rechteckigen und quadratischen Formen im Ölgemälde „o. T.“ aus dem Jahre 1964. Landschaften wiederum konnten die Besucher und Besucherinnen in Fensterausblicken wie in der Arbeit „Seitenspieler“ aus dem Jahre 1983 finden. Der „Seitenspieler“ zeigt in seiner klassischen Bildeinteilung sowohl Elemente aus der Tafelmalerei der Renaissance, wie die Figur im Vordergrund und der Ausblick ins Freie rechts von der Figur, und er zeigt ebenso eine Bildersprache, die während der 30er und 40er Jahre besonders von nach Amerika geflohenen Künstlern entwickelt werden konnte, wie die Einteilung des Bildhintergrundes in rechteckige Flächen, wie die Ansätze eines Verschachtelns und Schaffens mehrerer Bildebenen.

Von dem Talent des jungen Knödler zeugt vor allem sein Werk „o. T.“ aus dem Jahr 1947. Mit sicherem Strich und einer feinen schwarzen Kennzeichnung hat der 27jährige fünf Jahre nach dem Abschluß seiner akademischen Laufbahn einen männlichen Kopf in Frontalansicht neben einem von links gesehenen männlichen Kopf plziert. Es ist eine für die Nachkriegszeit stellvertretende Arbeit, in der Knödler mit feiner Ironie die von der Grausamkeit der vergangenen Jahre geprägten Gesichter zeichnete. Harmonisch setzte er die Farbe ein, sicher im Ton und zurückhaltend in der Dichte.

Vier Jahre später wurde Friedrich Knödler mit dem Kunstpreis der Jugend in Stuttgart mit einem Selbstporträt ausgezeichnet, an den sich Ausstellungen in großen Städten Süddeutschlands sowie in Luxemburg und Frankreich, nämlich in La Rouchelle, Paris und Coulmiers anschlossen. Ankäufe der Städte Stuttgart, Heilbronn und Freiburg waren die Folge.

In dem auf der Einladungskarte für die Ausstellung reproduzierten Selbstbildnis Knödlers, hat sich der Meister in sehr zarten und selten verwendeten, ja beinahe untypischen Farbtönen selbst dargestellt. Es ist genau datiert und entstand am 24.3.1970, in Mischtechnik auf Papier. Es zeigt Knödler in seiner ganzen Vielseitigkeit, die mit hellblau bis weißer Färbung von einer berührbaren, sehnsuchtsvollen Seele erzählt und gleichzeitig den Kopf eines kräftigen Mannes mit Ansätzen zum Stiernacken zeigt.

Lassen Sie mich nun, Sie, geneigte Leserinnen und Leser auf einen virtuellen Spaziergang mitnehmen, der Sie im Nachhinein durch die Ausstellung führt. Sie sehen Porträts, die aus der Zeit einer Generation, also rund dreißig Jahren stammen. Es begegnet Ihnen aus den Jahren 1950/51 eine Ernsthaftigkeit ausstrahlende en-face-Porträtierung in klassischer Manier. Allein die Farbe gibt hier als dunkler Hintergrund den Raum an: „Selbstporträt“. Zwei Meter weiter weise ich besonders auf ein kleines, zwischen braunen Holztüren pliziertes Ölbild hin: „Herr K., 1948“. 40 Jahre später wird F. Knödler in einer seiner letzten Arbeiten, dem Selbstporträt „Arbeitsloser“ eine ähnliche Haltung weiterführen. Womit, erlaube ich mir hier anzumerken, der Kreislauf eines Lebens im künstlerischen Werk geschlossen wurde. Ein kurzer Streifzug gegenüber mit „Selbstbildnissen“ aus den Jahren 1972 und 1980. Bei letzterem zeigt sich Knödler verschmitzt mit einer roten Indianerfeder und dazu in kräftigen, beinahe derben rot- und orangefarbenen Tönen. Ein Stück weiter ist Hugo Fröhlicher plziert, ein Mann in seiner Lebensmitte, der sich im Fensterausblick einen nackten weiblichen Frauenrumpf erträumt. Und über diese Darstellung gelangen wir zu den Aktdarstellungen weiblicher Körper: Eine kleinformatige Gestalt, die collageartig vor lilawolkigem Untergrund zu schweben scheint aus dem Jahr „1960 o. T.“. „O. T. 1971“ eine, Geschlecht und Haar mit dickem schwarzen Partien betonende Figur und, die am sorgfältigsten bearbeitete „Ruhende“ aus dem Jahr 1982, die vor einer Art getupftem Ball im Hintergrund einen ausgewogenen Akzent zu ihren wohlproportionierten Körperformen erhält. Mit Armin Wildermuth möchte ich folgenden Exkurs machen: „Dass Männer



„Ohne Titel“

Frauen darstellen und oft ein ganzes Leben lang der Obsession frönen ‚die Frau‘ zu malen, gilt als Tatsache, die nicht weiter Verwunderung erregt. Für einen Mann wäre es doch seltsam, Jünglinge und schöne Männergestalten in schlechthin allen menschlichen Lagen und

Zuständen zu Gesicht zu bekommen. Irgendwie findet er sich selbst nicht so ‚interessant‘ und zudem darf er sich in der traditionellen Gesellschaft nicht zugestehen, daß es eine Schönheit der Männer gibt.“ (A. W. in Katalog zur Jahresausstellung 96/97 in der Kunsthalle Basel)“

Nun, Knödler hat sich selbst weit häufiger porträtiert, als er Frauenakte gemalt hat. Allerdings hat er, wie übrigens 99% zu seiner Zeit und viele sogar bis heute, seinen oder einen anderen Kopf dem Körper der Frau oder auch nur ihrem Rumpf gegenübergestellt. Und er ging in der Darstellung des Kopfes mithilfe eines leuchtenden Farbauftrages oder besser noch „der Farben in ihrer Intensität, ihrer Glut und Eindringlichkeit“ (Angelika Holler 1966) bis an die Grenzen physiognomischer Darstellungsmöglichkeiten eines dahinterliegenden Charakters. Nun, es liegt mir ferne, Friedrich Knödler mit den Maßstäben der heutigen Zeit zu messen. In seinem Gesamtwerk fällt jedoch auf, daß der Kopf, das Porträt, und dabei in erster Linie das männliche zu seinen Stärken zählt. Es ist das Einzelporträt, an dem er sich und seine Mitmenschen studiert und vielseitig ausformuliert abgebildet hat. In meiner Presseerklärung assoziierte ich sogar von „psychoanalytische Menschendarstellungen“.

Selten verließ Knödler das Gegenständliche und wenn, so war es das Ausprobieren, nein eher die Lust an den Farben, die „Lust am Malen“ schlechthin. Um dieser seiner Priorität, der Farbsetzung in allen Nuancen gerecht zu werden hat Knödler auf dem Gebiet der Formgebung Anleihen gemacht, hat sich frei in den Wahlverwandtschaften mit großen Zeitgenossen bewegt. Ob es die verschiedenen Bildebenen eines Max Beckmann wie in der „Kartenlegerin, 1952“ sind, die Leichtigkeit eines Paul Klee wie in der oben erwähnten „Spielkarte“ ca. 1970, die Zergliederung von Köpfen und

weiblichen Körpern nach Picasso oder die tief-schwarz das Leiden betonende Strichführung, die Gesichtern eines Georges Rouaults entlehnt sind. Knödler hat sie sich zum Vorbild genommen, die großen Zeitgenossen, denn er blieb als Maler allein seinen „Farben in ihrem Eigenleben, weinend und lachend, Traum und Glück, heiß und heilig, wie Liebeslieder und Erotik, wie Gesänge und herrliche Choräle“ treu, wie der norddeutsche Emil Nolde die Farben bezeichnet hat.

Nochmals sei auf auf das oben erwähnte Bildnis mit dem Titel „Arbeitsloser“ aus dem Jahre 1984 verwiesen: Vor einem hellrotem, einem kornblumenblauem und einem rostroten Rechteck ist der schwere männliche Körper platziert. Wie zum Start scheint er bereit, falls sich eine Zielrichtung für ihn ergibt. Die massige graue Figur könnte in Sekundenschnelle aus dem Bild hervortreten. Türkishelle und gelbe Flecken sind als Zeichen großer Wachheit in die Stirnpartie gesetzt. Friedrich Knödler hat von 1948–1988 seinen Kreis geschlossen, sein künstlerisches Werk abgerundet: Von Herrn „K. 1948“, dem kleinformatigen Bild bis zu „der Arbeitslose, 1988“. Dazwischen liegt eine Vielfalt künstlerischen Ausdrucks.

Anschrift der Autorin:
Dr. Andrea-Silvia Végh
Zeppelinstr. 44
79540 Lörrach

Der Kunstmaler Lambert Sachs

(1818 Mannheim – Freiburg im Breisgau 1903)

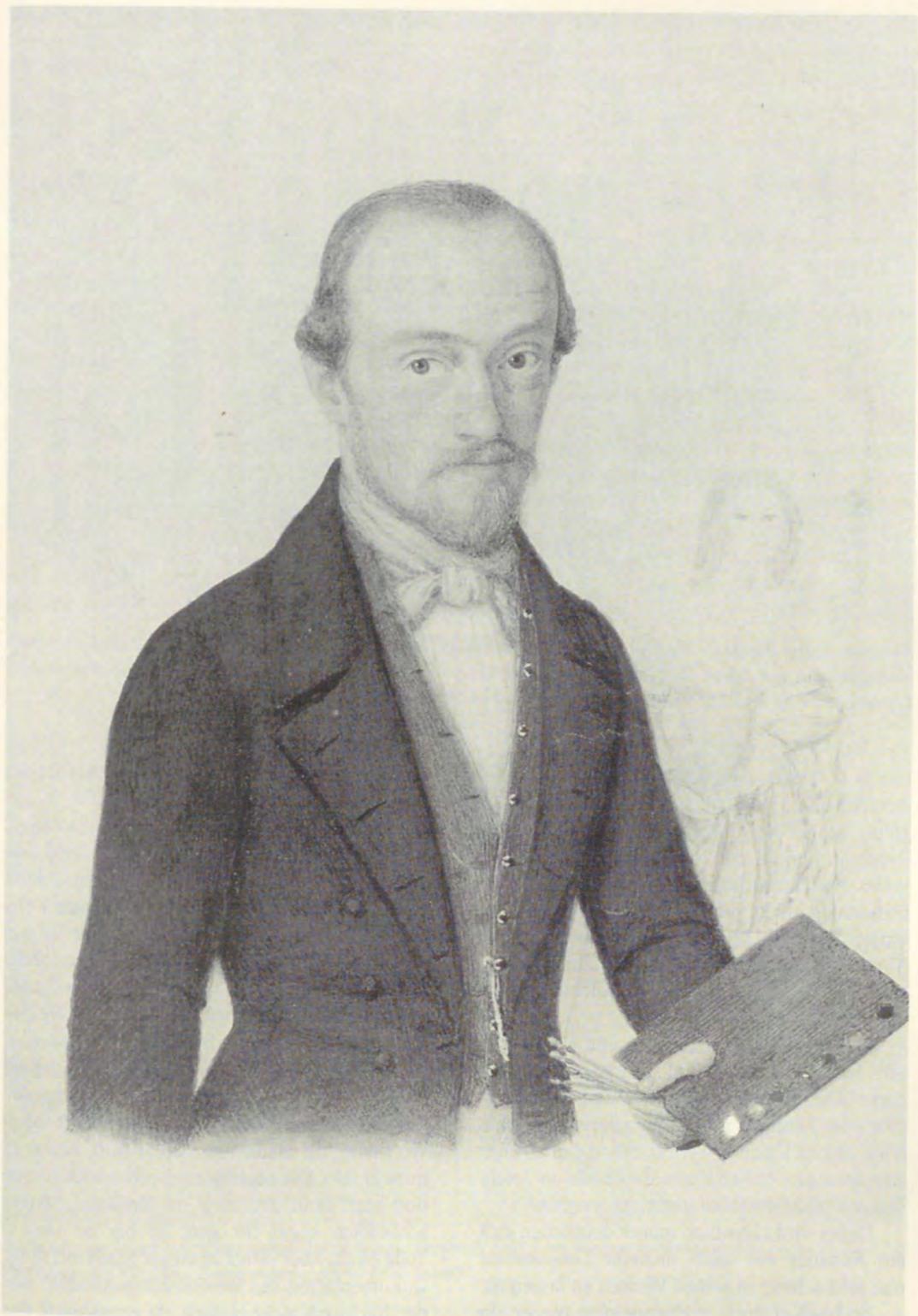
Am 5. November 1818 wurden dem Schulprofessor am Mannheimer Großherzoglichen Lyceum,¹ Carl Borromäus Sachs und seiner Ehefrau Margaretha Catharina Die(h)l aus Worms, ein 3. Sohn geboren, der den – in der Familie eigentlich untypischen Vornamen – *Lambert erhielt. Auch später* schlug das Kind etwas aus der Art. Dies begann schon damit, daß der Junge nicht nur gesundheitlich benachteiligt war und deshalb nicht einmal die Grundschule vollständig durchlaufen konnte. Er trat deshalb auch nicht – wie seine Vorfahren es seit fast 400 Jahren getan hatten² – in staatliche oder städtische Dienste, sondern verließ schon mit 13 Jahren vorzeitig die 3. (statt 4.) Klasse, um auf Anraten seiner Zeichenlehrer an der Mannheimer Gemäldegalerie mit Malstudien zu beginnen.³ Diese setzte er dann an der Karlsruher Zeichenakademie fort.⁴ Seine Ausbildung beendete er im Jahre 1845 an der Königlichen Kunstakademie in München. Zu diesem Zeitpunkt war Lambert Sachs allerdings schon 27 Jahre alt und hatte somit mehr als ein Jahrzehnt studiert! Ganz offensichtlich kam er aber mit seinen finanziellen Möglichkeiten zurecht, hatte er doch mehrfach in den Semesterferien – besonders in Offenburg – gearbeitet und zudem für 2 Jahre Stipendien des badischen Hofes erhalten. Künftig mußte allerdings der Broterwerb durch Porträtmalen sichergestellt werden. Dies hinderte L. S. – wie er häufig signiert – allerdings nicht daran, weiter Studienreisen durch viele Länder Europas zu machen mit gelegentlichen kürzeren oder längeren Zwischenstopps. Er war eigentlich schon zu dieser Zeit ständig und ruhelos unterwegs, was auch für sein weiteres Leben durchaus charakteristisch wurde.

Erfreulicherweise hat uns der Maler insgesamt 4 Selbstporträts (1 Gemälde, 1 farbige Zeichnung und 2 Fotos aus späterer Zeit) hinterlassen, so daß wir uns ein recht gutes Bild von seinem Aussehen machen können. (Abb. 1)

Im Jahre 1850 verließ er wie viele andere seiner Landsleute Europa und ging in die Neue Welt. Ob dies auch eine Folge der badischen Revolution war, konnte bis heute nicht geklärt werden. Ganz abwegig ist diese Überlegung allerdings nicht, da sein Vetter Wilhelm Sachs in der badischen Revolution in Mannheim eine führende Rolle spielte und zum Außenminister der provisorischen Regierung des Lorenz Brentano vorgesehen war.⁵

In den Vereinigten Staaten von Amerika angekommen, betrieb er schon sehr bald in New York ein Maler- und Fotoatelier, obwohl er eigentlich zu Letzterem keine spezielle Ausbildung besaß. Kurze Zeit später siedelte er dann nach Philadelphia über. Dort ist er nun erstmals sicher in den City directories nachzuweisen und auch als *Kunstmaler und -lehrer* (teacher) datenmäßig belegt, dies allerdings auch nur für wenige Jahre. Sein Arbeitsschwerpunkt war aber schon damals und blieb dann auch sein ganzes späteres Leben lang das Porträt.

Aus dieser Zeit stammt auch sein in der Nähe von Philadelphia gemaltes und bis heute berühmtestes Gemälde, das Gruppenbild *THE HERBERT CHILDREN* (die „Herbert-Kinder“), jetzt im Bestand der Nationalgalerie in Washington, D. C./USA. Dieses Bild wurde schließlich – auf Basis eines 1. Werkkatalogs des Verfassers⁶ – Ausgangspunkt einer vor etwa 10 Jahren begonnenen Forschungsarbeit der Smithsonian Institution (ebenfalls in Washing-



Lambert Sachs (um 1850). Der Maler mit Pinsel und Palette. Farbiges Selbstporträt (Zeichnung) auf dünnem Karton. 25 x 17 cm. (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.3.2) (Privatbesitz)



Heroische Szene (Heimkehr nach der Schlacht). Aquarellierte schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 21x29,5 cm. (Nach einem Gemälde von Joseph Fuchs). Signiert von Lambert Sachs: Joseph Fuchs 1844. München 1844. (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.11). (Malmappe des Künstlers, Familienarchiv Sachs, Privatbesitz)

ton D. C./USA). Ziel war es, Leben und Werk des Künstlers in den USA aufzuklären und somit einen Katalogtext vorzubereiten. Als Ergebnis konnte die Nationalgalerie 1992 als erstes Museum in ihrem neuerschienenen Porträtkatalog nicht nur ihr eigenes Gemälde in Farbe darstellen, sondern auch einen kurzen Abriss seines Lebens und seinen bis damals schon in Ansätzen bekannten künstlerischen Werdegang veröffentlichen.⁷

In rascher Folge erschienen und erscheinen seit dieser Zeit umfangreiche und reich bebilderte Aufsätze zu Lambert Sachs, was allerdings die Kenntnis über sein malerisches Spektrum bisher kaum erweitert hat, da trotz aller Bemühungen bisher kaum Neufunde an Zeichnungen und Gemälden gemeldet wurden.⁸

Dabei wird eigentlich immer deutlicher, daß ein Künstler mit solch unsteter Lebensweise nur sehr schwer in seinen Werken zu fassen ist.

So blieb er auch in Philadelphia (wo er ein Foto- und Maleratelier mit einem gelernten Fotografen als Partner betrieb) nicht lange, son-

dern zog nach Jersey in die Kleinstadt Ocean County an der Atlantikküste.

Aber auch dort hielt es ihn nicht allzulange, können wir ihn doch bereits im Jahre 1862 wieder anhand eigener Signatur in Deutschland nachweisen: In Heidelberg ist er in einem Foto- und Maleratelier tätig! Aber auch hier ist der Nachweis schwierig, da das Atelier unter anderem Namen firmierte und er wohl nur Teilhaber war.⁹ Gemälde aus seiner fast 8-jährigen Heidelberger Zeit sind zudem bis heute unbekannt!

Im Jahre 1870 flüchtete er vor möglichen kriegerischen Ereignissen im deutsch-französischen Krieg zu seiner Verwandtschaft nach Wertheim am Main. Aber auch dort weilte er nur ein Jahr. Die nächste und endlich letzte Station war dann Freiburg im Breisgau, wo er schließlich sogar 30 Jahre (!) bis zu seinem Tode blieb. Aber selbst in dieser Stadt mit guter Dokumentation des Bevölkerungsstandes¹⁰ war der Nachweis nicht einfach, da er während dieses Zeitraums unter mindestens 5 verschiedenen Wohnadressen mit Ateliers geführt wird.



*Maria mit dem Jesuskind. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 27,5x21,5 cm (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.32)
(Malmappe des Künstlers, Familienarchiv Sachs, Privatbesitz)*



Jesus wird in das Grab gelegt. L. Sachs 1850. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 16x19 cm. Leichnam Jesus Christi und umstehende Personen weiß überholt. Mit eigenhändiger Signierung und Datierung. (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.33) (Malmappe des Künstlers, Familienarchiv, Privatbesitz)

Als letzte Adresse konnte schließlich noch das Altersheim der Barmherzigen Schwestern ermittelt werden. Dort ist er dann kurze Zeit später, am 14. Oktober 1903, im hohen Alter von 85 Jahren, an einer Lungenentzündung verstorben.¹¹

Der Nachruf in den Familien-Nachrichten¹² würdigt ihn mit einem großen Bericht. Dort heißt es u. a.:

*Am 14. Oktober 1903 starb im Mutterhause zu Freiburg i. B.
Maler Lambert Sachs, Privat . . .
Studienaufenthalte in Italien, Trier, Paris,
u. a. Orten . . .
Im Jahre 1850 entschloß er sich zur Übersiedelung nach Amerika*

*und zwar als Maler und Photograph in New York und später Philadelphia. Mehrere Jahre lebte er als Farmenbesitzer in der Wildnis, 30 engl. Meilen vom nächsten Nachbar, ganz allein und ohne Personal, so dass verschiedenste Erlebnisse nicht ausblieben, darunter sogar ein Überfall der Hütte durch einen Bären, . . .
Für sein ganzes Leben behielt Lambert die treueste Anhänglichkeit an seine neue Heimat, deren Bürgerrecht er bis aufs Totenbett mit Begeisterung festhielt. Nach der Rückkehr nach Europa im Jahre 1864 betrieb er zunächst ein photographisches Atelier in Heidelberg, . . . nahm (dann) seinen dauernden Wohnsitz in*



Religiöse Szene mit Engel. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 29x27 cm (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.46)
(Malmappe des Künstlers, Familienarchiv, Privatbesitz)



Göttergestalten Mars, Iris und Venus. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 19x25,5 cm. (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.479 (Malmappe des Künstlers, Familienarchiv, Privatbesitz))

Freiburg i. B., dessen Klima und herrliche Umgebung seiner Vorliebe für die Schönheiten der freien Gottesnatur die beste Befriedigung gewährte.

Viele Gemälde, besonders Altar- und Stationsbilder für die verschiedensten Kirchen des Landes gingen noch aus seiner Kunstwerkstätte hervor,

bis er wegen des schädlichen Einflusses der Ölfarben auf seine Gesundheit das Malen als Beruf aufgab . . .

Diese - hier vom Verfasser besonders hervorgehobene Tätigkeit als Maler von Kirchenbildern, kennzeichnet seine Freiburger Zeit zwar sehr genau, doch konnte trotz intensiver Suche bis heute nicht ein einziges derartiges Bild aus seiner Werkstatt nachgewiesen werden. Aber auch anderes vom Künstler ist selten! So ist denn das Porträt eines „Eduard Vetter“, das im Jahre 1995 im Bestand der Städt. Gemäl-

degalerie des Augustinermuseums ermittelt wurde, das einzige Zeugnis aus 30 Jahren Malerleben in Freiburg!

Der vorliegende Aufsatz soll deshalb nicht zuletzt dazu dienen, die „vergessenen Kirchenmaler“ Südbadens aus ihrer dokumentarischen Isolation herauszuholen. Anfragen bei den zuständigen Institutionen haben nämlich ergeben, daß es für Maler (und Restauratoren) im Bereich der Kirchen für den genannten Zeitraum noch keinerlei Forschungen und erst recht keine Verzeichnisse gibt!¹³

Wenden wir uns deshalb - um überhaupt ein paar Anhaltspunkte zu finden - den zumeist zeichnerischen Darstellungen religiöser Art oder mythologischen Motiven zu, die wir von Lambert Sachs kennen und die uns vielleicht Hinweise auch auf später entstandene Gemälde geben.

Schon in seinen Studienjahren, die wir anhand eines Studienbuches¹⁴ auch zeitlich



Der Kampf mit dem Löwen. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 18x18 cm, (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.58) (Malmappe des Künstlers, Familienarchiv, Privatbesitz)

nachvollziehen können, finden wir zahlreiche Zeichnungen und vielleicht sogar schon Vorlagen für später ausgeführte Arbeiten.

Es beginnt mit kleineren Heiligendarstellungen in einer Bilderfolge wie *Benno, Bernhard, Brigitte, Clara, Felix und Franz Seraph*, geht weiter zu größerformatigen Zeichnungen wie *Heimkehr nach der Schlacht* (Abb. 2) und Entwürfen wie *Maria mit dem Jesuskind* (Abb. 3). Auch die folgende Zeichnung könnte Entwurf für ein noch auszuführendes Kirchengemälde gewesen sein: *Jesus wird in das Grab gelegt* (Abb. 4), diesmal eigenhändig signiert

mit: L. Sachs 1850. Auch die große *Religiöse Szene mit Engel* (Abb. 5) könnte zu den Entwürfen zählen.

Mars, Iris und Venus (Abb. 6) sind sicherlich nicht im kirchlichen Bereich verwirklicht worden, auch nicht *Der Kampf mit dem Löwen* (Abb. 7), dafür aber möglicherweise die Darstellung von *Christus mit knieender Frau* (Abb. 8).

Fragen wir nach tatsächlich vorhandenen Kirchenbildern des Lambert Sachs, so müssen wir leider eingestehen, daß wir bisher weltweit nur 2 Gemälde kennen und diese befinden sich seit 1845 in der Kath. Kirche in Offenburg-



Christus mit knieender Frau. Schwarz-weiß-Zeichnung auf Papier, 20x16,5 cm (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.2.53) (Malmappe des Künstlers, Familienarchiv, Privatbesitz)



St. Pankratius. Öl auf Leinwand, ca. 150x75 cm. Signiert: L. Sachs (Aus den Jahren 1844/45) (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.5.19) Katholische Kirche Offenburg - Windschlag/Baden (Wiedergabe mit Genehmigung der Kirchengemeinde)



Madonna mit Kind. Öl auf Leinwand. Ca. 150x75 cm. Signiert: L. Sachs (Aus den Jahren 1844/45) (Werkverzeichnis Lambert Sachs Nr. 7.4.5.189. Katholische Kirche Offenburg – Windschlag/Baden (Wiedergabe mit Genehmigung der Kirchengemeinde))

Windschläg! Es sind die Darstellung des *St. Pankratius* (Abb. 9), des dortigen Kirchenpatrons und einer *Madonna mit Kind*. (Abb. 10)¹⁵

So sei denn hier nochmals der Wunsch wiederholt, nach diesem „vergessenen Künstler“ zu forschen. Er war immerhin 30 Jahre als Kirchenmaler in Freiburg tätig, von seinen Werken und seinem Wirken in diesem Bereich wissen wir bis heute leider nichts! ...

Anmerkungen

- 1 Heute: Karl-Friedrich-Gymnasium, Mannheim
- 2 Sachs, Joseph, Prof. (Hrg.) Familien-Nachrichten der Familien Sachs, Junghanns und verwandter Familien. Freiburg i. Br. und Baden-Baden. (Erschienen von 1877-1908). Vollständig vorhanden beim Verfasser. In Teilen im Generallandesarchiv Karlsruhe, in Heidelberg, Speyer, Nürnberg, u. a. Älteste Nachweise dieses Stammes 1491/92 in Crainburg (Crainburg/Cranj/Slowenien? - früher eine von Deutschen bewohnte Stadt), später Nürnberg, Neuburg/Donau, Coburg, Prag, Straßburg, Dürkheim, Mannheim, Karlsruhe, Offenburg, Stuttgart, Freiburg im Breisgau, Wertheim am Main, Koblenz, u. a. Älteste Nachweise des Namens liegen vor für Oelsnitz (Erzgeb.) (1497), Altenburg (Thür.), Meißner - Vorland bei Eschwege (Nordhessen), Ilmenau (Thür.), Raum Stuttgart, Heidelberg. (Schreiben Fred-Günter Junghans, Christbuchenstr. 17, D-34130 Kassel, vom 4. 10. 1993.) Herr J. als bester Kenner aller Familienzweige Jung(han)n(s). Inzwischen 7000 Familienangehörige vorwiegend aus Hessen und dem Altenburger Land - EDV-mäßig erfaßt. (Schr. F - G. J. vom 17. 12. 1996.)
- 3 Hier waren die Professoren Götzenberger/Historienmaler (1800-1866) und Weber/Porträtmaler (um 1803-1881) seine Lehrer.
- 4 Die Karlsruher Zeichenakademie wurde formell allerdings erst 1854 gegründet, so daß vorerst offen bleiben muß, wer ihn dort unterrichtet hat.
- 5 Bauer, Sonja-Maria. Die Verfassungsgebende Versammlung in der Badischen Revolution von 1849. Darstellung und Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Band 94, Droste Verlag, Düsseldorf (1991). Abbildung und nähere Einzelheiten zu Wilhelm Sachs auch in: mannheimer hefte 1995/96, Seiten 63 (Abb.) und 80 (Text). (Stadtverwaltung Mannheim und Mannheimer Altertumsverein von 1859). Mannheim 1996. (Vergl. auch Anm. 8).

- 6 Bodenbach, Hans Joachim. Fotomappe mit Arbeiten des Malers Lambert Sachs aus Mannheim, angelegt 1983 in 2 Exemplaren, davon eines für die Mannheimer Kunsthalle, an der L. Sachs studiert hatte, ein weiteres für die Smithsonian Institution, Washington D. C. (USA), dort zur Archivierung aller von US-Bürgern vor 1914 geschaffener Kunstwerke. (Der Maler hatte in seinem späteren Leben die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen!) Hildesheim 1978 ff.
- 7 Chotner, Deborah. Vergl. Anm. 8.
- 8 Literatur seit 1992: - Chotner, Deborah. American naive paintings (The collection of the National Gallery of Art, National Gallery of Art, Systematic Catalogue), Kapitel Lambert Sachs, Seiten 330-331, Washington, D. C., USA. Mit 1 Farbabbildung des Sachsschen Gemäldes: The Herbert children of Toms river. Washington, D. C., USA, 1992. - Lehnert - Leven, Christl. Ein spätbiedermeierliches Porträt aus Trier: Maria Margaretha Goedekke, erste Direktorin der Städtischen Höheren Töchterchule Trier, gemalt im Jahre 1847 von Lambert Sachs aus Mannheim. (Mit 2 Abbildungen von Gemälden des Lambert Sachs und einem vom Verfasser zur Verfügung gestellten fotografischen Selbstporträt des Künstlers). Neues Trierisches Jahrbuch, 1993, S. 113-130. Verein Trierisch e. V., Trier. Trier 1993. - Bodenbach, Hans Joachim. Der Maler Lambert Sachs (1818-1903) aus Mannheim und sein Werk. In: mannheimer hefte 1995/96, Seiten 60-82. Mit 17 Abbildungen, davon 7 in Farbe. (Stadtverwaltung Mannheim und Mannheimer Altertumsverein von 1859). Mannheim 1996. - Bodenbach, Hans Joachim. Der Maler (und Fotograf) Lambert Sachs aus Mannheim (1818-1903) und seine Beziehungen zu Offenburg. In: Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Seiten 561-596, mit 20 Abbildungen. (Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, Offenburg in Baden.) Offenburg in Baden 1996. - Bodenbach, Hans Joachim. Der großherzogliche Obereinnehmer Karl (Carl) Georg Sachs (1816-1898) aus Wertheim und seine Familie. (Wertheimer Jahrbuch, 1998, mit 44 Abbildungen, davon 5 in Farbe. Im Druck.) Wertheim am Main 1998.
Internet: Biographie des Malers Lambert Sachs auch im Internet der National Gallery of Art, Washington, D.C., USA, unter <http://www.nga.gov/cgi-bin/pbio?27500>
- 9 Lambert Sachs war offensichtlich nur Teilhaber oder Mitarbeiter des Fotoateliers Eduard Schultze, Ploek 79, in Heidelberg. Im Nachruf für Lambert Sachs wird die Rückkehr aus Amerika mit 1864 angegeben. Tatsächlich belegt ein mit 1862 datiertes Foto, daß er schon mindestens 2 Jahre früher nach Baden zurückgekehrt war.
- 10 Einwohnerverzeichnisse der Stadt Freiburg i. Br. (Bestand Universität Freiburg i. Br. H 4536.) Lambert Sachs wird erstmals 1872 genannt. Adresse: Weberstr. 12. Er wird dann über 30 Jahre als Kunstmaler („Öl und Aquarell“) unter ständig wechselnden Anschriften geführt. Ab 1902 entfällt der Zusatz „Kunstmaler“, 1903 ist der letzte Eintrag.

11 Letzter Nachweis ist „Zähringerstraße 4-10“, das ist das Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul. Unterlagen im Ordenshaus konnten nicht mehr ermittelt werden, wahrscheinlich, weil der Gebäudetrakt im 2. Weltkrieg zerstört wurde. (Schr. der Generaloberin vom 16. 6. 1993). Lambert Sachs wurde auf dem Freiburger Hauptfriedhof beerdigt. Auch das Grab ist nicht mehr vorhanden, möglicherweise aufgelassen oder ebenfalls kriegszerstört. (Schr. Stadt. Freiburg i. Br., Friedhofsamt, vom 23. 1. 1996). Allerdings konnte Verfasser im Jahre 1994 im Stadtarchiv Freiburg i. Br. ein 20-seitiges, von einem Notar erstelltes Schriftstück zum Nachlaß des Künstlers ermitteln. Danach ist Lambert Sachs – zwar nur umgeben von Tisch und Stühlen und seinen Gemälden, aber mit umfangreichem Aktienbesitz und somit als wohlhabender Mann verstorben!

12 Wie Anm. 2.

13 Korrespondenz im Jahre 1994 mit dem katholischen Erzbischöflichen Ordinariat und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Freiburg i. Br.

14 Malmappe im Bestand des Familienarchivs Sachs (Privatbesitz).

15 Die Gemälde befinden sich in der Kath. Kirche Offenburg-Windschläg, im rechten hinteren Kirchenschiff in etwa 4 m Höhe. Ausführlich dazu über Anm. 8 in Die Ortenau 1996. Offenburg in Baden 1996

Nachweis der Abbildungen:

Karl Joggerst, Offenburg – Windschläg: Abb. 9 und 10

Verfasser: Sonstige

Anschrift des Autors:

Dr. Hans Joachim Bodenbach

Weidenweg 50

21509 Glinde

Prof. Dr. Ingeborg Krummer-Schroth, 1911–1998

Ein Leben im Dienst der oberrheinischen Kunst

Am 13. Juli dieses Jahres ist Ingeborg Krummer-Schroth, langjährige Mitarbeiterin am Freiburger Augustinermuseum, im Alter von 86 Jahren in Freiburg gestorben. Geboren wurde Ingeborg Schroth am 2. Dezember 1911 im thüringischen Apolda, wo sie auch die frühe Kindheit verbrachte. Nach letzten Schuljahren in Berlin und Gera widmete sie sich seit 1932 in Freiburg und München dem Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Archäologie. 1983 wurde sie mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet, 1988 hat ihr das Land Baden-Württemberg den Professorentitel verliehen.

Ihre Herkunft aus Mitteleuropa und ihr Dissertationsthema – „Die Nachahmung des Griechischen“ durch die Berliner Baumeister der Goethezeit – lassen nichts davon ahnen, daß sie danach wie nur wenige „Zugereiste“ am Oberrhein heimisch werden und dessen Kunstgeschichte zu ihrem ureigensten Forschungsgebiet machen sollte. Tatsächlich trifft man bei Beschäftigung mit Freiburger Kunstgeschichte im speziellen und oberrheinischer Kunst im allgemeinen immer wieder auf ihren Namen und zwar nicht nur bei streng wissenschaftlichen Arbeiten. Zahlreiche Werke von ihr sind, in einem flüssigen Stil geschrieben, dazu bestimmt, Geschichte und Kunst des Oberrheins einem breiteren Publikum nahe zu bringen, siehe etwa ihren Münster- und Stadtführer „Kunst in Freiburg“ von 1961 oder die sehr anschaulich geschilderten „Bilder aus der Geschichte Freiburgs“ von 1970. Vorträge, Führungen, Kurse an der Volkshochschule ergänzten die publizistische Tätigkeit. Jahre, bevor „Öffentlichkeitsarbeit“ zu einem festen Begriff im Museumswesen wurde, von einem eigens

dafür eingestellten Mitarbeiter ausgeübt, hat sie dies als ihre Aufgabe angesehen und sie mit dem gleichen Eifer wie die traditionellen musealen Pflichten erfüllt. Ihr Wissen über das, was heute „die Regio“ heißt, war erstaunlich. Wer mit ihr durch die Lande reiste, erfuhr das auf sehr lebendige Weise. Im Jahr 1964 hat sie Erich Krummer, Mitglied einer alteingesessenen Freiburger Familie, geheiratet.

Ihre Arbeit am Augustinermuseum hatte sie am 1. Februar 1939 unter einem so erfahrenen Museumsleiter wie Dr. Werner Noak begonnen. Bald sollten die Kriegs- und Nachkriegsjahre mit Bergung, Verlagerung und Rückführung der Kunstschatze große Anforderungen an die Museumsleute stellen, ebenso der danach folgende Wiederaufbau der Sammlungen, den sie tatkräftig mitgestaltet hat. Kennzeichnend für ihre geistige Offenheit ist, daß sie ihr Interesse dabei nicht auf die – im engeren Sinne – kunstgeschichtlichen Bestände beschränkte, sondern sich mit gleicher Intensität der reichen volkskundlichen Abteilung des Museums zuwandte und 1961 auch den Aufbau der Schausammlungen der völkerkundlichen Objekte übernahm, für die es damals noch keinen eigenen wissenschaftlichen Betreuer gab. Sie war – wie es die Tradition des 19. Jahrhunderts wollte und wie es in Zeiten gelockerter Bindungen selten geworden ist – ganz mit dem Haus verwachsen, dem sie bis ans Ende ihrer Berufszeit 1974/75 treu geblieben ist.

Neben der Museumstätigkeit pflegte sie, ebenfalls ein Leben lang, die Verbindungen zur Universität, die in den späteren Kriegsjahren und der frühen Nachkriegszeit besonders eng war; so versah sie vom 1. 4. 1943 bis zum 1. 10. 1945 halbtägig die Assistentenstelle am Kunst-



Prof. Dr. Ingeborg Krummer-Schroth, 1911-1998

historischen Institut. Nach einem ersten Lehrauftrag im Jahre 1951 an der damaligen Freiburger Akademie der Bildenden Künste folgten seit Sommersemester 1959 Lehraufträge an der Universität, die sie bis ins Jahre 1982 erfüllte. Neben spezieller Museumskunde lehrte sie oberrheinische Kunstgeschichte, wofür die Sammlungen vorzüglichen Anschauungsstoff boten; außerdem behandelte sie kunsthandwerkliche Themen, die damals noch kaum auf dem Lehrplan von Universitäten standen. Dabei war sie bemüht, auch Kenntnisse der kunsthandwerklichen Techniken zu vermitteln, wohl wissend, daß sich gerade hier in der Praxis eine große Hürde vor dem Neuling aufbaut. Es lag auf dieser Linie des praxisnahen Lehrens, wenn sie einem Doktoranden, der sich mit gotischer Goldschmiedekunst beschäftigte, ein Praktikum bei einem bekannten Basler Goldschmied vermittelte. Ein breites, weit über ihre Spezialgebiete hinausreichendes Wissen, pädagogisches Talent, große Hilfsbereitschaft und menschliches Verständnis machten sie zu einer vorzüglichen Lehrerin.

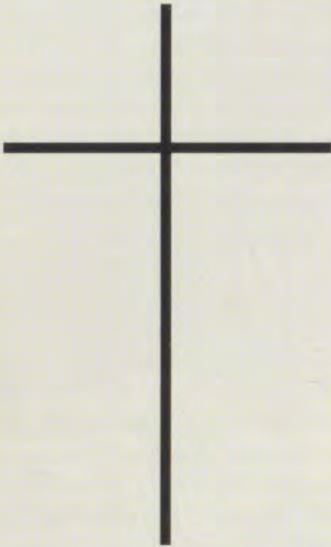
Wie bei vielen Museumsleuten verbirgt sich der Ertrag ihrer wissenschaftlichen Arbeit zu einem nicht geringen Teil in Ausstellungskatalogen, zahlreichen Aufsätzen, Lexikon-Artikeln. Hervorzuheben ist hier zunächst der Katalog über „Mittelalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein“, einer der ersten Nachkriegskataloge mit wissenschaftlichem Anspruch (1948, ein Jahr nach der Ausstellung erschienen), dann aus späterer Zeit der umfangreiche, anlässlich von Freiburgs 850-Jahrfeier herausgegebene Ausstellungskatalog von 1970 „Kunstepochen der Stadt Freiburg“, der zum überwiegenden Teil von ihr verfaßt wurde. Zwei bedeutende oberrheinische Bildhauer fanden ihr besonderes Interesse. An dem spätgotischen Meister H. L., dessen Person trotz jüngster Identifika-

tionsversuche für uns immer noch nicht recht faßbar ist, faszinierte sie das Rätsel seiner künstlerischen Herkunft, der sie im Südosten des Heiligen Römischen Reiches, in der Heimat des „Donaustils“, auf die Spur zu kommen suchte. Diese Forschungen sind Fragment geblieben. Vordringlich stellte sich ihr die Aufgabe, eine Monographie über den anderen großen Bildhauer des Breisgaus, den im 18. Jahrhundert tätigen Wentzinger, zu schreiben, über den bisher nur Einzelpublikationen mit z. T. widersprüchlichen Ansichten vorlagen. Als verpflichtendes Vermächtnis war auf sie das von Werner Noack und Lore Noack-Heuck gesammelte Forschungsmaterial gekommen. Wie bei anderen großen Gestalten der Kunstgeschichte ging es bei Wentzinger darum, das Werk des Meisters von dem seiner Mitarbeiter und Nachahmer deutlich abzugrenzen; außerdem galt es, den internationalen künstlerischen Beziehungen des Weitgereisten nachzugehen. In ihrem 1987 erschienenen Buch hat sie den derzeitigen Wissensstand souverän verarbeitet, ihn dabei mit eigenen Erkenntnissen bereichert und zugleich ein anschauliches Bild vom Leben und Werk Wentzingers entworfen.

Die letzten Jahre von Ingeborg Krummer-Schroth waren von schwerer Krankheit und dem bedrohlichen Schwinden der Sehkraft gezeichnet. Sie hat dies mit philosophischer Gelassenheit ertragen, – dabei geistig wach und voll menschlicher Anteilnahme, dem Leben der Stadt und dem Museum verbunden bis zuletzt.

Anschrift der Autorin:
Dr. Eva Zimmermann
Adalbert-Stifter-Str. 8
79102 Freiburg

Karl Siegfried Bader gestorben



Das Ehrenmitglied der „Badischen Heimat“ Prof. Karl Siegfried Bader ist in Zürich im Alter von 93 Jahren gestorben. 1905 in Waldau bei St. Märgen geboren, wuchs er auf in der Baar, machte 1924 in Donaueschingen Abitur, studierte Jura, wurde tätig im badischen Justizdienst. 1933 schied er aus dem Staatsdienst aus, wurde Rechtsanwalt in Freiburg, 1937 übernahm er zusätzlich die Leitung des Fürstenberg-Archivs in Donaueschingen, habilitierte sich für Rechts- und Kirchengeschichte.

Die französische Militärregierung ernannte Bader 1945 zum Generalstaatsanwalt für (Süd-)Baden, mit der Hauptaufgabe der „Entnazifizierung“. Besonders spektakulär war 1948 der „Freiburger Euthanasieprozeß“, Bader führte die Anklage. 1951 wurden die staatlichen Weichen im Südwesten anders gestellt, Bader war ein guter Badener und skeptisch.

Er orientierte sich nun ganz wissenschaftlich, wurde Ordinarius in Mainz, 1953 in Zürich. Das Angebot, als Nachfolger seines Donaueschinger Landsmannes Max Güde Generalbundesanwalt zu werden, lehnte er ab; seine Zeit widmete er der Rechts- und Landesgeschichte, veröffentlichte unermüdlich. Und er hielt Vorträge, auch bei der „Badischen Heimat“.

Für immer lesenswert und voller Anregungen ist z. B. sein Festvortrag 1959: „Baden und die Badische Heimat“ (veröffentlicht in Heft 4/1959 der BH). Der Landesverein ernannte den international anerkannten Gelehrten zum Ehrenmitglied.

Für die „Badische Heimat“ wird Karl Siegfried Bader immer zu den großen Badenern zählen.

Adolf Schmid

Buchbesprechungen

Manfred Bosch: Hiergeblieben oder Heimat und andere Einbildungen. Porträts, Essays und Reden aus zwei Jahrzehnten. 254 Seiten. Edition Klaus Isele Eggingen 1997, gebunden DM 32,00 ISBN 3-86142-098-8

Manfred Bosch, 1947 in Bad Dürkheim geboren, wurde mit alemannischen Raum mit seinen Dialektgedichten bekannt. Mit seinem ersten Mundartband *Uf den Dag warti* gewann das Alemannische Anschluß an die „Neue Mundartliteratur“, die mit der Sprache auch kritisch Bewußtseins- und Gesellschaftszustände dokumentierte. Dem ersten Band, der mehrere Auflagen erlebte, folgten weitere. Zugleich schufen die Dialektgedichte einen Zugang zur Kultur und Literatur der alemannischen Region. Ausdruck einer regionalen Identitätssuche über die Grenzen der Nationalstaaten hinweg war 1980 die Gründung der „alemannischen“ Zeitschrift *Allmende*, von der bis heute 57 Nummern erschienen sind. Mit seinen auch in Fachhistorikerkreisen hoch geschätzten Dokumentationsbänden über die NS-Zeit in Südbaden (Als die Freiheit unterging) und die Nachkriegszeit (Der Neubeginn) leistete Bosch für die Regionalgeschichte Pionierarbeit. Zentrales Anliegen für Bosch seit Anfang der 80er Jahre war jedoch die Wiederentdeckung und Rehabilitation verfeimter und vergessener Schriftsteller. Den Anstoß dazu gab wohl die Beschäftigung mit dem Exilschriftsteller Max Barth, dessen Biografie Bosch unter dem Titel *Flucht in die Welt* herausgegeben hatte. Mit dem monumentalen Band *Bohème am Bodensee* (Libelle Verlag 1997) lieferte Bosch eine fulminante Gesamtdarstellung des literarischen Lebens am Bodensee im Zeitraum von 1900 bis 1950.

Für dieses Werk erhielt Bosch zum zweiten Mal den Bodenseeliteratur-Preis der Stadt Überlingen, den er zum ersten Mal 1978 für seine Mundartgedichte erhalten hatte. Er wurde mit dem Johann-Peter Hebel des Landes Baden-Württemberg ebenso ausgezeichnet wie mit dem „Alemannischen Literaturpreis“ der Stadt Waldshut-Tiengen. Die „Allmende“ erhielt den Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg. Die Preise und Ehrungen ermöglichten Manfred Bosch immer wieder, neue Projekte zu verwirklichen, zumal die ökonomischen Erfolge seiner anspruchsvollen Arbeiten auf dem Buchmarkt leider bescheiden waren.

Nach der Herausgabe des „Bodenseebuches“ und damit einem gewissen Abschluß einer jahrzehntelangen Publikations-, Editions- und Forschungsarbeit zieht Manfred Bosch nunmehr mit dem Band *Hiergeblieben Bilanz*, zumal mit der Vollendung des 50. Lebensjahres für Bosch auch eine biografische Zäsur verbunden war. Schon im Titel wird in ironischer Distanz, die allein immer wieder selbstkritische Vergewisserung ermöglicht, der Bezug, besser noch: das Bekenntnis zur Region postuliert. Manfred Bosch versammelt Aufsätze, die gleichermaßen seine biografische wie auch schriftstellerische Arbeit der letzten zwanzig Jahre markieren. Landschaftsessays über die Baar, den Bodensee und die Hochrheingegend, die gleichermaßen für Bosch auch Lebenslandschaften waren und sind, markieren ein

Stück weit den Lebensweg des 1947 in Bad Dürkheim geborenen Autors. Die Aufsätze, die als Auftragsarbeiten entstanden waren, zeichnet aus, daß sie Lobpreisungen umgehen und trotzdem Ausdruck von Zugehörigkeiten sind. Vor allem sieht Bosch in der Landschaft immer wieder – wie er es selbst formuliert – eine „Gegend für Menschen“. Bosch erinnert sich immer wieder der Unterdrückten und Entrechteten, ob es die Tiroler Hütekinder oder die ausgebeuteten Arbeiter zur Zeit der Industrialisierung sind.

Ein weiterer Block versammelt Porträts von verfeimten Schriftstellern, Philosophen, Malern und Journalisten. Boschs „Kulturarchäologie“ gilt einer späten Gerechtigkeit – das Werk derer zu würdigen, die zu unrecht vergessen wurden. Dazu gehören etwa der literarische Chronist des alemannischen Landjudentums, Jacob Picard, dessen Gesamtwerk Bosch ebenfalls beim Libelle-Verlag in einer vorzüglich edierten Ausgabe wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, der Philosoph Max Picard, der Journalist Erich Schairer und andere. Die Porträts sind keine Panegyrik, sondern sie beschreiben präzise die Leistungen im geistesgeschichtlichen und literarischen Umfeld und behalten doch auch die Persönlichkeit im Blick. Mit der Wiederentdeckung eines Werkschaffens, das vor allem durch den Ungeist 1933-45 vernichtet wurde, bereichert Bosch auch die Region.

Anregungen zu einer „Theorie des Regionalismus“ liefert der dritte Block von Aufsätzen, gehalten bei Preisverleihungen und Ausstellungseröffnungen. Die Aufsätze zeigen, daß Bosch sich der Zusammenhänge nachdenklich vergewissert, in dessen Kontext er seine praktischen Arbeiten stellt. So ist es auch zu erklären, daß das Gesamtprojekt über die Launen des Zeitgeistes hinaus seine Aktualität behalten hat. Die in dem Band versammelten Texte aus mehr als 20 Jahren beweisen, daß sie kein Verfallsdatum tragen, sondern von ungebrochener Aktualität sind.

Heinz G. Huber

Der Enzkreis: Jahrbuch 7. Hg. v. Landratsamt Enzkreis (Hochbau-, Schul- und Kulturamt), Pforzheim 1997. 304 S., DM 20,00.

Sein inzwischen siebtes Jahrbuch seit 1986 legt das Landratsamt Enzkreis einer interessierten Leserschaft vor. Genau wie bei seinen Vorgängern entfaltet sich ein breites Spektrum an Themenbereichen zu Kultur, Bildung, Wirtschaft, Verkehr, Soziales, Natur, Umwelt und natürlich zur Geschichte des Kreisgebietes und seiner Gemeinden. So beleuchten insgesamt fünf Beiträge das zum Weltkulturerbe zählende Kloster Maulbronn, das 1997 auf seine 850jährige Geschichte zurückblicken kann. Zur 25jährigen Wiederkehr der Kreis- und Gemeindereform werden exemplarisch die beiden gelungenen Gemeindegemeinschaften Kämpfelbach und Keltern vorgestellt. Von besonderem Interesse ist der von Prof. Martin Steinmann gehaltene und nunmehr gedruckt vorliegende Beitrag zum Frühhumanisten

Johannes Heynlin, der um das Jahr 1425 in Stein (Gmd. Königsbach-Stein) das Licht der Welt erblickte. Im Zentrum seines Wirkens in Paris, Tübingen und schließlich in Basel, wo er am 12. März 1496 starb, standen stets die Menschen seiner Zeit, die er durch seine Predigten in seinen Bann zog. Uns hinterließ er neben zahlreichen Schriften auch eine kostbare Bibliothek, die sich an seinem Sterbeort befindet. Die Kieselbronner „Arbeitsgemeinschaft Ortschronik“ untersuchte über einen Zeitraum von rund 150 Jahren den Wandel der Erwerbsstruktur ihrer Heimatgemeinde insbesondere in Bezug auf die stark konjunkturell schwankende Pforzheimer Schmuckindustrie. Anhand des Studiums archivischer Quellen wird anschaulich dargestellt, wie sich die dörfliche Gemeinschaft immer mehr von der Landwirtschaft entfernte und – bedingt durch steigende Mobilität – ihren Lebensunterhalt in Fabriken und Industriebetrieben fand. Mit seinem Aufsatz „Vom Enztal in die Neue Welt“ bietet Kreisarchivar Konstantin Huber einen wertvollen Beitrag zur Familienforschung anhand der exemplarisch ausgewählten Familie Birck aus Birkenfeld und Enzberg. Über das sonst überwiegend reine Zahlen- und Datengerippe hinausgehend, wurden zahlreiche Unterlagen kommunaler Archive herangezogen, die schließlich ein anschauliches Bild von Leben und Alltag „einfacher Leute“ vom 17. bis ins 19. Jahrhundert ermöglichen. Das reich bebilderte Jahrbuch des Enzkreises eröffnet einmal mehr interessante Einblicke in die Kultur und Geschichte eines wirklich badisch-württembergischen Landkreises.

Bernd Breitkop

Manfred Otto Ulbrich: „Versöhnt und vereint“. Die badische Kirchen-Censur in der Gemeinde Weil 1741–1821. 358 S., 2 Abb., 1 Tab. DM 46,-, Verlag Resin, Binzen 1997

Mit Kirchenzensur bezeichnete man vom Beginn des 18. bis ins 19. Jahrhundert hinein eine zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Ahndung kleinerer sittlicher Vergehen geschaffene niedere (Schieds-) Gerichtsbarkeit auf dem Lande. Sie wurde in der Markgrafschaft Baden-Durlach, wie ähnlich auch vorher in benachbarten Territorien, durch die Kirchen-Censur-Ordnung von 1703/1718 eingeführt, trat an die Stelle der zuvor jahrhundertlang geübten rein geistlichen Kirchenzucht und war vom Geist der beginnenden Aufklärung geprägt. Dennoch bezog sie die Pfarrer, welche ja Staatsdiener waren, als Aufsichtspersonen ein, obwohl die Kirchenzensur von Laien durchgeführt wurde, nämlich vom Vogt (Ortsschulze) zusammen mit dem Stabhalter (Anwalt des örtlichen Gerichts „stabs“), weiteren Gemeindebeauftragten wie Almosenpfleger, Betelwächter und anderen sowie einem bestellten „Kirchenrüger“ (später Kirchenzensor genannt, ein Vorgängeramt des späteren Kirchenältesten). Die Protokolle der eigentlich monatlich durchzuführenden, oft aber – anscheinend je nach Einstellung des Orts Pfarrers – sehr viel seltener abgehaltenen Verhandlungen hatte meist der Lehrer anzufertigen. Als derjenige, der die Vergehen festzustellen und zu melden hatte, andererseits dafür bezahlt und geschützt wurde, hatte der Kirchenrüger eine durchaus schwierige Position – der wohl problematischste Teil der Kirchenzensur, welche im übrigen notwendige Erziehungs- und Schlichtungsarbeit leistete. – Noch 1798 wurde unter Staatsrat Friedrich Brauer

eine in vielen Details verbesserte „Erneuerte Kirchen-Censur-Ordnung“ erlassen.

Die hier anzuzeigende Veröffentlichung verdankt ihre Entstehung dem Umstand, daß im Evangelischen Pfarramt von Weil am Rhein zwei Bände mit insgesamt 397 Kirchenzensur-Protokollen aus den 80 Jahren von 1741 bis 1821 aufgefunden wurden, wie sie sonst nur da und dort in geringerem Umfang erhalten sind. Sie werden hier wörtlich und vollständig ediert (S. 29–202), mit einem vorangestellten Glossar darin vorkommender fremdsprachiger und alemannischer Spezialausdrücke und einem Inhaltsverzeichnis (Nummer, Verhandlungsdatum, Kurzbeschreibung des Vergehens). Im Kommentarteil folgt nach einer Einleitung, welche die notwendigen zeitgeschichtlichen Informationen bietet, darunter Kurzbiographien von drei herausragenden unter den sechs Weiler Pfarrern dieser Zeit, eine sich an den Zehn Geboten orientierende Auswertung; diese nimmt die wichtigsten Zahlen einer genauen statistischen Tabelle im Anhang auf. Die meisten Verfehlungen lagen im Bereich der Sonn- und Feiertagsheligung (Versäumnis von Gottesdienst oder Kinderlehre, stattdessen Arbeiten oder Tanzen an Sonn- oder Feiertagen). Zahlenmäßig folgen Fälle von Streit und Gewalt in Ehe und Familie sowie uneheliche Schwangerschaften, Hurerei und dergleichen. Ferner sind Trunksucht, üble Nachrede, Unfug, Kartenspiel, Schulversäumnis, Schlägereien und ähnliches zu nennen. Viele der Delikte wurden lediglich durch Ermahnungen beantwortet (26mal mit dem Vermerk „versöhnt und vereint“). Immer wieder wird deutlich, daß gerade den Frauen durch die Kirchenzensur oft zu ihrem Recht verholfen wurde. – Etwas zahlreicher als die Ermahnungen waren die Strafen: vor allem „Häusleinstrafen“ (Arrest) und Geldstrafen, vereinzelt körperliche Züchtigungen, Turmstrafen und Dorfverweise. Gut 40 Prozent der Fälle wurden wegen ihrer Schwere zur Entscheidung an das Oberamt bzw. das Spezialat (Dekanat) überwiesen.

Die Arbeit hat in der vorliegenden, vom Verfasser selbst erstellten Fassung viele formale und stilistische Mängel und auch Defizite der historischen Einordnung. Auch wäre eine sozialgeschichtliche Analyse solcher Quellen über die hier fast nur statistische Auswertung hinaus lohnend gewesen. Das Buch gewährt gleichwohl einen interessanten Einblick in die ländliche Alltagswelt einer südbadischen Gemeinde im 18. Jahrhundert.

Gerhard Schwinge

Gerhard Lötsch: „Bis daß die Freiheit aufersteht“. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern. 188 S., 34 Abb., DM 38,50, Acheron Verlag, Achern 1998

Nach dem Ende der zahlreichen Gedenkveranstaltungen und Feiern zur Badischen Revolution vor 150 Jahren werden als bleibende Früchte der beiden Gedenkjahre 1998/99 die Ergebnisse der zahlreichen, oft erstmaligen Detailforschungen bleibenden Wert behalten, welche durch dieses Gedenken angeregt und dann auch publiziert worden sind. Dazu gehören neben biographischen vor allem die ortsgeschichtlichen Darstellungen zur Revolution. Mit dem hier angezeigten Buch gesellt sich eine solche gleichsam als kleinere Schwester zu der umfangreichen Darstellung „Offenburg 1848/49“ von Vollmer (vgl. Bad. Heimat 1997, S. 555 f.) hinzu. Durch die Rolle von Stadt und Amtsbe-